Kleine religiöse Bibliothek in Miniaturausgaben.

Sämmtliche ascetische Schriften

von

P. Johann Grou,

aus der Gesellschaft Jesu.

Neuntes Bändchen.

Christliche Lebensregeln.

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg sind von dieser „Bibliothek" erschienen:

Abelly, Krone d. chr. Jahres. 2 Bde. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.
St. Aloysius, Gebetbuch. 15 kr. od. 5 sgr.
Augustinus, des heil., Betrachtungen. 36 kr. od. 11 1/4 sgr.
— Bekenntnisse. 40 kr. od. 12 1/2 sgr.
Besuchungen d. h. Altarssakraments. 15 kr. od. 4 1/2 sgr.
Blosius, Trost f. Kleinmüthige. 18 kr. od. 6 sgr.
Bonaventura, Psalmen zu Ehren Mariens. 3 kr. od. 1 sgr.
Causinus, der christliche Tag. 18 kr. od. 6 sgr.
Challoner, Betrachtungen. 2 Bdchen. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.
Crasset, Anleit. z. betracht. Gebete. 18 kr. od. 6 sgr.
— Betracht. üb. d. bittere Leiden J. Chr. 18 kr. od. 6 sgr.
Christ, der, auf Golgatha. Gebetbuch. 15 kr. od. 5 sgr.
Friedrich, Gebetb. z. V. d. h. M. Anna. 30 kr. od. 10 sgr.
Führer christlicher Seelen. 18 kr. od. 6 sgr.
Garzia, Andacht zum heil. Joseph. 18 kr. od. 5 1/2 sgr.
Gebetbüchlein f. Hirtenkinder. 6 kr. od. 2 sgr.
Geist d. heil. Philippus Nerius. 21 kr. od. 7 sgr.
Grou, Jesus und Maria. 2 Thle. 1 fl. 21 kr. od. 24 sgr.
— die Wissenschaft des Kreuzes. 2 Thle. 39 kr. od. 12 sgr.
— Denksprüche. 30 kr. od. 10 sgr.
Hamacher, Armatura Dei. 42 kr. od. 13 1/2 sgr.
— das Kirchlein. Gebetbüchlein. 30 kr. od. 10 sgr.
Hausen, d. Heiligkeit d. Priesters. 36 kr. od. 11 1/4 sgr.
Heiligung des Priesters. 48 kr. od. 15 sgr.
Himmelsbahn, die, 3täg. Exercitien. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
P. Joseph, d. Liebe Jesu zu d. Menschen. 15 kr. od. 5 sgr.
H. Katharina v. G., Abh. v. Fegf. 4 1/2 kr. od. 1 1/2 sgr.
Kempis' Nachfolge. Lateinisch u. Deutsch. 30 kr. od. 10 sgr.
— dasselbe. Lateinisch. 18 kr. od. 6 1/4 sgr.
— dasselbe. Deutsch. 12 kr. od. 3 3/4 sgr.
Lehr- u. Andachtsb. f. Seminaristen. 27 kr. od. 8 3/4 sgr.

Leonardo da P. Maurizio, h. Handb. 36 kr. od. 11 1/4 sgr.
— Andacht z. h. Sakramente. 18 kr. od. 6 sgr.
— Anleitung zur Generalbeicht. 18 kr. od. 6 sgr.
— Unterricht über d. h. Messe. 15 kr. od. 5 sgr.
— Weg zum Himmel. 30 kr. od. 10 sgr.
Liguori, Besuchungen. 18 kr. od. 5 1/2 sgr.
— das Gebet. 18 kr. od. 5 1/2 sgr.
— Leidensstunden U. H. J. Christi. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
— Uebung d. Liebe z. Jesus Christus. 30 kr. od. 10 sgr.
— Vademecum f. fromme Priester. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
— Verehrung d. heil. Theresia. 18 kr. od. 5 1/2 sgr.
Nachfolge der allersel. Jungfr. Maria. 27 kr. od. 8 3/4 sgr.
Nachfolge des heil. Joseph. 18 kr. od. 6 sgr.
Offizium Mariä. 12 kr. od. 4 sgr.
Offizium für die Abgestorbenen. 12 kr. od. 4 sgr.
Pagani, And. z. allerheil. Altarssacr. 15 kr. od. 5 sgr.
Palast der göttlichen Liebe. 12 kr. od. 3 3/4 sgr.
Pinamonti, geistl. Ueb. d. h. Ignatius. 36 kr. od. 11 1/4 sgr.
— das zerknirschte Herz. 15 kr. od. 5 sgr.
— die Stellung der Reichen. 18 kr. od. 6 sgr.
— der untrügliche Spiegel. 18 kr. od. 6 sgr.
— der Weg zum Himmel. 21 kr. od. 7 sgr.
— der Führer der Seelen. 2 Bdchen. 48 kr. od. 15 sgr.
— das heilige Herz Mariä. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
Roothan, geistl. Betrachtung zu verrichten. 15 kr. od. 5 sgr.
Sales, kleine Philothea v. Buchfelner. 12 kr. od. 4 sgr.
Scupoli, der geistliche Kampf. 30 kr. od. 10 sgr.
de Ségur, Jesus Christus. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
Segneri, Andacht z. s. J. Maria. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
— Ausleg. d. Magnificat. 9 kr. od. 3 sgr.
— Gebetfrüchte. 12 kr. od. 4 sgr.
— Erklär. d. Psalmes Miserere. 30 kr. od. 10 1/2 sgr.
Stelzig, Missionsbüchl. f. Hausmütter. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
— Missionsbüchl. f. Hausväter. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
— Missionsbüchl. f. Jungfrauen. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
— Missionsbüchl. f. Jünglinge. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
Stöger, Maria auf d. Himmelsthrone. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
Tagzeiten, vier, z. Ehren d. s. J. Maria. 6 kr. od. 2 sgr.
Tauler, Nachfolge d. a. Lebens J. Christi. 30 kr. od. 10 sgr.
Theodor v. Almeida, Seufzer. 18 kr. od. 6 sgr.
Theologie, seraph., d. h. Bonaventura. 24 kr. od. 7 1/2 sgr.
Thomas v. Aquin, Himmelsleiter. 15 kr. od. 5 sgr.
— Engel der Schule. 30 kr. od. 10 sgr.
Valuy, d. klösterlichen Tugenden 27 kr. od. 9 sgr.
Verehrung der h. 14 Nothhelfer. 12 kr. od. 3 3/4 sgr.
Wahrheiten, 100, üb. Pflichten d. geistl. Leb. 6 kr. od. 2 sgr

---

Christliche

Lebensregeln

nach den

Bekenntnissen des heiligen Augustin.

Von

P. Johann Grou,

aus der Gesellschaft Jesu.

Nach der neuesten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1865.

Approbation.

Das Buch: Christliche Lebensregeln noch den Bekenntnissen des heiligen Augustin von Herrn Abbe Grou ist des Druckes durchaus würdig. Der Verfasser erklärt nach einem der größten Geister unter den Lehrern der Kirche und einem Weltweisen, der das menschliche Herz genau gekannt hat, die Pflichten des Menschen und des Christen und erweist der gesunden Philosophie die wahrste Huldigung, indem er sie als die durch das Evangelium gereinigte und vervollkommnete Vernunft darstellt. Mit diesem Verdienste verbindet der Verfasser eine deutliche und edle Schreibart.

Guvot,
Generalvikar von Cambrai.

Paris, 20. Dez. 1785.

Aus dem Leben des Verfassers.

Johann Nicolaus Grou, geboren den 23. November 1731 zu Calais, trat schon im Alter von 15 Jahren bei den Jesuiten ein, von denen er bereits den ersten Unterricht empfangen hatte, und zwar im Collegium Ludwigs d. Gr., das damals von diesen Ordensmännern geleitet wurde. Er hatte kaum seine theologischen Studien beendet, so sicherte ihm eine vortreffliche Uebersetzung des Plato einen ausgezeichneten Platz unter den Schriftstellern jener Zeit. Nach der Unterdrückung der Gesellschaft Jesu mußte er einen Zufluchtsort in Lothringen suchen, und er legte seine letzten Gelübde im Jahre 1765 zu Pont à Mousson ab. Später führten ihn neue Umstände nach Holland, wo er Muße hatte, seine Arbeiten über die griechische

Philosophie fortzusetzen. Einige Jahre später kehrte er auf die Einladung des hochw. Herrn v. Beaumont nach Paris zurück und wurde da mit der Leitung einer Ordensgemeinschaft beauftragt. Im Jahre 1792 führte ihn die Vorsehung nach England, wo ihm sein Verdienst, verbunden mit der strengsten Tugendhaftigkeit, die Achtung und die Verehrung Aller, die ihn kannten, bis ans Ende verschaffte.

Er starb 1803 im Schlosse Lulworth im Schooße der Familie Weld, die ihm eine edle und großmüthige Gastfreundschaft angeboten hatte. P. Grou hatte das Glück, seine vier Profeßgelübde zu Lulworth im Laufe des Monats Mai desselben Jahres zu der Zeit zu erneuern, wo der P. William Strickland kraft der Vollmacht, die Pius VII. dem P. Gruber, General der Gesellschaft Jesu, verliehen, den P. Marmaduke Stone zum Superior aller Jesuiten Englands mit der Autorisation, unter der Regel des heiligen Ignatius zu leben, einsetzte und so diese neue Provinz mit allen in Rußland zerstreuten Gliedern desselben Ordens vereinigte.

Sein Werk: Christliche Lebensregeln nach den Bekenntnissen des heiligen Augustin, erschien zuerst in Paris 1786. P. Grou nimmt aus den Bekenntnissen dieses heiligen Lehrers die wichtigsten Stellen und Hauptgedanken, erklärt sie, führt sie weiter aus, und wendet sie auf eine Weise an, die nicht verfehlen kann, sowohl auf die Gerechten, als auch auf die verhärtetsten und der Stimme der Gnade widerstrebendsten Sünder einen tiefen Eindruck zu machen.

Der berühmte Kritiker Feller drückt sich über dieses Werk so aus: „Man kann bezweifeln, ob in diesem Jahrhundert ein Buch erschienen, das gründlicher, tiefer, salbungsvoller und mit einer solchen heiligen Beredsamkeit moralische Lehren behandelt, welche auf das Herz mächtig wirkt, während sie den Geist gründlich aufklärt. Diese Abhandlung enthält nicht bloß einen vortrefflichen Unterricht für die Christen, sondern zugleich auch eine gründliche Widerlegung der eiteln und betrüglichen Moral der alten und neuen Philosophie.“

Dies Urtheil ist keineswegs übertrieben. P. Grou empfiehlt sich überhaupt durch die Reinheit und Kraft seiner Schreibart, durch seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, durch seine vollendete Klugheit und seine seltene Frömmigkeit, mit einem Worte, durch Alles, was den Schriftsteller, den Moralisten und den Lehrer des geistlichen Lebens bildet.

Vorrede
(des Verfassers).

Man kann den Menschen nicht nachdrücklich genug ermahnen, über sich selbst nachzudenken, in sich selbst einzugehen, seine Natur, seine Leidenschaften, seine Bestimmung, seine Pflichten kennen zu lernen, die Grundsätze und die Regeln zu untersuchen, von denen er sich leiten lassen soll, um ein christliches Leben führen zu können. Die Leichtfertigkeit, die Gedankenlosigkeit, die Zerstreutheit ist mehr als alles Andere Ursache, daß er sich verirrt, daß er Gott beleidigt, ohne sich viel daraus zu machen, daß er die übernatürlichen Wahrheiten vergißt, um den Eindrücken der Sinne zu folgen, daß er zuletzt den Glauben und die Religion verliert. Die kaltblütig und systematisch Bösen sind selten. Die Meisten lassen sich von ihren Leidenschaften, von der Verführung, von der

menschlichen Rücksicht fortreißen: dieß sind die gewöhnlichen Folgen des Mangels an Nachdenken.

Die Sittenlehre, welche uns an uns selbst erinnert und uns selbst kennen lehrt, ist daher auch immer für die wichtigste von allen Wissenschaften gehalten worden; und diejenigen, welche sie am Besten lehrten, hielt man für die Hauptwohlthäter des Menschengeschlechts. Anerkannt gute Sittenlehrer sind die gelesensten und geschätztesten Schriftsteller, und die berühmtesten Philosophen des Alterthums verdanken solchen Werken ihren Ruf.

Durch die Sittenlehre gelingt es weit mehr als durch spitzfindige Abhandlungen, sich der Geister zu bemächtigen, die Herzen zu gewinnen und die Menschen zu bessern. Ebenso werden sie auch durch die Reize einer falschen Moral verführt und verderbt. Diesen Kunstgriff haben schon gar viele Schriftsteller angewendet, insbesondere aber Rousseau. Sein heuchlerischer Eifer für die guten Sitten, die er zerstört, während er sie zu fördern scheint, seine beredten, aber übertriebenen und von Bit-

terkeit erfüllten Declamationen gegen die Laster, die er begünstigt, ja sogar liebenswürdig macht, während er sich den Anschein gibt, sie anzugreifen, sein Ton, seine Sprache, welche scheinbar die Rechtschaffenheit und die Tugend athmen, haben ihm mehr Anhänger und Bewunderer verschafft und mehr Böses gestiftet, als alle seine Paradoxen und Sophismen.

Eine falsche Moral ist nun aber nicht bloß diejenige, welche zum Stolz, zur Selbstsucht, zur Wollust führt, welche den Menschen verschlossen macht und ihn lehrt, Alles auf sich zu beziehen, sondern auch diejenige, welche, indem sie sich einzig auf die Vernunft stützen will, alle Offenbarung unberücksichtigt läßt und Alles auf das Naturgesetz zurückführt, das ein Jeder nach seinem Belieben auslegt. Es ist ein Grundsatz des heiligen Augustin, daß die Philosophie von der Religion nicht getrennt werden kann. Ein anderer aus der Vorstellung aller Völker geschöpfter ist, daß die Religion nothwendig geoffenbart sein und Gott zum Urheber haben muß. Insofern nun die christliche Religion

die einzige ist, deren Offenbarung ausgemacht und gründlich bewiesen ist, so ist die christliche Moral die einzig wahre, die einzige, welche eine gesunde Philosophie anerkennen kann: und jede Moral, welche sich von dieser entfernt, welche gegen sie streitet, ist entweder unvollkommen oder falsch und sogar verabscheuungswürdig. Die wahre Moral darf man also weder in den Schriften der Heiden, selbst der gerühmtesten, z. B. eines Plato, eines Cicero, eines Seneca, eines Epictet, eines Antonin, noch derer, welche sie abgeschrieben haben, z. B. eines Montaigne, eines Charron, und noch weniger der falschen Weisen unserer Zeit suchen, welche selbst die Rechtschaffensten und Vernünftigsten unter den Heiden verworfen hätten. Nur im Evangelium, in den Schriften der Apostel und der Väter der Kirche, der würdigen Ausleger der heiligen Schrift, wird man sie finden.

Man hat viel gegen die Ungläubigen geschrieben, um entweder ihre Systeme zu widerlegen oder um auf ihre Einwürfe gegen die Offenbarung und ihre Beweise zu

antworten. Solche Werke waren ohne Widerrede nothwendig, und man kann dem Eifer und dem Talente derer, die sie unternommen haben, nicht zu viel Beifall geben. Allein ich glaube doch, daß man sich nicht so bestrebt hat, wie man sollte, die christliche Moral in ihrer ganzen Reinheit, in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Schönheit darzustellen. Und doch ist von allen Merkmalen der Göttlichkeit, welche das Christenthum darbietet, dieses das schlagendste, das für Jedermann faßlichste, das zum Ueberweisen und Ueberzeugen geeignetste.

Dieß nun ist der Zweck, den ich vor Augen habe, und um ihn sicherer zu erreichen, so habe ich zum Führer und Lehrer den größten Philosophen, den tiefsinnigsten Theologen, den erhabensten Geist und die schönste Seele, mit einem Worte den genommen, welcher als der erste Lehrer der Kirche anerkannt ist. Die Grundsätze und die Betrachtungen des heiligen Augustin sollen meine Grundlage sein. Ich habe von seinen zahlreichen Schriften die Sentenzen gewählt, welche

mir eine schönere Entwickelung darzubieten schienen, und ich beginne mit seinen Bekenntnissen, die das Bekannteste seiner Werke sind. [1])

Achtungswürdige Personen, welche sich ebenso durch ihre Gelehrsamkeit, wie durch ihre Frömmigkeit auszeichnen, denen ich meine Arbeit mitgetheilt, haben mir ihre Befriedigung zu erkennen gegeben und mich aufgemuntert, sie fortzusetzen und zu veröffentlichen. Ihr Urtheil und die Hoffnung, Etwas zur Verherrlichung Gottes und zur Erbauung des Nächsten beizutragen, haben mich bestimmt, ihrer Ermunterung zu folgen.

---

[1]) Der Verfasser beabsichtigte, auch die übrigen Werke des heiligen Augustin so zu bearbeiten, wie in diesem Buche; leider haben ihn die Umstände daran verhindert.

I.

Die Ruhe des Herzens in Gott.

„Du hast uns für dich erschaffen, Herr, und unser Herz ist so lange unruhig, bis es in dir ruht.“ (Bch. 1. K. 1.)

Dieser Sittenspruch ist der erste Grundsatz der Moral; und er erklärt die Unruhe des menschlichen Herzens. Der Mensch ist für Gott erschaffen, einzig für Gott: um ihn hienieden durch den Glauben und einst ewig in der Herrlichkeit zu besitzen. Vergebens sucht er seine Beruhigung im Genusse irgend eines andern Gegenstandes.

Die Vernunft sagt uns, daß Gott der Schöpfer der Welt ist, und daß er sie zu keinem andern Zwecke als für sich selber erschaffen konnte. Sie sagt uns, daß der Mensch, da er von allen Wesen, welche diese Welt bilden, das einzige ist, welches mit Verstand und Weisheit begabt, das einzige, welches fähig ist, sich durch den

Gedanken zu Gott zu erheben und sich durch die Liebe mit ihm zu vereinigen, ihm in seinem Namen und im Namen aller Geschöpfe, welche zu seinem Gebrauche bestimmt sind, die Huldigung seines Geistes und seines Herzens schuldig ist: in dieser Huldigung besteht das Wesen der Religion, und alle Völker erkennen sie als eine unerläßliche Pflicht. Nichts ist uns minder fremd, nichts ist natürlicher Weise inniger mit uns verbunden, als Gott: mit ihm sollen wir also auch moralisch aufs Innigste vereinigt sein.

Die Offenbarung lehrt uns das Nämliche, aber auf eine deutlichere, umfassendere, einem Jeden angemessenere Weise. Sie zeigt uns, daß der Mensch nach dem Bilde und Gleichnisse Gottes erschaffen und die unauslöschlichen Züge der Gottheit in seinem innersten Wesen trägt, so daß er unmöglich in sich eingehen und an den Stand, in welchem er erschaffen worden, an die Sünde, durch welche er diesen Stand verloren, und an die Erbarmung Gottes, der ihn von seinem Falle wieder erhoben hat, denken kann, ohne

sein nothwendiges Verhältniß zu ihm zu bemerken.

Eine geistlose und freidenkerische Philosophie hat es gewagt, dieses Verhältniß zu verkennen; allein in allen Ländern und zu allen Zeiten wurde diese Philosophie von dem Volke verabscheut, welches, als ein Feind der Systeme und seinem moralischen Triebe folgend, nie den ersten Grundsätzen entsagen kann; und auch alle erleuchteten und tugendhaften Philosophen haben aus allen ihren Kräften gegen sie gekämpft. Die weltliche Gewalt hat sie selbst bei den Heiden verfolgt und nicht geduldet, daß sie Eingriff in den öffentlichen Cultus, in die Gesetze und in die guten Sitten thue.

Indem nun die Religion ergänzte, was die Vernunft dem Menschen nicht zu erkennen zu geben vermochte, lehrte sie ihn, welchen Dienst die Gottheit verlangt, und was er in einem andern Leben von ihr zu fürchten oder zu hoffen hat. Sie verkündigte ihm das große Gebot der Liebe Gottes als die erste seiner Pflichten und als das Gebot, auf welches sich alle übrigen beziehen.

Außer diesen aus der Vernunft und der Offenbarung geschöpften Beweisen gibt es aber noch einen andern, den wir in unserm Herzen selbst haben. Man untersuche aufmerksam das innerste Verlangen nach der Glückseligkeit, in welchem die Liebe zu uns selbst besteht, die Unterscheidungsmerkmale dieses Verlangens, das auf ein höchstes, unendliches, ewiges, unwandelbares Gut gerichtet ist, und man wird finden, daß das menschliche Herz unaufhörlich nach Gott strebt; daß es ihn als die einzige Quelle seiner Glückseligkeit sucht; daß dieß seine natürliche Neigung ist, und daß es nie ruhig und zufrieden ist, solange es, durch die Sinne, die Einbildungskraft und die Leidenschaften getäuscht, irgend einem andern Gegenstande anhangt. Alsdann währt seine Erregtheit immer fort; der Eckel folgt unmittelbar auf den Genuß; dieser Genuß selbst ist nie vollständig, nie friedlich; er läßt immer der Furcht, andern Hoffnungen, andern Wünschen Raum: ein unfehlbares Zeichen, daß Gott sein Mittelpunkt ist, und daß er außer

Gott nur Qual und große Armuth findet.

Seien wir aufrichtig: wir werden gestehen, daß dieß für uns eine Erfahrungswahrheit ist, gegen welche wir immer vergeblich gekämpft haben. So lange wir die Reichthümer, die Vergnügungen, die Ehren zu unserm Gott gemacht, so lange wir darin unsre Glückseligkeit zu finden gemeint haben, fanden wir sie gewiß nie: eine innere Stimme rief uns zu: deine Glückseligkeit ist nicht da; das Alles erfüllt dich nicht; deine Wünsche gehen immer über das hinaus, was du besitzest; dein Herz hört nicht auf, zu verlangen, und Alles, was du ihm gibst, erregt nur seinen Hunger. Du hast zwar einige Augenblicke der Trunkenheit gehabt; besteht aber die Glückseligkeit eines vernünftigen Wesens in der Trunkenheit, in der Verrücktheit des Verstandes? Und durch wie viele Mühen ist dieß augenblickliche Vergnügen erkauft worden? wie viele Gewissensbisse sind darauf gefolgt? Woher kam die Scham, welche es begleitete? warum verbarg man sich? warum zitterte

man vor Furcht, dabei überrascht zu werden? Man will sich diese vorgebliche Glückseligkeit selbst nicht gestehen. Man muß sich betäuben, man muß fliehen, man muß sich von seiner Vernunft und von seinem Gewissen verbannen, um sich der Tyrannei seiner Leidenschaften zu überlassen, diesen unersättlichen Ungeheuern, welche nie sagen, es ist genug. Siehe, das ist das Leben des Habsüchtigen, des Ehrgeizigen, des Wollüstigen. Es gibt keine zwei Stimmen darüber: sie selbst müssen, sobald sie ein wenig über sich nachdenken, es zugeben und über ihre Täuschung erröthen.

O Gott! ist ein solches Leben glücklich, und verdient es, für den Preis gesucht zu werden, den es kostet, wenn man es sich verschaffen will? Wenn man sich seinen ewigen Genuß sichern könnte, was wäre es dann sonst als eine ewige Strafe wegen des Eckels und des Ueberdrusses, die mit der Uebersättigung verbunden sind? Nein, nie gab es Jemand, und nie wird es Jemand geben, der seine Ruhe in den erschaffenen Gütern findet, selbst ange-

nommen, daß er in ihrem Besitze nicht gestört werde, daß sie ihm tausend Zufälle und endlich der Tod nicht entreissen. Wer dieß nicht zugeben will, der befindet sich noch in der Trunkenheit der Leidenschaften, oder er wird durch sein Gewissen Lügen gestraft. Unser Herz ist also immer aufgeregt, so lange es seine Ruhe außer Gott sucht.

Findet es aber in Gott diese Ruhe, nach welcher es unaufhörlich strebt? Ja, und auch dieses ist eine Thatsache, die von Allen denjenigen bezeugt wird, welche Gott beständig treu blieben, oder nach ihren Verirrungen wieder zu ihm zurückkehrten.

Frage die Guten, die wahren Christen aller Zeiten und aller Stände; frage sie, ob sie, wenn ihnen ihr Gewissen uichts vorwirft, ruhig und zufrieden sind. Alle ohne Ausnahme werden dir antworten, daß sie es sind. Aber wie! haben sie denn nicht auch ihre Plagen? haben sie nicht auch die Sorgen und Kümmernisse des Lebens? Sind sie nicht auch Zufällen, Beschwerlichkeiten, Widersprüchen aller Art

unterworfen? Schmachten nicht Manche in der Noth, in den Krankheiten, in den Gebrechlichkeiten? oder haben sie nicht Ungerechtigkeiten, Verleumdungen, Bedrückungen zu erdulden? Ganz richtig; allein diese Plagen schweben nur auf der Oberfläche ihrer Seele; sie dringen nicht hinein; sie haben den Frieden des Herzens; sie genießen eine innere Ruhe; sie sind dem Willen Gottes unterworfen; und diese Unterwerfung bildet ihr Verdienst und ihre Glückseligkeit. Allerdings eine unvollkommene Glückseligkeit: gibt es denn eine andere hienieden? Aber doch eine wirkliche Glückseligkeit; eine Glückseligkeit, die sie gegen kein anderes Loos vertauschen möchten, wenn sie ein unerlaubtes Mittel dazu anwenden und sich der Ungnade Gottes aussetzen sollten.

Das muß man freilich gestehen: die gewöhnlichen Christen, welche sich darauf beschränken, die Gebote zu halten, die großen Sünden zu vermeiden, und sich nicht gänzlich Gott weihen, verkosten nicht so sehr, als es auf Erden möglich ist, wie süß der Herr ist. (Ps. 33, 9.) Sie haben den Grund und das Wesen der Glück-

seligkeit in der Ruhe des Gewissens; aber sie sind Aufregungen und Aengsten unterworfen; sie fühlen sich beunruhigt hinsichtlich ihres Heils; sie denken nur mit Schrecken an den Tod und an die Gerichte Gottes. Sie sind auch zu empfindlich für die Leiden dieses Lebens; und sie haben viel von ihrer Einbildung, von ihrer Eigenliebe, von tausend kleinen Leidenschaften und von einer gewissen natürlichen Unruhe zu leiden. Das Alles geht zwar nicht so weit, daß es den wesentlichen Frieden stört; aber er ist doch auch nicht so tief, nicht so ruhig, als er sein könnte.

Wer besitzt denn nun diese vollkommene Ruhe? Diejenigen besitzen sie, welche sich völlig Gott hingegeben, welche ihm die Sorge für alle ihre Angelegenheiten ohne Ausnahme übertragen haben, welche sich von seiner Vorsehung führen lassen und sich bestreben, den Antrieben der Gnade getreulich zu folgen. Diese Christen, mögen sie nun in der Welt leben, oder von ihr getrennt sein, stehen über der Welt und ihren Veränderungen; ihr Herz befindet sich in einer Region, wohin die

Leiden der Erde nicht gelangen können. Damit beschäftigt, gegen sich zu kämpfen und sich in allen Dingen zu überwinden, gelangen sie durch eine Reihe von Siegen zu einem unerschütterlichen Frieden. Sie kennen keine Aengsten, keine Gewissensscrupel, sie sind nicht beunruhigt hinsichtlich ihres Heils, der Tod und seine Folgen erschrecken sie nicht. Sie haben ihr ganzes Vertrauen auf Gott gesetzt; und was ihnen auch widerfahren mag, sie wissen, daß er sie nicht verlassen wird. Sie leben nicht mehr in sich selber, sondern in Gott; und getrost ruhend in seinem Schooße, sind sie frei von aller Furcht sowohl hinsichtlich dieses als des andern Lebens. Es ist schon gesagt worden: es gibt keine vollkommene Glückseligkeit auf Erden; allein die, welche diese Seelen genießen, kommt ihr am nächsten und keine andere ist mit ihr zu vergleichen.

Sie haben allerdings ihre Peinen, und zwar Peinen von einer übernatürlichen Ordnung, Peinen, für die es keinen Ausdruck gibt, Peinen, welche die Erfahrung allein begreiflich machen kann. Allein

die Liebe Gottes erhebt sie darüber; sie ermuntert sie, sie gerne anzunehmen, sie innig zu lieben, ja noch mehr zu verlangen; sie sind entschlossen, sie, und zwar von Herzen gern zu ertragen, so lange es Gott gefällt, ohne sich einen Wunsch nach ihrem Ende oder nach ihrer Verminderung zu erlauben. Auf solche Weise finden sie ihren Frieden, ihre Ruhe, ihre Seligkeit darin. Für einen Jeden, der es nicht erfahren hat, ist dieß unbegreiflich. Alle Seelen aber, die im innern Leben fortgeschritten sind, befinden sich in dieser Verfassung. Wenn die Weltlinge gewisser Maßen wahr von der irdischen Liebe gesagt haben, daß alle übrigen Freuden ihre Leiden nicht aufwiegen, wie weit mehr muß dieß dann nicht von der Liebe des unendlich liebenswürdigen Wesens wahr sein?

II.

Das Gebot Gottes, ihn zu lieben.

„Was bin ich für dich, Herr, daß du mir gebietest, dich zu lieben, und mir, wenn ich es nicht thue, zürnest und mich mit

großen Uebeln bedrohest? Ist es denn ein kleines Uebel, dich nicht zu lieben?"

(Bch. 1. K. 5. N. 5.)

Ein von Demuth durchdrungenes Herz hat dem heiligen Augustin diese Worte in den Mund gegeben. Wozu bedarfst du meiner Liebe, spricht er zu Gott, daß du sie mir zum Gebote machst? Was bin ich, ich, ein Nichts für mich selber, Verderbtheit durch meine Sünde, für dich, der du das Wesen vorzugsweise bist, der du alle Vollkommenheiten vereinigst, oder vielmehr die Vollkommenheit selber bist? Was nützt dir der Besitz des Herzens deines Geschöpfes? Wenn es dich nicht liebt, bist du deshalb minder das, was du bist? Braucht es mehr als dich zu kennen, um die Pflicht zu fühlen, dich zu lieben, um aus eigenem Antriebe diese Pflicht zu fühlen, von deren Erfüllung seine Glückseligkeit abhängt?

Es ist nur zu einleuchtend, daß Gott weder uns noch unsre Liebe nöthig hat, um selig zu sein. Er ist sich ewig selbst genug. Der Vater kennt sich durch sein Wort, das unendlich ist wie er; der

Vater und der Sohn lieben sich im heiligen Geiste, der unendlich ist wie sie. Allein es ist der Güte eigen, sich gern mitzutheilen. Diese unendliche Güte hat Gott bestimmt, vernunftbegabte Wesen zu erschaffen, in welche er einen Lichtstrahl gelegt hat, der sie bis zu ihm erhebt. Er wollte, daß sie ihn lieben sollten, weil Niemand, der ihn kennt, unverpflichtet bleiben kann, ihn zu lieben. Er wollte, daß diese Liebe eine freie sei, daß sie aus Wahl und Vorziehung entspringe, weil er die Absicht hatte, sich selbst dem Geschöpfe, das ihn so aus Wahl lieben würde, zum Lohne dafür zu geben; weil der Lohn das Verdienst, und das Verdienst die Ausübung der Freiheit voraussetzt. Zudem können wir Gott nur durch unsere freie Liebe verherrlichen, was der Zweck aller seiner Werke ist; und selbst die Liebe der Seligen verherrlicht ihn nur, weil sie in ihrem Ursprunge frei gewesen ist.

So mußte es uns Gott denn nothwendig zum Gebote machen, ihn zu lieben. Doch dieß Gebot ist einzig nur zu unserm Vortheil, da es unmöglich ist, daß

sich die Glückseligkeit eines vernunftbegabten Geschöpfes anderswo als in der Liebe Gottes befinde. Und wenn er diese Liebe auch nicht wegen seiner unaussprechlichen Reize verlangte, so ist doch schon der Lohn, der für uns daraus entspringt, so groß, daß er allein ein hinreichender Beweggrund für uns ist, ihn zu lieben. Denn wer sollte ein unendlich wohlthätiges, unendlich freigebiges Wesen nicht lieben, das einem Jeden, der es liebt, den ewigen Besitz seiner selbst verheißt?

War es nothwendig, daß Gott die Furcht anwendete, um uns zur Liebe zu bewegen? daß er uns mit seinem Zorne und mit dem allergrößten Unheile, mit dem ewigen Feuer drohte? Ist es nicht eine Schande für das Geschöpf, daß Gott zu einem solchen Mittel seine Zuflucht nahm? Droht ein Vater seinem Kinde, es zu enterben, um es zu bewegen, daß es ihn liebe? und was würde er von einer Liebe halten, die er auf eine solche Weise erwirkte?

Gleichwohl war Gott infolge der Zulassung der Sünde in diese Nothwendigkeit

versetzt. Er kannte die gründliche Unvollkommenheit unserer Natur. Er sah voraus, daß ihn der Mensch ungeachtet der Geradheit, worin er ihn erschaffen hatte, durch seinen Ungehorsam beleidigen und seine eigene Befriedigung seiner Pflicht vorziehen würde. Er wußte ferner, welche tiefe Wunde die Erbsünde dem Herzen des Menschen schlagen, und welche Unordnungen die Eigenliebe darin verursachen würde, wenn sie durch den Fall unsers ersten Vaters und durch unsere persönlichen Uebertretungen zur Herrschaft gekommen. Er glaubte nicht zu viele Maßregeln ergreifen zu können, um sich die Liebe, welche ihm gebührte, und durch diese Liebe unsre Seligkeit zu sichern.

Werden wir schamroth. So demüthigend diese Maßregeln auch für uns sind, so reichen sie doch nicht hin. Weder der Zorn Gottes, noch die ewigen Strafen, womit er uns bedroht, vermögen das Herz der meisten Menschen zu dieser so gerechten, so vernünftigen Liebe zu bewegen. Obwohl durch die Offenbarung unterrichtet, obwohl durch die Gnade unterstützt,

obwohl durch die dringendsten Beweggründe eingeladen, wollen doch die Christen, und zwar nicht etwa bloß einige, sondern die allermeisten, lieber ewig verloren gehen, als Gott lieben. Wer könnte ein solches Uebermaß von Verblendung und Wahnsinn begreifen, wenn ihr Verhalten nicht der offenbare Beweis davon wäre? Kann der Mensch so sehr sein eigener Feind sein?

Sein Unglück rührt daher, daß er nicht nachdenkt, daß er sich von seinen Leidenschaften fortreißen läßt. Die sinnlichen Gegenstände nehmen ihn ein, berauschen ihn, bezaubern ihn, bewirken, daß er entartet; er vergißt Gott, er vergißt seine ersten Pflichten, er verkennt seine theuersten Interessen; er opfert sie eitlen trügerischen, flüchtigen Vergnügungen, die er sich nur mit viel Mühe verschafft, die seine Seele leer und voll Hunger lassen, die ihm seine Gesundheit, sein Vermögen, seine Ehre, seine Ruhe rauben und ihn den grausamsten Gewissensbissen preisgeben.

Entsetzet euch darüber, ihr

Himmel, ruft Gott durch den Propheten Jeremias aus, ihr Pforten der Himmel betrübet euch gar sehr. Denn mein Volk hat zwei Uebel gethan: mich, die Quelle lebendigen Wassers, haben sie verlassen, und sich Cisternen gegraben, Cisternen, die durchlöchert sind und kein Wasser halten können. (Jer. 2, 12 f.)

Dieß ist das Elend, in welches sich der Mensch hienieden stürzt, um dann in ein unendlich größeres Elend zu gerathen, aus dem er nie mehr kommen wird. Er fühlt sein gegenwärtiges Unglück; er weiß, daß er seinem künftigen Unheil nicht entgehen kann; er sucht sich allerdings hierüber zu betäuben, allein die Vernunft und die Religion sprechen zu laut, um sie nicht hören zu müssen, und Stillschweigen kann er ihnen nicht gebieten. Sein einziger Ausweg ist, sich so viel als möglich die Ohren zu verstopfen und als Verzweifelter zu leben. Ist es denn nun etwas so Trauriges, so Schreckliches, so Unerträgliches, Gott zu lieben, daß man

sich lieber allen gegenwärtigen und künftigen Uebeln aussetzt?

Ach! wie weit ist ein Herz, das die göttliche Liebe gekostet hat, von solchen Gedanken entfernt! wie abscheulich und unnatürlich kommen sie ihm vor! Gott nicht zu lieben, betrachtet es mit dem heiligen Augustin als ein großes Uebel, als das größte der Uebel. Der bloße Gedanke, dieser Liebe beraubt zu werden, macht es schaudern. Der fleischlich gesinnte Mensch, der Mensch, den seine Leidenschaften unter das Thier hinabgezogen haben, faßt dieß nicht. Er hält es für ein Hirngespinnst, Gott zu lieben, der ein reiner Geist ist, den die Augen nicht sehen, den die Hände nicht greifen. Die Frommen und Heiligen sind für ihn Schwärmer und Fanatiker. Er kennt sonst keine wirkliche Liebe, als die, welche sich auf die sinnlichen Gegenstände beschränkt.

Doch es wird eine Zeit kommen, wo er gewiß anders denkt und spricht. Der Zauber der Lüste der Erde wird für ihn vergehen. Seine vereinsamte, sich selber überlassene Seele wird, über die wahren

und die falschen Güter aufgeklärt und dieser wie jener ewig beraubt, in einer schrecklichen Leere sich befinden. Sie wird mit der ganzen Heftigkeit ihrer Begierden nach dem höchsten Gute streben, für das sie erschaffen worden, und sie wird immer davon abgestoßen werden. Sie wird, aber zu spät und zu ihrem Unheile, die unendliche Liebenswürdigkeit Gottes erkennen; sie wird erfahren, daß sie, weit entfernt, ihn zu besitzen, ihn immer hassen, und von ihm immer gehaßt werden wird; und diese grausame Gewißheit wird ihr eine innere Qual verursachen, die unvergleichlich größer ist als die Pein des Feuers, so furchtbar diese auch ist.

Ja, der Glaube lehrt uns (und wenn wir Gott hienieden hinreichend kenneten, so würden wir es schon durch die Vernunft einsehen), daß die Beraubung der Anschauung Gottes die furchtbarste Strafe der Hölle ist. Ja, denken wir uns nur eine Seele, welche vom Verlangen nach ihrer Seligkeit verzehrt wird, von allen den Gegenständen entfernt ist, die sie einst ergötzt, verführt und betrogen haben, und

gegen die sie von Abscheu erfüllt ist; sie findet keine Rettung in sich selber, und sie sieht klar, aber mit einem weit schärfern Blicke, als nur irgend einer in diesem Leben möglich ist, daß Gott allein sie glücklich machen kann; und sie hat die innerste Gewißheit, daß sie für die Ewigkeit seines Genusses beraubt ist; und diese Gewißheit, die sie zur Verzweiflung bringt, durchdringt sie beständig, ohne daß irgend Etwas im Stande ist, sie nur einen Augenblick lang davon abzuziehen. Dazu kommt das verzweiflungsvolle Bewußtsein, daß sie die einzige Ursache ihres Unheils ist. Welch ein unerträglicher Zustand! Unerträglich über alle Beschreibung; unerträglich ohne Unterlaß für alle Kräfte und für das Innerste der Seele selbst.

Diese Qual ist die einzige, welche Gott, obwohl er allmächtig ist, nicht erträglich machen kann. Es klingt unglaublich, aber es ist wahr. Das Feuer der Hölle ist furchtbar; das stärkste Feuer der Schmelzöfen ist im Vergleiche damit nur ein gemaltes Feuer. Gott kann indeß einer Seele einen so hohen Grad von

Liebe mittheilen, daß sie dadurch in den Stand gesetzt wird, diese Pein nicht bloß ohne Ungeduld und ohne Murren zu ertragen, sondern sogar ohne zu wünschen, davon befreit zu werden. Und auf diese Weise leiden die Seelen im Fegfeuer, welche in Frieden warten, bis sie gereinigt sind, und die göttliche Gerechtigkeit befriedigt ist. Was aber die Pein der Beraubung der Anschauung Gottes betrifft, welche die Verworfenen erleiden, so ist sie für keinen von ihnen irgend einer Linderung fähig; und so lange sie besteht, hat Gott kein Mittel, ihre Wirkung zu verhindern, welche darin besteht, daß der, welcher sie erfährt, im äußersten Grade unglückselig ist.

Wenn es ein großes Unglück ist, Gott auf Erden nicht zu lieben, so ist es doch ein Unglück, das nur diejenigen recht erkennen, welche ihn lieben. In der Hölle aber werden es diejenigen in seinem ganzen Umfange fühlen, die es in dieser Welt nicht bedenken, ja vielmehr die Liebe Gottes als ein Hinderniß gegen ihre Glückseligkeit betrachten.

III.

Schilderung des Eintritts eines jungen Menschen in die Welt.

„Als ich im Alter vorgeschritten war, trat ich der unruhvollen Gesellschaft des menschlichen Lebens näher." (Bch. 1. K. 8.)

Dieß ist zwar kein Sittenspruch, aber ein schönes, vortreffliches und durchaus sittliches Bild. Das menschliche Leben ist ein Meer, an Stürmen fruchtbar, welche die Leidenschaften verursachen, die es aufregen und zerrütten. Wir werden gleichsam am Ufer dieses Meeres geboren. Die Kindheit ist die Hoffnung, die Hilfsquelle, der Zuwachs der Gesellschaft; in gewisser Hinsicht aber gehört sie ihr noch nicht. Sie fängt an, sie kennen zu lernen; sie bereitet sich darauf vor, in sie zu treten, und schickt sich an, eine Rolle in ihr zu spielen, je nachdem sie wächst und ihre Einsichten, ihre Leidenschaften und ihre Entwürfe sich entwickeln.

Der Anblick dieses großen Meeres erscheint ihr als ein lachender; sie bemerkt weder seine Tiefe, noch seine Gefahren.

Die Ruhe, welche sie an seinen Ufern herrschen sieht, der Sand, den sie unter ihren Füßen fühlt, der sanfte und unmerkliche Abhang, das Beispiel, die Ermunterungen derer, welche bereits eingetreten sind, Alles verführt sie, Alles ladet sie ein, sich dahin zu begeben. Sie tritt näher; sie vertieft sich, ohne es zu ahnen: bald verliert sie den Boden; die Wogen reißen sie fort und führen sie auf die offene See, wo sie gleich denen, die ihr vorangegangen, der Spielball der Winde und der Stürme wird.

So wird denn das Menschengeschlecht nur durch eine verhängnißvolle Erfahrung von den Klippen und den Uebeln des Lebens unterrichtet. Man lernt auf seine eigenen Kosten, was die Welt ist; man erkennt seufzend ihre Täuschung und ihre Eitelkeit; man bereut es, sich so weit eingelassen zu haben; man möchte wieder umkehren, oder wenigstens andere Anstalten zu seiner Sicherheit treffen, andere Maßregeln ergreifen. Allein es ist zu spät; die Winde sind entfesselt, der Sturm saust, man ist nicht mehr im Stande, sich

zu regieren. Man muß umkommen, wenn uns nicht ein günstiger Windstoß zurücktreibt und uns wieder ans Ufer führt.

So reißt der Strom der Gesellschaft die Glieder, woraus sie besteht, fort und führt sie allmälig in's Verderben. Die verschiedenen Lebensalter, die verschiedenen Stände verführen und verderben sich gegenseitig. Das Ansehen und die Grundsätze des Greisenalters, das Beispiel und das Verhalten des reifen Alters, die Reize, die Lebhaftigkeit, die Hitze der Jugend, die glücklichen Erfolge der Einen, die Hoffnungen der Andern, die Macht, das Ansehen, der Reichthum, der Geist, die Talente, Alles verschwört sich, denjenigen, welche in die Welt treten, unvermeidliche Schlingen zu legen. Sie müssen sich nach dem allgemeinen Tone richten, sie müssen denken, sprechen, handeln, wie die Andern. Thun sie es nicht, so sind sie dem Spotte, der Verachtung, oft der Gewaltthätigkeit und der Unterdrückung ausgesetzt. Man schließt sie aus, man verstößt sie; alle Wege des Glückes sind ihnen verschlossen; sie gelten für grillen-

hafte, seltsame Leute, die sich und Andern nichts nützen.

Das Schutzmittel gegen so viele Widerwärtigkeiten wäre eine ausgezeichnete Erziehung. Damit aber das Maß des Unheils voll werde, so leitet die Welt selbst diese Erziehung, sie entwirft den Plan dazu, sie gibt die Grundsätze an, sie leitet ihren ganzen Gang. Das heißt, sie bildet ihre Zöglinge frühzeitig nach ihren Absichten, sie prägt ihnen ihre Grundsätze tief ein, sie schleicht sich in ihr Herz ein, und richtet ihre keimenden Neigungen auf die Laster, welche in der Gesellschaft herrschen. Dieser Lehrer ertheilt seinen Unterricht gebieterisch und mit einer Gewalt, der man nicht widerstehen kann. Am Meisten prägt sie ihnen ein, daß man sie achten, fürchten, daß man weder ihre Gesetze noch ihre Gebräuche verletzen, und daß man ihren Beifall und ihren Tadel über Alles setzen soll.

Christliche und wahrhaft tugendhafte Eltern suchen, in Schrecken gesetzt durch diese Gefahren, ihnen dadurch vorzubeugen, daß sie ihren Kindern den Geist der

Frömmigkeit einflößen und die großen Wahrheiten der Religion in ihre Seele prägen. Es gibt auch wirklich kein anderes Mittel. Sie sollen aber dieses Geschäft nicht leicht Andern überlassen; sie sollen es selbst ausüben und darin die wichtigste ihrer Pflichten erblicken. Die Lehren eines Vaters, die zärtlichen Ermahnungen einer Mutter, welche durch ihre Beispiele unterstützt werden, machen einen ganz andern Eindruck auf die Kinder, als der Unterricht eines Fremden, der, oft ein Miethling, nicht das Ansehen, den Eifer, die Zuneigung hat, welche nothwendig sind, und der auch im Herzen seines Zöglings nicht denselben Gehorsam, dieselbe Gelehrigkeit findet.

Sobald der heilige Augustin der Sprache mächtig war, lehrte ihn seine Mutter den Namen Gottes aussprechen und ihn anrufen. Sie streute so von weitem den ersten Samen seiner Bekehrung aus; und in der Folge verlor er, obwohl er ausschweifend und ein Manichäer wurde, doch nie den Sinn für die Religion, so zwar, daß er an keinem Buche ein Vergnügen

fand, in welchem er den Namen Jesus Christus nicht las. (Bek. Bch. 3. K. 4. N. 8.)

Es wäre gut, mit dem Religionsunterrichte kurze, einfache, natürliche Betrachtungen und Bemerkungen über die Eitelkeit, die Falschheit und die Gefahren der Welt zu verbinden; die Kinder frühzeitig zu lehren, die Dinge als das zu betrachten, was sie sind, und hinsichtlich der Personen ein großes Mißtrauen gegen den äußern Anschein zu hegen; sie daran zu gewöhnen, in ihr eigenes Herz einzugehen, damit sie die Regungen und die Leidenschaften desselben kennen lernen und sich Rechenschaft von den Beweggründen geben, aus denen sie handeln; sie in dieser Selbsterforschung durch angemessene und ungesuchte Fragen zu unterstützen, indem man ihre kleinen Verstellungen und Verhehlungen nicht unbemerkt läßt, sobald man ihnen auf die Spur kommt; sie so durch die Kenntniß ihrer selber stufenweise zur Kenntniß Anderer zu führen; sie gelegenheitlich mit der gehörigen Vorsicht, einzig zu ihrem Wohle, und nie aus Tadelsucht, anzuleiten, an dem Gesichte der Menschen,

aus ihrer Haltung, aus ihren Worten, aus ihren äußeren Zeichen die wahren Gesinnungen ihrer Seele zu erkennen. Man sollte ihnen auch unbedenklich auffallende Beispiele, selbst neuere, von Männern und Frauen vor Augen halten, welche sich durch das Spiel, durch die Ausschweifung, durch den Geiz, durch die Ehrsucht, durch andere Leidenschaften um ihre Gesundheit, ihr Vermögen, ihren guten Namen gebracht haben.

Die Kindheit trägt ebenso die ersten Anfänge der Sittlichkeit wie die ersten Keime der Verderbtheit im Herzen. Diese entwickeln sich nur zu bald; man muß ihr durch Vernunftgründe, die sie zu fassen vermag, und besonders durch Beispiele die traurigen Folgen derselben beweisen; man muß ihr erklären, wie die Leidenschaften, die sich zuerst einschmeichelnd und einnehmend zeigen, allmälig unsere Herren, unsere Tyrannen werden und uns immer viel weiter führen, als es unsere Absicht wäre; man muß ihr klar zu machen suchen, wie groß die Herrschaft der Sinne über die Seele ist, und bis zu

welchem Grade es ihnen gelingt, sie gefangen zu nehmen, sie zu entwürdigen, sie unter die Thiere herabzusetzen, wenn man ihnen Alles gestattet, was sie verlangen. Es wird nicht schwer sein, ihr das Alles durch die Mängel ihres Alters zu beweisen.

Von der Sittenlehre muß man den Kindern die höchste Vorstellung geben; man muß sie ihnen darstellen als die schönste Wissenschaft, als die, welche den Geist am meisten befriedigt, das Herz am meisten nährt, als die des Menschen würdigste und im Leben nothwendigste Wissenschaft. Zugleich muß man ihnen aber recht begreiflich machen, daß alle Sittenlehre ohne Gott und ohne die Religion zu nichts führt, und daß die Grundsätze, nach denen man sich in der Zeit aufführt, nur insofern wahr und sicher sind, als sie sich auf die Ewigkeit beziehen.

Solche Lehren können, wenn sie auf die rechte Weise, ohne Pedanterie, ungezwungen ertheilt werden, wenn die gehörige Abwechslung in sie gebracht wird, wenn sie mit einem gewissen Feuer der

Ueberzeugung und mit einer gewissen Ergießung des Herzens vorgetragen und vor Allem durch den Charakter und den Wandel dessen, der sie ertheilt, unterstützt werden, für den Zögling nur sehr nützlich und sehr angenehm sein, von dem man voraussetzen darf, daß er im Stande ist, sie vollkommen aufzufassen: sie werden für ihn weit vortheilhafter sein, seinen Geist besser bilden und seine Seele zu einer ganz andern Höhe erheben, als die trockenen Vorträge der Geschichte, der Geographie, selbst der Physik, welche keinen andern Vorzug haben als den, daß sie das Gedächtniß bereichern und die Wißbegierde reizen.

Das Anziehendste, was die Philosophie darbietet, ist in der Sittenlehre enthalten: ihr Umfang ist unermeßlich; zu ihrem Studium ist das ganze Leben nicht zu viel; und je mehr man sie ausbildet, desto mehr macht man neue Entdeckungen in ihr. Wird die Kindheit gut geleitet, so ist sie fähig, größere Fortschritte darin zu machen, als man glaubt. Befindet sie sich einmal auf dem rechten Wege, und

ist sie gewohnt, über Alles, was sie anspricht, die Vernunft und das Gewissen zu Rathe zu ziehen, so bildet sie sich von selber, ohne der Beihilfe eines Lehrers zu bedürfen; selbst ihre Fehler werden ihr zur Belehrung dienen. Die Welt wird, wenn sie in ihr erscheinen muß, nicht im Stande sein, sie zu verführen; mindestens wird sie gewarnt und auf der Hut sein gegen die ersten Eindrücke, welche die gefährlichsten sind; und hat sie das Unglück, in die Schlinge zu gerathen, so wird es ihr weder an Einsicht, um es wahrzunehmen, noch an Mitteln fehlen, um sich zu befreien.

Warum verändern sich die jungen Leute beiderlei Geschlechtes, die in den Anstalten und Klöstern erzogen wurden, ungeachtet der Mühe, die man sich gegeben, um sie im Guten zu befestigen, nachdem sie zwei oder drei Jahre in der Welt zugebracht haben, so sehr, daß man sie nicht mehr erkennt? Man wird wohl sagen dürfen, daß eine der Hauptursachen diese ist, daß man ihnen eine eingeübte Frömmigkeit beigebracht, daß man nicht

die Grundsätze in ihr Herz fest geprägt, daß man sie nicht hinreichend damit bekannt gemacht hat, was sie von der Welt und von ihren eigenen Leidenschaften zu fürchten haben.

Die Meisten treten in die Welt, ohne die geringste Vorstellung von ihr zu haben. Sie hören Grundsätze in ihr, die für sie eben so neu als imponirend sind. Alles fällt ihnen auf, Alles überrascht sie, Alles zieht sie an. Die menschliche Rücksicht bemächtigt sich ihrer; sie fürchten, verspottet, getadelt, verachtet zu werden, wenn sie sich von Andern unterscheiden. Welche sonderbare Verwirrung entsteht plötzlich in ihren Vorstellungen! Welchen ungeheuren Eindruck erzeugt das Schauspiel der Welt in ihrem Herzen! Die Leidenschaften erwachen; die Vernunft ist bald gewonnen, und die Religion zum Stillschweigen gebracht. Man schämt sich, einen Anstrich von Frömmigkeit zu haben; behält man noch einige fromme Uebungen bei, so liegt man ihnen verstohlens ob; bald wird man sie unterlassen; ja man wird sie bald als Dinge,

die nur für Kinder gehören, verachten. Die schlechten Bücher, die Schauspiele, die Lustpartien, die Unterhaltungen thun das Uebrige und machen das Uebel fast unheilbar.

Man muß also die Welt nothwendig zuvor kennen, ehe man in sie tritt; und da die Jugend diese Kenntniß nicht von sich selber bekommen kann, so muß man sie ihr geben; man muß sie von Weitem auf die Gefahr vorbereiten, die sie in ihr laufen wird.

Es wird eingeworfen, es sei besser, die Kinder in dieser Hinsicht unwissend zu lassen. Bis zu einem gewissen Grade und bis zu einem gewissen Alter ist dieß auch wahr. So lange man annehmen darf, daß sie ihre erste Unschuld bewahren, wäre es gefährlich, ihnen die Augen zu öffnen. Man soll auch überhaupt nie von gewissen zarten Dingen zu ihnen sprechen, die nur für die Beichtväter gehören. Ist aber der Augenblick gekommen, so kann und soll man auch in der Belehrung über die Gefahren, denen die Tugend ausgesetzt ist, über die Vorsichts-

maßregeln, die zu ergreifen, über die Gelegenheiten, die zu vermeiden sind, über die Kunstgriffe, die Einschmeichelungen, die Betrügereien, welche die Welt anwendet, über die Eitelkeit ihrer Lustbarkeiten und die Wirklichkeit ihrer Leiden weiter gehen, als es gewöhnlich geschieht.

Es ist überhaupt gut, sie zu lehren, Andern sehr, und sich selber noch mehr zu mißtrauen, weil der Grund unserer Verirrungen in unseren Herzen liegt; den ersten Lockungen zu widerstehen, weil, wenn man im Anfange nachgibt, die Folgen nicht mehr in unserer Macht liegen; sich nicht nach der großen Menge zu richten, zu welcher die Gutgearteten nie gehören; der Gefälligkeit kein Opfer zu bringen, und sich gleich Anfangs so fest zu zeigen, daß man die Hoffnung aufgibt, sie zu erschüttern; sich an ein regelmäßiges Leben und an bestimmte Beschäftigungen zu gewöhnen, um die Langeweile und den Müßiggang zu vermeiden, welche zur Zerstreuung führen; sich nur öffentlich zu zeigen, wenn es die Nothwendigkeit oder die Schicklichkeit gebietet; sich eine Gesell=

schaft aus tugendhaften Freunden zu bilden; sich, was die Bücher betrifft, vor der Neuheit und dem Vorwitz zu hüten, indem man nur gute Belehrungen und vernünftige Bücher liest; sich vor Allem einen tüchtigen Beichtvater zu wählen, dem man das Heil seiner Seele anvertraut, und dessen Rathschläge man getreulich befolgt.

IV.

Was die Welt Geschäfte nennt.

„Den Spielen des vorgerückteren Alters gibt man den Namen Geschäfte."
(Bch. 1. K. 9. N. 15.)

Die Spiele der Kindheit sind nur eine Unterhaltung und eine bloße Tändelei; man betrachtet sie als solche und nennt sie so. Nicht so aber denkt man von den Beschäftigungen des vorgerückteren Alters; man nennt sie Geschäfte, ja höchst wichtige Geschäfte. Und dennoch sind sie, wenn man sie an und für sich betrachtet, nur Tändeleien und Spiele der großen Kinder. Der Werth, den man ihnen beilegt, der lebhafte Antheil, den man

daran nimmt, der Eifer, mit dem man ihnen obliegt, haben kaum mehr Bedeutung als die Beweggründe, welche den Kindern so viel Wärme und Lebhaftigkeit für ihre Spiele einflößen.

Eine solche Vorstellung hatte der heilige Augustin davon. Urtheilte er unrichtig? Fast Niemand ist hinsichtlich der Antwort unschlüssig. Ja, sagt man, er urtheilte unrichtig; und die Werke sprechen es noch lauter aus als die Worte. Ehe man ihn jedoch verurtheilt, sollte man zuvor die Gründe untersuchen, auf welche er ein Urtheil stützte, das der allgemeinen Ansicht so sehr widerspricht.

Der heilige Augustin betrachtete die Dinge als ein christlicher Philosoph, als ein Weiser, der die Täuschungen der Sinne und die Leidenschaften und das, was die Schrift den Zauber der Eitelkeit nennt (Weish. 4, 12), gar wohl kennt. Er sprach den Grundsätzen des Evangeliums gemäß, welche die ewige Weisheit eingegeben hat, und welche die gesunde Vernunft bestätigt: diese nun lehren uns, daß das große, das einzige Geschäft des

Menschen sein Heil ist; daß die übrigen Geschäfte diesen Namen nur in Bezug auf dieses verdienen; daß ihn Gott nur deßhalb erschaffen und auf die Erde gesetzt hat, damit er sich bestrebe, seine Seele zu retten; daß, wenn er sie verliert, für ihn Alles verloren ist, wenn er gleich die ganze Welt gewonnen hätte: daß er folglich, sobald er im Stande ist, über seine Bestimmung nachzudenken und sie zu erkennen, sie zu erreichen sich bestreben, alle seine Absichten, alle seine Handlungen auf diesen Zweck beziehen, Alles, was ihn zu seinem Endziele führt, schätzen, erwerben, Alles, was ihn davon ablenkt, verachten und verwerfen soll.

Das ist gewiß die wahre, die ächte Weisheit, das ist der Grundsatz, von dem man ausgehen, die unwandelbare Richtschnur, der man in seinen Urtheilen und in seinem Verhalten folgen muß. Wenn sich nun die Sache so verhält, wie man auch nicht daran zweifeln kann, ohne dem Glauben und der Vernunft zu entsagen, hatte dann der heilige Augustin unrecht, daß er das, was die Welt Geschäfte nennt,

als Tändeleien und Kinderspiele betrachtete? Was sind denn diese Geschäfte an und für sich und außer Verbindung mit dem Geschäfte des Heils? Denn so betrachtet sie ja die Welt, da sie, um sie zu verfolgen und glücklich auszuführen, ihr Heil vernachläßigt und sogar aufopfert. Noch einmal, was sind denn diese Geschäfte, welche alle Leidenschaften in Bewegung setzen, welche die Quelle so vieler Sorgen, so vieler Aufregungen, so vieler Ränke, so vieler Verbrechen sind? Wohin führen sie? Welchen Gewinn verschaffen sie selbst dann, wenn sie ganz nach unsern Wünschen gelingen? Man wird reicher, höher, angesehener, mehr in den Stand gesetzt, seine Leidenschaften befriedigen zu können. Ich sehe nicht, daß die größten Erfolge in irgend einer Art zu etwas Anderm führen.

Aber ich frage nun, wird man glücklicher? Denn am Ende hat man doch eben das Glück im Auge; um dieses zu erlangen, deßhalb plagt man sich so sehr. Zeige mir also einen Menschen, dem der friedlichste Genuß eines unermeßlichen Reich-

thums ebenso viel Freude verursacht, als es ihm Mühe kostete, um ihn zu erwerben, und als es ihm Sorgen kostet, um ihn zu erhalten. Zeige mir einen Geizigen, der genug hat, zufrieden ist, nichts mehr verlangt, ohne Unruhe lebt.

Du daſt dir unendlich Mühe gegeben, um zu dieser Stelle zu gelangen. Du hast die Erreichung dieses Ziels zu deinem Hauptgeschäfte gemacht; es nahm dich seit vielen Jahren Tag und Nacht in Anspruch. Endlich ist dein Ehrgeiz befriedigt worden. Wie lange hat diese Freude gedauert? Zähle, ich sage nicht die Jahre und Monate, sondern nur die Tage, nur die Stunden. Erkühne dich, zu sagen, daß dich deine Erhebung auch nur eine Stunde lang glücklich gemacht hat, und daß, nachdem der erste Augenblick der Trunkenheit vorübergegangen, deine neue Größe für dich nicht die Quelle neuer Sorgen, neuer Pläne, neuer Kunstgriffe und neuer Kümmernisse gewesen ist. Nun deshalb durftest du dich schon so viele Jahre lang plagen, so vielen Abweisungen trotzen, so

viele niedrige Schritte thun, so viele Verdrießlichkeiten verschlucken.

Ein Anderer, den der Ruf eines schönen Geistes bezauberte, erhitzt sein Blut, bringt die Nächte zu, um ein Werk zu Tage zu fördern, das seinen Namen unter den großen Schriftstellern berühmt machen soll. Das ist sein Hauptgeschäft; alles Uebrige ist nichts für ihn. Das Werk erscheint: welche Unruhe wegen des Erfolges! Man urtheilt gut, man urtheilt übel darüber; man bewundert, man tadelt es; tausend Neider erheben sich. Wie viele Pfeile des Spottes, welche tief verwunden, fliegen ab, bis ein Lob ertönt, das schmeichelt? Der Verfasser genießt während seines Lebens nur einen ungewissen und bestrittenen Ruf, und erst nach seinem Tode schweigt der Neid, und läßt man seinem Verdienste volle Gerechtigtigkeit widerfahren. Ruf des Geistes und der Talente, du eitler Rauch, du Feind der Ruhe dessen, der dir nachjagt, und auch dessen, der dich erreicht, verdientest du so theuer gekauft zu werden?

Wir brauchen keine weitern Beispiele

anzuführen. Alle Dinge ohne Ausnahme, woraus sich die Welt ein Geschäft macht, sind lauter Dornen, welche nur Unruhe und Schmerz verursachen. Nur in dieser Hinsicht verdienen sie den Namen ernste Geschäfte; denn im Uebrigen sind sie nur Tändeleien, nichtige Dinge, welche die Leidenschaften unterhalten, oder vielmehr reizen, ohne sie je zu befriedigen. Die Spiele der Kindheit sind wirkliche Spiele, welche sie ergötzen und keine betrübende Folge nach sich ziehen. Die Spiele des Mannes aber sind grausame Spiele, Spiele, welche der Gesellschaft den größten Schaden bringen, verhängnißvolle Spiele für den, der sich damit beschäftigt.

Der Nachtheil, den diese Spiele dem Menschen in Bezug auf das gegenwärtige Leben verursachen, ist nichts. Etwas ganz Anderes ist es, wenn man sie in Bezug auf das künftige Leben betrachtet. Die erste Wirkung, welche die Geschäfte der Welt in dieser Hinsicht erzeugen, ist, daß der Geist von ihnen so eingenommen wird, daß sie ihm keine Zeit lassen, an das Geschäft des Heils zu denken. Andere Gegen-

stände erfüllen ihn und folgen so unausgesetzt auf einander, daß dieser keinen Platz in ihm finden kann; man vernachläßigt ihn daher, man verliert ihn ganz aus dem Auge; oder bietet sich der Gedanke daran manchmal dar, so geschieht es nur im Vorübergehen und so schwach, daß er keinen Eindruck macht und keine Folge hat. Es ist gleichsam ein gleichgiltiges Geschäft, an dessen Erfolg, mag es nun ein guter oder ein schlechter sein, uns nichts gelegen ist. Weit wichtiger, oder eigentlich nur wichtig sind die gegenwärtigen Geschäfte für uns, das fühlen wir lebhaft genug. Alle Leidenschaften regen sich, alle Fähigkeiten der Seele strengen sich an, damit sie gelingen: man ist überzeugt, daß es sich hier für uns um Alles handelt, und daß unsere Glückseligkeit davon abhängt.

Dieser Gedanke an das Heil wird bald lästig; er ermüdet, er macht traurig, er schlägt nieder; man vermeidet sorgfältig Alles, was ihn zurückruft: und kommt er wider unsern Willen wieder, so jagt man ihn fort. Er würde unsern

übrigen Geschäften schaden; er würde uns zumal in unsern Vergnügungen schaden, welche unser wichtigstes Geschäft sind.

Wenn uns die Geschäfte unser Heil doch nur vernachläßigen ließen! Sie drängen uns aber auf den entgegengesetzten Weg und führen uns zu unserm ewigen Verderben. Ergreift man sie mit einer gewissen Wärme, und wünscht man heiß, daß sie gelingen sollen, so ist es schwer, um nicht zu sagen, unmöglich, daß man hinsichtlich der Mittel bedenklich sei. Die Vernunft wird verblendet, das Gewissen betäubt, die Religion nicht mehr gehört. Dieser Weg scheint uns geeignet zu sein, uns wirklich zum Ziele zu führen: man hütet sich wohl, zu untersuchen, ob er auch erlaubt sei oder nicht. Selbst dann, wenn man es klar sieht, daß er es nicht ist, betritt man ihn dennoch; man hat die Augen nur für den Erfolg offen, für alles Uebrige verschließt man sie. Man muß jene Person um jeden Preis gewinnen; dieser Mitbewerber muß entfernt werden: man muß ihn daher täuschen, verleumden. Der Kunstgriff, die Lüge, die

List, die Treulosigkeit, die Gewaltthätigkeit, Alles ist gut, wenn man nur damit seine Zwecke erreicht. Die Kette der Geschäfte hat eine ununterbrochene Reihe von Verbrechen zur Folge; je weiter man geht, desto kühner und unternehmender wird man.

Endlich überrascht uns der Tod mitten unter neuen Entwürfen und den Mitteln zu ihrer Ausführung. Auf solche Weise geht man in die Ewigkeit hinüber, nicht bloß, ohne an sie gedacht, ohne sich auf sie vorbereitet zu haben, sondern nachdem man sein ganzes Leben lang dahin gewirkt hat, sie zur unglückseligen zu machen. Diese Spiele der Menschen, welche man Geschäfte nennt, sind also durch ihre Schuld die Ursache und das Werkzeug ihrer Verdammung.

Aber wie doch! kann denn die menschliche Gesellschaft ohne Geschäfte bestehen? oder muß man ihnen schlechterdings entsagen, um selig werden zu können? Wäre diese Entsagung nothwendig, so dürfte man nicht unschlüssig sein. Allein von denen, welche in der Welt leben müssen, verlangt Gott sie nicht. Er will bloß,

daß man dem Geschäfte des Heils den ersten Platz einräume; daß man, während man die übrigen verrichtet, dieses nicht vernachläßige; ja daß man sie nicht einmal von ihm trenne, sondern sie ihm so unterordne, daß sie einen Theil davon bilden; daß man ihm nach der Anordnung Gottes, um Gottes willen, nach den Regeln obliegt, die Gott vorschreibt; daß die Geschäfte Geschäfte der Pflicht oder der christlichen Liebe, nicht aber Geschäfte des Ehrgeizes oder des Eigennutzes sein sollen. Alsdann wird man ihnen an und für sich keine Wichtigkeit beilegen, sondern man wird sie, indem man sie in Bezug auf das Heil betrachtet, für wichtig oder selbst für unerläßlich je nach der Verbindung halten, in der sie mit diesem Hauptgegenstande stehen. Alsdann wird man nicht mehr leidenschaftlich für den Erfolg eingenommen sein; man wird nur erlaubte und berechtigte Wege einschlagen. Die Ordnung der Gesellschaft wird bestehen, ja wird nur um so mehr blühen. Die Geschäfte der Welt, diejenigen, welche das Leben nicht entbehren kann, werden

ihren Gang gehen; die Verbrechen werden davon verbannt sein; und statt Hindernisse für das Heil zu sein, werden sie als Mittel dazu dienen.

V.

Die Fehler der Kinder.

„Ein so kleines Kind, und ein so großer Sünder.“ (Bch. 1. K. 12.)

Man wird gewiß überrascht, wenn man hört, wie sich der heilige Augustin einen großen Sünder nennt, als er noch ein Knabe von sieben bis acht Jahren war, obwohl er sich nur die den Kindern dieses Alters gewöhnlichen Fehler vorwirft. Gehen wir aber in die Gedanken dieses heiligen Lehrers ein, welcher sich nur in Bezug auf die Erbsünde und auf die Bösartigkeit so ausdrückt, womit sie unsere Natur angesteckt hat: eine Bosheit, die sich schon in der zartesten Kindheit kundgibt, und deren Wirkungen er, obwohl sie noch nicht von dem hinreichenden Grade der Kenntniß begleitet sind, nach dem heiligen Paulus (Röm. 7, 10 ff.)

den Namen Sünde gibt, weil die Begierlichkeit, die sie erzeugt, etwas Böses ist und sich zum Bösen hinneigt.

Untersuchen wir hier genau die Verkehrtheit der menschlichen Natur, und gehen wir deßhalb bis zu unsern ersten Lebensjahren zurück, wo sie sich, so zu sagen, ganz rein, fern von allem Nachdenken, aller Ueberlegung, aller freien Zustimmung unserer Seits zeigt. Was sehen wir selbst in den durch die Taufe von der Erbsünde gereinigten Kindern sonst, als den Keim der Leidenschaften und der Laster der späteren Lebensalter?

Ihre in die Finsterniß einer tiefen Unwissenheit gehüllte Seele ist keiner geistigen Verrichtung fähig; sie ist nur für die physische Lust und Schmerz empfänglich; sie scheint nur für den Leib da zu sein, und hat anfänglich nur ein rein thierisches Leben. Von der Zeit an beginnt die Herrschaft der Sinne, die Liebe zum Wohlsein, das Verlangen und Haschen nach den angenehmen Empfindungen, die Abneigung vor den unangenehmen und wehthuenden Eindrücken. Eine demüthi-

gende Knechtschaft, in welche das Kind mit dem Leben tritt, welche die Quelle aller Sünden ist, die es einst begehen wird, um seinem Leibe seine Bedürfnisse, seine Annehmlichkeiten, seine Wollüste zu verschaffen, und welche ihm viele Seufzer, viele Mühe, viele schmerzhafte Kämpfe verursachen wird, wenn es je versucht, sich von ihr zu befreien.

Der Stolz, die Herrschsucht, die Eigenliebe erscheinen im Kinde unverhohlen, sobald es im Stande ist, sich zu fühlen. Es bezieht Alles auf sich, es will Herr über Alles sein, und nichts soll sich seinem Willen widersetzen. Alle, die es umgeben, meint es, seien nur da, um ihm zu gehorchen und zu dienen. Alles, was ihm an den Gegenständen gefällt, die sich seinem Blicke darbieten, verlangt es; Alles, was es verlangt, will es auch durchaus haben: man muß es ihm so schnell als möglich geben; die kleinste Weigerung, der kleinste Verzug reizt es, so daß es schreit und weint. Es liebt nur sich oder Alles nur in Bezug auf sich.

Es ist im höchsten Grade eifersüchtig.

Wenn es bei einem andern Kinde Etwas sieht, wenn man ein anderes in seiner Gegenwart liebkost, so ist es eifersüchtig darauf; um es zu beschwichtigen, muß man ihm denselben Gegenstand geben, muß man es auf dieselbe Weise liebkosen. Nie wird es das lieben, von dem es glaubt, daß man ihm mehr Sorgfalt, mehr Pflege, mehr Nachsicht widmet als ihm. Ja es schreitet bis zum Neide, indem es nicht leiden kann, daß ein anderes Kind mit ihm dieselben Annehmlichkeiten und dieselben Kostbarkeiten dieses Alters theile. Ich habe, sagt der heilige Augustin, ein Kind gesehen, das blaß vor Neid war und einen wilden Blick auf ein anderes warf, das mit ihm saugte. (Bch. 1. K. 7. N. 11.)

Das Kind ist jähzornig und rachsüchtig. Wenn es durch ein Nichts beschwichtigt wird, so wird es auch durch ein Nichts aufgebracht. Es ist nur zu sehr geneigt, die Schläge zurückzugeben, die es bekommen, ja sie zuerst zu geben. Man lacht darüber, weil es nicht schaden kann; man neckt es; man gibt ihm Beifall, wenn es

schlägt, man schlägt dafür; man stellt sich, als habe es uns wehgethan; und sogleich zeigt es seine Freude darüber, daß es gerächt worden, auf seinem Gesichte. Hat es auch wegen seiner Schwachheit keine Macht, so sieht man doch, daß der böse Wille vollkommen in ihm ist, und muß man denn nicht immer mehr auf die Absicht als auf die Wirkung sehen?

Es wird bald leckerhaft, gierig, sinnlich, ist ohne Wahl, ohne Maß, ohne Bedachtsamkeit; entwendet, um seine unordentlichen Begierden zu befriedigen, verschlingt mit den Augen Alles, was es auf dem Tische sieht, ja weint, wenn man ihm versagt, was ihm schaden würde; und wenn es auch noch so gesättigt ist, so sagt es doch, daß es noch Hunger hat, um zu bekommen, wonach es lüstern ist.

Das Kind ist träge, ein Feind jeder Aufmerksamkeit, jeder Anstrengung, Alles dessen, was es einschränkt und fesselt. Gleichwohl ist es wißbegierig, aber nur hinsichtlich dessen, was ihm gefällt. Welche Kunstgriffe muß man nicht anwenden, um es aufmerksam zu machen? von welchen

Versprechungen, von welchen Drohungen muß man nicht Gebrauch machen? Es zeigt nur zu viel Eifer, die Spiele seines Alters zu lernen; es kennt bald alle Regeln, alle Kniffe, ja selbst alle Betrügereien derselben. Was aber das ernste Lernen betrifft, so hat es Abneigung davor, es bildet seine Qual. Wenn es nicht von einer Leidenschaft angestachelt wird, z. B. von der Liebe zum Lobe, von der Scham, der Nacheiferung, der Hoffnung, der Furcht, so wird es nie eine Lust, einen Eifer dazu zeigen. Ein offenbares Anzeichen, daß es in der Folge nur durch die Triebfedern der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Habsucht dem Müssiggange, der Zerstreutheit, seinen Vergnügungen entrissen werden kann.

Die Offenheit, die Natürlichkeit des zartesten Alters dauern nicht lange. Das Kind lernt frühzeitig listig, verstellerisch zu sein, zu trügen, zu lügen, sich den Ueberwachenden zu entziehen. Sobald es den geringsten Begriff vom Bösen hat, verbirgt es sich, um es zu begehen; aus Forcht vor den Zurechtweisungen und

Strafen sinnt es auf Entschuldigungen und Lügen, die es manchmal mit der äußersten Hartnäckigkeit behauptet; und es treibt die Bosheit so weit, daß es seine Schuld auf Andere wirft.

Was soll ich von der Beflissenheit sagen, womit es die Fehler und Schwächen seiner Eltern, seiner Erzieher, seiner Lehrer kennen zu lernen sucht, um Vortheil daraus zu ziehen? Welche Schlauheit zeigt es in seinen Beobachtungen! Wie gewandt ergreift es den Augenblick! Wie geschickt ist es, zu gewinnen, zu rühren, zum Mitleiden zu bewegen, Empfindungen zu heucheln, die es nicht hat, und von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen! Welche Berechnungen, welche Schleichwege, welche Kunstgriffe in einem so zarten Alter, deren Zweck es ist, sich Schmeicheleien, Liebkosungen, Beifallsbezeigungen zuzuziehen; sich Einschränkung, Widersprechung, Schmerz zu ersparen; endlich seine kleinen Leidenschaften zu befriedigen! Welch tiefe Bosheit liegt in diesem Allem! Sie ist allerdings noch nicht gefährlich; allein was fehlt sonst noch dazu als Ge-

genstände von einer größeren Bedeutung? Sie ist auch noch nicht verbrecherisch; aber sie wird es in dem Maße, als sich die Vernunft entwickelt, und als sich die Kenntnisse erweitern.

Ich habe bisher nur vom zartesten Alter gesprochen und noch nicht Alles gesagt; denn wer könnte diesen Gegenstand erschöpfen? Das Gesagte reicht aber zur Rechtfertigung des Urtheils hin, das der heilige Augustin über dieses Alter fällt. Diese Fehler und viele andere, z. B. die Leichtfertigkeit, die Unbeständigkeit, die Grille, die Launenhaftigkeit, der Eigensinn, der Vorwitz, die Eitelkeit, machen die Erziehung so nothwendig und so schwer und verlangen von Seiten des Unterrichters so viele Eigenschaften, so viele Tugenden, deren Verein so selten ist.

Nun behaupte Rousseau noch, der Mensch werde gut geboren; die Erziehung und die Gesellschaft verderben ihn; man brauche ihn nur zu lassen, wie er aus den Händen der Natur kommt, und habe durchaus nichts zu thun, um seinen Geist und sein Herz zu bilden: ein unsinniger

Widerspruch, der Verachtung und des öffentlichen Unwillens würdig.

Wenn aber der Mensch gut geboren wird, so muß er eine natürliche Neigung zum sittlich Guten und eine natürliche Abneigung vor seinem Gegentheil haben. Woher kommen also bei den Kindern alle die eben bemerkten Fehler? Sind ihnen nicht alle mehr oder weniger unterworfen? Sind sie nicht alle zum Bösen geneigt? Zeigen sie nicht alle ein Widerstreben gegen das Gute? Man halte ihnen das Angenehme, das den Sinnen, den Leidenschaften ihres Alters Zusagende vor: alle eilen ihm zu. Man halte ihnen das Vernünftige, das Ehrbare, das Nützliche vor: alle weichen davor zurück. Ist nun das die Geradheit, worin Gott den Menschen erschaffen hat? Seine guten und bösen Neigungen sollten sich mindestens das Gleichgewicht halten; das ist gewiß nicht der Fall. Es liegt eine Masse von Verderbtheit und Bosheit in ihm, die der Schöpfer nicht in ihn gelegt haben kann, und die von einer andern Ursache herrührt. Die alten Philosophen haben dieß

wohl gefühlt. Sie haben verschiedene Erklärungen ausgedacht. Allein es gibt keine andere als die Entwürdigung unserer Natur durch die Erbsünde. Von einer Höhe, die ihr nicht gebührte, ist sie unter das hinabgesunken, was sie sein sollte. Die Kindheit, ja die Kindheit ist ein schlagender Beweis dessen, was uns die Offenbarung hierüber lehrt. Ohne diese Lösung ist der Grund ihrer ersten Fehler unbestimmbar.

Wenn wir zu dem Alter übergehen, das unmittelbar auf sie folgt, so wird der Beweis vollständig sein. Kaum haben die Organe eine gewisse Entwickelung erlangt, kaum hat die Vernunft einige Festigkeit, so zeigt sich die heftigste, die rasendste unserer Neigungen, bemächtigt sich der Sinne und der Einbildungskraft, verdunkelt den Verstand, treibt mächtig den Willen an und reißt ihn fast bei allen Individuen fort. Sie wissen es gleichwohl, daß das Verlangen, welches die Begierlichkeit in ihnen erregt, daß die Handlungen, zu welchen sie sie antreibt, unerlaubt sind; sie fühlen Scham darüber in

ihrem Innern; sie beobachten das tiefste Stillschweigen darüber; sie entziehen sich allen Blicken, um sich zu befriedigen; sie erröthen; sie bleiben stumm und verwirrt, wenn man sie überrascht; ihr Gewissen verurtheilt sie und läßt ihnen gar keine Entschuldigung übrig.

Welches ist aber der Ursprung dieses Triebes, der einen solchen Grad von Heftigkeit erreicht? Warum ist der Mensch nicht Herr darüber? warum reicht seine Vernunft nicht hin, um ihn zu unterdrücken, um ihn gehörig zu leiten, um ihn in den richtigen vom Schöpfer bezeichneten Schranken zu erhalten? Warum sind der Schrecken der Gerichte Gottes, die aufrichtigste Frömmigkeit, alle Hilfsmittel der Religion, die rührendsten Ermahnungen ihrer Diener, die stärksten inneren Gnaden kaum hinreichend, um das Austreten dieses Stromes zu verhindern? Warum gerathen, einige bevorzugte Seelen ausgenommen, Alle an diese Klippe, wo die Meisten Schiffbruch leidrn, und die Uebrigen nur durch einen besondern Beistand Gottes gerettet werden?

Wird man noch immer sagen, der Mensch werde gut geboren, er, der Sclave einer thierischen Leidenschaft, die ihn entehrt, die ihn entwürdigt, die ihn von Gott entfernt, aus der er sein Herz an das Geschöpf wegwirft? Wird man es noch wagen, zu behaupten, dieser Trieb sei ein natürliches Bedürfniß, er sei durchaus berechtigt und erlaubt, sofern man nur gewisse Ausschreitungen vermeidet? Was ist denn das Gefühl der Scham? Warum ist es denn vielmehr an dieß vorgebliche Bedürfniß als an das des Hungers und des Durstes gebunden? Man leugne, daß dieß Gefühl der Jugend beiderlei Geschlechtes angeboren ist; man leugne, daß es von der Vernunft und dem sittlichen Triebe erzeugt wird, und daß es folglich ein Zügel ist, welchen Gott dieser Leidenschaft angelegt hat; man vermenge in dieser Hinsicht den Menschen mit dem Thiere, oder gebe zu, daß der Gegenstand, an den das Gefühl der Scham, selbst dann, wenn man allein ist, gebunden ist, irgend etwas Strafbares, Erniedrigendes und Entehrendes für

ein vernunftbegabtes Wesen an sich hat, das nach dem Bilde Gottes erschaffen ist, damit es ihn kenne, ihn liebe und ihn besitze.

Ich betrachte übrigens diese Neigung in ihrem Entstehen, in ihren ersten Eindrücken, welche allem Nachdenken, aller Ueberlegung vorausgehen, und sage, daß eben darin eine Unordnung liegt, welche das heidnische Alterthum anerkannt hat, und deren Urheber Gott nicht sein kann. Wem sollte man sie sonst zuschreiben als der Erbsünde, bei welcher die Auflehnung des Menschen gegen Gott an ihm durch die Empörung des Fleisches gegen den Geist bestraft worden ist? eine Empörung, die der Ordnung zuwiderläuft, welche verlangt, daß der Leib der Seele unterworfen sei, gleichwie die Seele Gott unterworfen sein soll; eine Empörung, deren sich unsere ersten Eltern schämten, und die sie recht gut als eine Strafe für ihren Ungehorsam erkannten.

VI.

Die Qual, welche die Folge einer jeden sittlichen Unordnung ist.

„Du hast angeordnet, und es verhält sich so, daß Jedermann, der nicht in der Ordnung bleibt, seine eigene Qual sei.“
(Bch. 1. K. 12.)

Wie die Ordnung der Grund des Friedens, so ist die Unordnung der Grund der Unruhe; und wie der Frieden die Quelle des Glückes, so ist die Unruhe die Quelle des Unglücks. Dazu kommt, daß die Vollkommenheit einer jeden Sache eine Folge der Ordnung ist, und daß ihre Unvollkommenheit aus der Unordnung entspringt. Die Ordnung erzeugt also alles Gute, im Physischen sowohl als im Sittlichen, da der Friede, die Vollkommenheit, die Glückseligkeit daraus entspringen, und die Unordnung erzeugt aus dem entgegengesetzten Grunde alles Böse.

Ich will hier nicht von den Uebeln reden, welche die Unordnung in der Natur wie in der bürgerlichen Gesellschaft zur Folge hat. Jedermann weiß, daß

wir alle Güter der Natur der beständigen Ordnung verdanken, welche in ihr herrscht, und daß die kleinste Unordnung in ihren Gesetzen die Ursache aller physischen Uebel ist. Die Vortheile, welche man aus der Gesellschaft schöpft, sind gleichfalls eine Frucht der staatlichen Ordnung; und die Uebel der Staaten entspringen nur aus der Verletzung der Gesetze und aus der Umkehrung der Ordnung. Ich will nur von der sittlichen Ordnung sprechen, und zwar von derjenigen, welche sich auf ein jedes Individuum bezieht und seine Pflichten in Bezug auf Gott bestimmt.

Was ist die Ordnung in Bezug auf den Menschen? und worin besteht sie? Sie besteht offenbar darin, daß seine Vernunft immer und in allen Dingen Gott, und seine Leidenschaften, seine Sinne der Vernunft unterworfen bleiben. Von dieser Ordnung hängt seine Vollkommenheit, sein Frieden, seine Glückseligkeit ab. Er ist so vollkommen, so ruhig, so glücklich hienieden, als er es sein kann, wenn er sich in nichts von der Ordnung entfernt, welche ihm der göttliche Wille bezeichnet.

So wie er von dieser Ordnung abweicht, wird er dem Laster unterworfen; der Frieden entfernt sich von ihm, seine Glückseligkeit entflieht ihm.

Man kann im Menschen zwei Arten von Unordnungen betrachten: eine Unordnung, mit der er geboren wird, und die eine Folge der Erbsünde ist, und eine Unordnung, die aus dem bösen Gebrauche seiner Freiheit entspringt.

Die erste Unordnung ist nichts Anderes als die Empörung der Begierlichkeit: diese Empörung ist an und für sich nicht frei, und die Heiligsten erfahren sie wider ihren Willen. Daher ist auch das Gefühl dieser Auflehnung des Fleisches gegen den Geist keine Sünde. Weil sie aber eine Unordnung ist, so verursacht sie der Seele immer eine Qual; sie schadet ihrem Frieden und ihrer Vollkommenheit. Der Mensch ist daher angewiesen, sich der Begierlichkeit zu widersetzen, sie zu schwächen, und sich alle Mühe zu geben, um sie auszutilgen. Er kann es nur so weit bringen, wenn er sich beständig Gewalt anthut, wenn er fortwährend gegen

sich kämpft: er befindet sich also immer im Zustande des Krieges mit sich selber: und dieser Krieg ist für ihn eine Art Strafe, so daß er seufzt und mit dem Apostel ausruft: Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich von dem Leibe dieses Todes befreien (Röm. 7, 24.)? Der Ausspruch des heiligen Augustin ist also auch hinsichtlich dieser angeerbten Unordnung wahr, welche keine Sünde, sondern die Strafe für die Sünde ist; und Gott hat bestimmt, daß sie die Qual und die alle Kräfte in Anspruch nehmende Uebung aller Kinder Adams zur Bestrafung für seinen Ungehorsam sein soll.

In Bezug auf die Seele aber, welche sich schuldig macht und sich durch den bösen Gebrauch ihres freien Willens der Ordnung entzieht, ist dieser Ausspruch empfindlicher wahr und hat er weit traurigere Folgen. Kaum hat sie dem verderblichen Reize der Sünde nachgegeben, so entsteht eine Unruhe in ihr, ihr Gewissen empört sich und macht ihr lebhafte Vorwürfe. Von diesem Augenblicke an

hat der Mensch keinen Frieden mehr mit sich selber; er ist gezwungen, sich zu betäuben, sich zu fliehen, Alles zu entfernen, was ihn an sich erinnert. Allein er mag thun, was er will; bei tausend Gelegenheiten spricht eine innere Stimme, bringt ihn in Aufregung, erschreckt ihn. Wider seinen Willen geht er wieder von Zeit zu Zeit in sich selbst ein, und da fühlt er den Wurm, der ihn zernagt. Das ist der Zustand aller Sünder ohne Ausnahme; und sie können nur dadurch daraus kommen, daß sie zu der Ordnung zurückkehren, die sie verlassen haben.

Aus Güte gegen den Menschen hat Gott verordnet, daß sich die Sache so verhalte: er wollte, daß eine bittere, aber heilsame Erfahrung ihm fühlbar mache, daß seine Glückseligkeit an die Ordnung gebunden sei; daß er, wenn er sich von ihr entfernt, sein eigener Feind werde, so zwar, daß er sich nicht mehr ertragen kann und gezwungen ist, sich aus seinem eigenen Herzen zu verbannen. Diese Qual, die er erfährt, und der er sich vergebens zu entziehen sucht, ist für ihn eine ge-

heime Ermahnung, zu Gott und zur Ordnung zurückzukehren; sie ist ein Rettungsmittel, das ihm in seiner Verirrung noch übrig bleibt. Was würde aus ihm, ach! und wie sehr wäre er nicht zu beklagen, wenn er in seiner Sünde einen ruhigen Frieden genießen würde? Sein Uebel wäre alsdann hoffnungslos; und fände er das falsche Glück darin, das er suchte, so hätte er nie ein Verlangen, davon geheilt zu werden.

Darnach strebt auch der entschlossene Sünder. Er bemüht sich, alles Licht in sich auszulöschen, alle Gewissensregungen zu ersticken, jeden lästigen Gedanken zu verbannen, um seine Leidenschaften im Frieden zu befriedigen. Denn dazu reicht es nicht hin, sich gegen die Ordnung zu empören, sie zu hassen, in seinem Herzen zu sprechen, es gebe keine, Alles gehe seinen zufälligen Gang. Er müßte seinen Geist davon überzeugen und seine Vernunft über diesen Punkt mit seinen Wünschen in Uebereinstimmung bringen können. Er sucht dieß vergebens zu bewirken: vergebens versichert er, er sei ruhig, seine

Freude sei rein und ganz ungetrübt. Es gibt keinen Frieden und keine Glückseligkeit für ihn; und wenn er dieß Andern weismacht, so kann er sich doch nicht selber täuschen. Schon in diesem Leben ist sein Verbrechen sein Henker; seine gegenwärtige Pein zeigt ihm die ewige Strafe an, die ihn erwartet. Denn er weiß nur zu gut, daß seine Seele nicht sterben, und daß sie den Pfeil, der sie zerfleischt, überall mit sich herumtragen wird. Er weiß es um so besser, als er nichts versäumt hat, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Das nun bringt ihn zur Verzweiflung; und dennoch verharrt er in seiner Bosheit. Wer sollte es glauben? Er fühlt es, daß ihn seine Sünde unglücklich macht; er sieht es klar, daß ihm dieß Unglück in die Ewigkeit folgen wird; und dennoch will er ihr nicht entsagen.

Wenn er doch nur eine Art von Ordnung in seine Leidenschaften bringen könnte; wenn er sie nur befriedigen oder sie wenigstens täuschen könnte. Allein das ist nicht möglich; und das ist nun eine neue Qual für ihn, welche selbst seine falschen

Genüsse vergiftet. Er ist doppelt zu beklagen, sowohl wegen des wahren Friedens, dessen er sich beraubt, als auch wegen des trügerischen Friedens, den er vergebens sucht, und der ihn immer flieht. Welcher Zustand! Gleichwohl befinden sich die meisten Christen darin. Das ist schrecklich; das ist unbegreiflich.

Was wird also aus diesem angebornen Verlangen nach der Glückseligkeit? Entsagen sie ihr? Sie wollen diese Glückseligkeit da finden, wo ihnen die Vernunft, die Religion und die Erfahrung sagen, daß sie nicht ist; und sie wollen sie nicht da suchen, wo ihnen die natürlichen und die übernatürlichen Erleuchtungen und das Gewissen anzeigen, daß sie ist. Wer wird diesen Widerspruch des Menschen hinsichtlich des Gegenstandes, an dem ihm einzig gelegen sein soll, erklären? Welche Verblendung in seinem Geiste! aber welche Bosheit in seinem Willen! Denn von ihr besonders rührt diese Unordnung her. Er sieht seinen Irrthum; er ist auf einem falschen Wege, der zu einem Abgrunde führt: er weiß dieß ganz

gut. Auf eben diesem Wege findet er statt der Blumen, die er zu pflücken hoffte, nur Dornen. Es thut nichts, er geht hartnäckig darauf weiter; er nähert sich mit jedem Schritte dem Abgrunde; er stürzt sich hinein und geht rettungslos verloren. Ach! wie sehr hat die Schrift recht, wenn sie sagt, daß diejenigen, welche sündigen, Feinde ihrer Seele sind! Feinde für das künftige Leben, da sie diese Seele in ein ewiges Unheil stürzen; Feinde für das gegenwärtige Leben, da die Gewissensbisse ein Gift sind, das sie tödtet, und da ihr die Sünde selber kein wirkliches Gut verschafft. Kein Gut nämlich für die Leidenschaften, welche nie befriedigt werden. Was ist das Leben des Sünders sonst als die Hölle zum Voraus, wo, weil keine Ordnung herrscht, keine Zufriedenheit, keine Ruhe, kein friedlicher Selbstbesitz möglich ist, sondern wo nur unersättliche Begierden, heftige Befürchtungen, eine geheime Unruhe, eine fortwährende Aufregung stattfinden.

Wer du auch sein magst, der du dieses liesest, denke über dich selbst nach. Wenn

du ein Sclave der Sünde bist, hast du Frieden? Hast du schon einen friedlichen Augenblick unter der Herrschaft dieses Tyrannen gehabt? Kannst du hoffen, einen zu bekommen? Wenn dein Herz nein sagt (und welcher aufrichtige Mensch gibt das nicht zu?): welchen Grund hast du dann, die Sünde zu lieben und mit einem so grausamen Feinde zusammenzuleben? Siehe, welches Uebel sie dir verursacht hat und dir fortwährend bis zum Grabe verursachen wird. Denke an das unendlich größere Uebel, das sie dir nach dem Tode verursachen wird.

Sage nicht: Ich bin zu weit gegangen; es ist nicht mehr Zeit, wieder umzukehren. Den Weg zur Glückseligkeit zu betreten, dazu ist es immer Zeit. Wenn es gewiß ist, daß dich die falschen Süßigkeiten der Sünde getäuscht haben, daß sie dir nicht hält, was sie dir versprochen, daß sie für dich nur eine Quelle von Peinen und von Geistesplagen gewesen, so entsage ihr, verabscheue sie, kehre zu Gott zurück, begib dich wieder in die Ordnung: und gleich bei den ersten Schritten, die

du deßhalb thust, werden die Freude und der Frieden in deiner Seele wieder erscheinen. Gott hat dieß verheißen, und er ist in seinen Verheißungen ebenso getreu wie in seinen Drohungen. Du hast es erfahren, wie traurig und schmerzvoll es ist, von der Ordnung abzuweichen; es kommt nur auf dich an, zu erfahren, wie süß es ist, wieder zu ihr zurückzukehren und darin zu beharren.

VII.

Die Unglücklichen, welche sich selbst nicht beklagen.

„Wer ist mehr zu beklagen als ein Unglücklicher, der sich selbst nicht beklagt?"
(Bch. 1. K. 13. N. 21.)

Die Welt ist voll von solchen Unglücklichen, die sich selbst nicht beklagen, weil sie entweder ihr Uebel nicht fühlen, oder sich stellen, als fühlten sie es nicht. Ich meine keines von den zeitlichen Uebeln: diese fühlt man nur zu sehr, man ist nur zu sehr geneigt, darüber zu klagen, so zwar, daß man denjenigen zur

Last wird, welchen man sie im Vertrauen entdeckt, oder an welche man sich wendet, um Hilfe von ihnen zu erlangen. Und wenn man aus Stolz Andern sein Unglück verbirgt, so ist dieses Verschweigen um so peinlicher, als es uns alle Hoffnung auf Hilfe entzieht.

Die Uebel dieses Lebens greifen uns zu lebhaft an, als daß man gleichgiltig gegen sie sein könnte, oder sich nicht darüber beklagen sollte. Wir halten sogar die Unglücklichen für bemitleidenswerther, denen das Alter oder die Gedankenlosigkeit das Gefühl ihrer Lage benehmen. Das arme Kind, sagt man alle Tage, wie sehr ist es zu beklagen! es fühlt sein Unglück nicht. Man hat Recht, weil uns das Gefühl des Uebels antreibt, nach einer Milderung desselben zu verlangen und Alles in's Werk zu setzen, um sie uns zu verschaffen, während diejenigen, die es nicht fühlen, nichts thun, um sich davon zu befreien, und so von der christlichen Liebe Anderer abhängig bleiben.

Die Uebel, von denen ich rede, und welche der heilige Augustin im Auge hat,

sind die Uebel der Seele. Wer sie fühlt und ihre Folgen fürchtet, der ist ohne Zweifel zu beklagen; aber doch weit weniger, als derjenige, welcher sie nicht fühlt, oder sich stellt, als fühle er sie nicht. Die Sünde hat in der Regel eine von diesen zwei traurigen Wirkungen.

In der Jugend, im Feuer der Leidenschaften, in der Trunkenheit der Wollüste, in der fortwährenden Zerstreuung hält man die Wahrheiten der Religion und die ewigen Peinen, die sie uns androht, sehr weit von sich entfernt; man macht es sich zum Gesetz, Alles zu vermeiden, was daran erinnert, weil man dadurch im Genusse seiner Lustbarkeiten gestört würde. Man setzt daher seine gegenwärtige Glückseligkeit darein, sich nicht mit einem künftigen Unheil zu beschäftigen, das unvermeidlich ist.

Was den gegenwärtigen Zustand der Seele, die Marter, welche ihr die Leidenschaften verursachen, den Hunger, der sie verzehrt, den Ueberdruß, der sie betrübt, die Furcht, die sie beunruhigt, die Sorgen, die an ihr nagen, betrifft, so kann

sich die Seele nicht für unglücklich halten, da das Alles mit schmeichelnden Hoffnungen, mit angenehmen Erinnerungen, mit wirklichen oder eingebildeten Vergnügungen vermischt ist, und die Vergangenheit oder die Zukunft das schmerzliche Gefühl der Gegenwart abschwächen; sie sieht diese verschiedenen Wolken auf einander folgen, ohne darüber nachzudenken, indem sie ihre Aufmerksamkeit nur den reinen und heitern Zwischenräumen schenkt, die sie unter ihnen sieht oder zu sehen meint. Uebrigens besitzt sie sich nicht selber; und da sie sich nur sinnlichen Gegenständen hingibt, so fühlt sie nur den Eindruck, den sie auf sie machen: sie gleicht ziemlich einem Kinde oder einem Betrunkenen, welche nur unmittelbare Empfindungen und Vorstellungen haben. Obwohl daher ihre Lage wirklich eine unglückliche ist, so fühlt sie sie doch nicht.

Diejenigen, welche ihre Uebel fühlen, sich aber stellen, als fühlten sie sie nicht, sind die Ungläubigen von Profession, welche groß damit thun, daß sie das Joch der Religion abgeschüttelt haben; welche davon

sprechen, davon schreiben als Solche, die von ihrer Falschheit überzeugt sind; welche sagen, sie seien frei von aller Furcht hinsichtlich der Zukunft, und sich rühmen, daß sie friedlich nach ihren Leidenschaften leben. Sie wollen hierin für starke Geister, für große Forscher, für Menschen gelten, die über die Volksvorurtheile erhaben sind. Sie machen dieß aber nur weis; denn sie werden nicht minder gequält als Andere, und sie haben zudem noch eine Marter, die ihnen eigenthümlich ist: die, daß sie immer mit der Religion im Kampfe liegen, der sie entsagt haben; daß sie unaufhörlich von ihrer Augenscheinlichkeit verfolgt und von ihren bestürzt machenden Wahrheiten mit Schrecken erfüllt werden. Sie mögen Zweifel auf Zweifel, Einwürfe auf Einwürfe häufen, sich ihrer vorgeblichen Beweise rühmen, so viel sie wollen. Wenn es ihnen auch gelingt, Andere zu verführen, sich selber zu betrügen, das gelingt ihnen nimmermehr.

Der Beweis, daß sie unglücklich sind, was sie auch immer sagen mögen, ist,

daß sie traurig, grämlich, wunderlich, schwermüthig, heftig, bis zur Wuth auffahrend, selbst in ihren Schriften, für Andere und sich selber unerträglich, oder wenigstens in einer kalten Gleichgiltigkeit, in einer scheinbaren Unempfindlichkeit, in einer stolzen Verachtung verschanzt sind; sie sind der Freude nur fähig, wenn sie sehen, daß ihrer Eitelkeit geschmeichelt wird, und daß ihre gottlosen Pläne einigen glücklichen Erfolg haben.

Da man sich in der Regel nur in einem gewissen Alter irreligiösen Systemen überläßt, wenn das große Feuer der Leidenschaften viel an seiner Stärke verloren, und der Geist deßhalb eine ernstere Richtung nimmt, so sind die Ungläubigen gemeiniglich dem Anscheine nach gesetzt, ruhig, phlegmatisch, hinreichend Herren über ihr Aeußeres: und eben dadurch täuschen sie diejenigen, welche nicht wissen, was in ihrem Innern vorgeht. Da sie aber andrer Seits größten Theils durch Wollüste ausgemergelt und erschöpft sind, die ihnen also nicht mehr zusagen, und denen sie sich nur aus

Gewohnheit hingeben, so kennen sie die falschen Ergötzungen nicht mehr, welche die Jugend hinreißen; ihre Sinne sind abgestumpft, ihre Einbildungskraft ist erkaltet; sie sind ekel, verdrießlich, außer Stande, sich hinsichtlich der Genüsse zu verblenden, deren ganze Leere sie fühlen.

Daß das Unglück der Einen wie der Andern ein wirkliches ist, davon kann man sich leicht überzeugen. Es kommt weder den Sinnen, noch der Einbildungskraft oder den Leidenschaften und noch weniger einer trostlosen Gottlosigkeit zu, über das Glück oder das Unglück eines vernunftbegabten Wesens zu urtheilen. Dieses Urtheil kommt nur einer gesunden Vernunft, nur einem reinen Herzen zu, das sich im Frieden immer gleich bleibt.

Was sagen nun aber diese zwei Richter? Sie entscheiden, daß die Heftigkeit des Fiebers dem Kranken zwar das Bewußtsein und das deutliche Gefühl seines Uebels, aber dieses nicht selbst entzieht, ja daß es selber als ein neues Uebel zu dem andern kommt; daß die Freude eines

wahnsinnigen Menschen keine wirkliche Freude ist: das für die Einen.

Sie entscheiden, daß der Unglaube, welcher sich selbst alle Hoffnung auf Seligkeit für das andere Leben raubt, welcher keine andere Aussicht hat als die Vernichtung, die Freuden, welche das gegenwärtige Leben darbietet, unschmackhaft macht, ja vergiftet; er ist um so unglücklicher, als er es kaltblütig, mit Ueberlegung, systematisch ist, indem er zur einzigen Stütze nur einen unvernünftigen Stolz hat, der ihn zwingt, unter den innern Kümmernissen, welche ihn verzehren, in der Fassung zu bleiben: das für die Andern.

Sie entscheiden endlich, daß jene viel mehr zu beklagen sind, als wenn sie ihr Uebel fühlten, weil sie ja dann die Heilung davon verlangen und das Mittel dagegen suchen würden; daß sie aber dennoch nicht ganz ohne alle Hoffnung sind, weil ja einmal die Rückkehr in sich selber ihnen ihre Lage fühlbar machen kann; daß dagegen diese, welche ihr Uebel fühlen, es aber nicht zugestehen wollen,

unvergleichlich bemitleidenswerther sind, weil sie zu den Uebeln, die sie erfahren, auch noch die Verstocktheit fügen, mit der sie jedes Heilmittel verwerfen, sowie die Hoffnungslosigkeit, je aus einem so trostlosen Zustande zu kommen.

VIII.

Der Einfluß des Heidenthums auf unsere Erziehung.

„Die schändlichen Gemälde sind kein geeigneteres Mittel als ein anderes, um die Worte in das Gedächtniß zu prägen; aber die Worte führen leicht dazu, daß man solche Schändlichkeiten mit mehr Kühnheit begeht.“ (Bch. 1. K. 26. N. 26.)

Der heilige Augustin macht diese Bemerkung hinsichtlich einer Stelle des Terentius, wo ein junger Mensch sich auf das Beispiel des Jupiter stützt, um seine Ausschweifung zu rechtfertigen; und er tadelt bei dieser Gelegenheit diejenigen, welche der Jugend die profanen Schriftsteller, wie den Terentius, ohne alle Vorsicht erklären, indem sie als Beweggrund anführen, daß man da wohl reden und

beredt werden lerne. Mit großem Rechte entflammt sich der Eifer dieses heiligen Lehrers gegen den Mißbrauch, daß den jungen Leuten solche gefährliche Werke in die Hände gegeben werden: als wenn sie die reine Sprache und die Beredsamkeit nicht aus andern Quellen schöpfen könnten.

Es ist erstaunlich, daß der nämliche Mißbrauch noch in unsern Tagen im Christenthum fortbesteht. Allerdings sind seit längerer Zeit schon manche Maßregeln ergriffen worden, um ihm zu begegnen; allein man hat die Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht doch nicht so weit gerichtet, als es die Sache verdient. Ich will mich eben deßhalb hier über diesen so wichtigen Gegenstand erklären. Ich will nur das Wesentliche davon berühren; denn um ihn vollständig zu behandeln, dazu wäre ein ganzes Buch nöthig.

Unsere Erziehung ist ganz heidnisch. Man läßt die Kinder in den Schulen und zu Hause fast nur profane Dichter, Redner und Geschichtschreiber lesen. Man gibt ihnen die höchste Vorstellung davon; man stellt sie ihnen als die vollkommensten

Muster in der Kunst, zu schreiben, als die schönsten Geister, als unsere Meister dar; mit einem Worte, man unterläßt nichts, um sie auf ihre Schönheiten aufmerksam zu machen, um sie ihnen in's Gedächtniß zu prägen, um sie zu ihren Nachahmern heranzubilden. Um ihnen ihr Verständniß zu erleichtern, geht man so genau als möglich in die Genealogien und die Abenteuer der Götter und der Helden der Fabel ein; man führt sie nach Athen, in das alte Rom; man macht sie mit den Sitten, den Gebräuchen, der Religion der alten Völker bekannt; man weiht sie gleichsam in alle Geheimnisse, in alle Systeme, in alle Ungereimtheiten des Heidenthums ein. Das Alles ist der Inhalt unzähliger Anmerkungen und Erklärungen, welche die Gelehrten über jeden Schriftsteller verfaßt haben.

Daß in den ersten vier Jahrhunderten der Kirche die Erziehung von dieser Art war, das konnte nicht anders sein. Diejenigen, welche die öffentlichen Schulen hielten, waren, Grammatiker sowohl als

Redner, Heiden. Die Kinder der Christen besuchten diese Schulen wie die übrigen; und die Diener der Kirche, welche über diese Nothwendigkeit seufzten, ließen kein Mittel unbenützt, um sie vor jeder Gefahr zu bewahren. Solche profane Kenntnisse hatten übrigens für die damalige Zeit ihren Nutzen. Die Abgötterei war im römischen Reiche bis Constantin herrschend; die Christen, welche beständig mit den Heiden im Kampfe lagen, mußten mit ihren Glaubenslehren, mit ihrem Götterdienste, mit der Ungereimtheit. selbst mit den Schlüpfrigkeiten ihrer Fabeln, mit den Hauptzügen ihrer Geschichte und mit den verschiedenen Systemen ihrer Philosophie bekannt sein. Die Bischöfe zumal, welche mündlich und schriftlich beständig gegen sie kämpften und sich alle Mühe gaben, um ihre Finsterniß zu zerstreuen, konnten diese Wissenschaft nicht entbehren: und wir sehen in den Werken der heiligen Väter, welchen heilsamen Gebrauch sie davon machten, um sie zu den großen Grundsätzen des Naturgesetzes zurückzuführen, und das Christenthum durch seine

Vergleichung mit der lächerlichen Gottlosigkeit der Vielgötterei hervorzuheben.

Ist es aber heut zu Tage, wie schon seit vielen Jahrhunderten nöthig, daß wir in der fabelhaften Geschichte, im Verständnisse der Dichter und der übrigen Schriftsteller des Alterthums so bewandert seien? Von welchem so großen Nutzen ist dieß oder kann es in der Folge für die Kinder sein? und warum macht man den Hauptpunkt ihrer Erziehung daraus?

Die Abgötterei war noch nicht ganz erloschen, als die Fluthen der Barbaren heranbrausten und den Untergang des römischen Reiches im Abendlande herbeiführten. Mit ihm gerieth auch die Erziehung in Verfall; die Unwissenheit drang überall ein; die lateinische Sprache artete in verschiedene Kauderwälsche aus, woraus unsere neuern Sprachen entsprungen sind; man war nicht mehr im Stande, die Schriftsteller, welche sie rein gesprochen hatten, zu verstehen; noch weniger verstand man das Griechische.

Erst nach der Einnahme von Constantinopel um die Mitte des fünfzehnten

Jahrhunderts fingen die Wissenschaften wieder an sich zu erheben, und die Christen wurden mehr als je enthusiastische Bewunderer der Alten. Die Sache ging, wenn man so sagen darf, bis zu einer Art religiöser Verehrung. Man schrieb nur mehr in der griechischen und lateinischen Sprache; man wollte sich nur mehr der von den besten Schriftstellern geheiligten Ausdrücke bedienen, so zwar, daß der Cardinal Bembo an Leo X. schrieb: Danke den unsterblichen Göttern dafür, daß sie dich zum obersten Bischofe ernannt haben. Das hieß das Heidnische der Ausdrücke so weit treiben, als es möglich war. Zu der Zeit nun verbesserte man, zuerst in Italien, und dann in den übrigen Theilen Europas, die Schulen und entwarf einen neuen Plan der öffentlichen Erziehung. Jedermann sieht ein, ohne daß ich es zu sagen brauche, daß man in jenen Augenblicken des Fanatismus dem profanen Alterthume Alles einräumte.

Dieser Plan hat ohne Zweifel sehr große Vorzüge gehabt, ich leugne es nicht;

und die Kirche hat zu allererst einen großen Nutzen davon gehabt. Aber er hat auch seine Nachtheile gehabt und hat sie noch, die ich nicht umhin kann, hier anzuführen.

Erstens, er schwächt den Geist der Frömmigkeit in den Kindern. Es bildet sich in ihrem Kopfe eine gewisse verworrene Vermischung der Wahrheiten des Christenthums und der Ungereimtheiten der Fabel, der wahren Wunder unserer Religion, und der lächerlichen Wunder, welche die Dichter erzählen, besonders aber der Moral des Evangeliums und der ganz menschlichen und ganz sinnlichen Moral der Heiden. Wir bedenken die Folge der Eindrücke nicht genug, welche das zarte Gehirn der Kinder bekommt. Für mich ist es aber nicht zweifelhaft, daß das Lesen der Alten, der Dichter wie der Philosophen, zur Bildung der großen Menge von Ungläubigen beigetragen hat, welche seit der Wiederherstellung der Wissenschaften erschienen sind. Die falschen Wunder der Dichter lehrten sie an den wahren Wundern der Schrift

zweifeln und sie einander gleichzustellen; die Secten der alten Philosophie, die man Anfangs mit Wärme annahm, und deren Grundsätzen man folgen wollte, machten auch den Glauben an die Geheimnisse zweifelhaft, was nicht geschehen wäre, wenn die Jugend nicht von einer knechtischen Bewunderung für die großen Namen Plato, Aristoteles und der Uebrigen eingenommen worden wäre.

Diese Erziehung gewöhnt ferner die Kinder daran, sich an angenehmen Erdichtungen und Lügen zu weiden. Sie nährt und stärkt den Theil der Seele, welcher dem Scheine anhangt und ein Feind der Wahrheit ist. Daher kommt der gierige Eifer, den sie für die theateralischen Darstellungen, für die Erzählungen, die Abenteuer, die Romane, für Alles zeigen, was den Sinnen, der Einbildungskraft, den Leidenschaften gefällt. Daher kommt die Flatterhaftigkeit, der Leichtsinn, die Abneigung vor den ernsten Studien, der Mangel an gesunder Beurtheilung und an ächter Philosophie.

Die Erhabenheit, der Wohlklang und

die Harmonie des Styls, die Wahl der Ausdrücke, die Kunst und die Mannigfaltigkeit der Figuren, mit einem Worte die Pracht des Vortrags, die man den Kindern mit so großem Nachdruck und oft mit Uebertreibung an den Alten rühmt und ihnen zur Nachahmung in ihren Arbeiten vorhält, verleiden ihnen die edle und erhabene Einfachheit der heiligen Bücher. Die Schreibart der Schrift kommt ihnen im Vergleiche mit einem Cicero, einem Sallust, einem Titus Livius gemein und niedrig vor; und obwohl der Styl der heiligen Schriftsteller unendlich über alle Schönheiten und Regeln der Kunst erhaben ist, so verachten sie dieselben dennoch, sie können es nicht über sich bringen, sie zu lesen, und diese Abneigung dauert oft ihr ganzes Leben lang. Was könnte ich hier nicht von der lächerlichen Verachtung sagen, womit gewisse lateinische Puristen unsere Vulgata behandelt haben?

In den Schulen bekommen die Kinder auch den Sinn für die leidenschaftlichen, schlüpferigen, für die Sitten in

allen Hinsichten gefährlichen Werke. Denn das sind die meisten alten Dichter: ich nehme Terentius und selbst Virgilius nicht aus. Was Plautus, Horatius, Catullus, Tibullus, Propertius, Ovidius, Martial und Juvenal betrifft, so sind sie voll von Unfläthereien oder athmen nur die Wollust. Wollte Gott, diese Schriftsteller, welche man zum Verständnisse des Lateinischen und zur Vervollkommung des Geschmacks für so nothwendig hält, hätten nicht existirt oder sich nicht bis auf unsere Tage erhalten! Was hätte man damit verloren? Und wie viel hätten die guten Sitten nicht gewonnen? Durch das Lesen dieser Dichter entwickelt sich in den Kindern der verborgene Keim ihrer Verderbtheit, lernen sie das Böse, und verlieren sie die Scham, sich ihm zu überlassen; sie sehen ja, daß die sinnliche Liebe, selbst die roheste und thierischste die Leidenschaft dieser schönen Geister gewesen ist, von denen man mit so großen Lobpreisungen zu ihnen spricht, und daß sie ihre Talente ihrer Besingung geweiht haben.

Ich weiß wohl, daß man sie endlich für den Gebrauch der Schulen eingerichtet hat. Allein man ließ erstens Virgilius unberührt, dessen Eklogen und das vierte Buch der Aeneide so leidenschaftlich sind. Man konnte ferner aus Terentius und den Metamorphosen des Ovidius nicht alles Verderbliche ganz entfernen, was sie für die Sitten enthalten. Zweitens, die Kinder, deren Wißbegierde in diesem Punkte so groß ist, wissen es gar wohl, daß diese Schriftsteller gereinigt sind; sie wissen sich vollständige Exemplare zu verschaffen; sie theilen sich dieselben gegenseitig mit; und gerade die weggelassenen Stellen lesen sie am Begierigsten, suchen sie am Meisten zu verstehen, behalten sie am Besten. Diese verdorbenen Quellen flößen ihnen die Leidenschaft für die schlechten Bücher ein; und bald suchen sie in den alten und neuern Sprachen begierig Alles auf, was diesen verderblichen Vorwitz unterhalten kann.

Es ist dieß nur der Anfang des Uebels. Dieser Geschmack an dem Heidenthum, den man sich durch die öffentliche und Privat-

erziehung angeeignet hat, verbreitet sich dann in der Gesellschaft unter Begünstigung der schönen Künste. Ist es nicht wirklich ein Grundsatz, daß man in den Hauptarten der Dichtkunst sein Glück nicht machen kann, wenn man nicht der Fabel oder der Profangeschichte die Fictionen, die Ausschmückungen und selbst den Inhalt entnimmt? Findet man nicht überall bei unsern Dichtern Apollo und die Musen, Venus, Amor und die Grazien, Jupiter und seine Buhlerinen, Bacchus und seine Orgien, alle Gottheiten des Himmels, der Erde, der Meere und der Unterwelt? Dasselbe ist von den Heroen und Heroinen zu sagen. Würde ein alter Grieche, ein alter Römer, wenn er den meisten unserer Tragödien beiwohnte, glauben, er sei außer Landes? Würde er nicht mit Ueberraschung in unsern Opern, die von Christen zur Unterhaltung anderer Christen componirt sind, alle Abenteuer seiner Götter und seiner Helden, die Erscheinungen, die Verwandlungen, die Magie, die Verzauberungen und alle Wunderdinge der Mytho-

logie sehen? Müßte er nicht noch mehr staunen über die zärtlichen Empfindungen, über die wollüstigen Grundsätze, über die weichlichen Gesänge, die man ihnen in den Mund legt, und über die epicuräische Moral, die selbst die Heiden auf ihrem Theater nicht duldeten?

Man gehe in die Gemächer der Großen, in ihre Gallerien, in ihre Gärten, in ihre Kunstcabinete. Was stellen die meisten Gemälde, Statuen, Kupferstiche sonst dar als Gegenstände und Personen aus dem profanen Alterthum? So müssen denn die Dichter und die Maler, die Bildhauer und die Kupferstecher, um sich nach diesem in der ersten Erziehung angenommenen Geschmack zu richten, Alles studiren, was zur Fabel, zur Geschichte, zur Religion der Heiden, zu ihren Kleidungen, zu ihren Gebräuchen gehört.

Selbst die Frauen, welche lesen, den Schauspielen beiwohnen und Etwas von den Leistungen der schönen Künste verstehen wollen, lernen schon in ihrer Kindheit die Dichtkunst und die Hauptzüge der griechischen und lateinischen Geschichte. Es

bildet dieß heut zu Tage einen wesentlichen Theil ihrer Erziehung. Man übersetzt für sie die alten Schriftsteller, selbst die gefährlichsten; man verfaßt Wörterbücher, Auszüge und andere Bücher zu ihrem Gebrauche, damit sie auch so heidnisch sein können, wie die Männer.

Das Heidenthum hat unsere ganze Literatur angesteckt. Die schönen Geister aller Art, die Gelehrten, die Alterthumsforscher, die Liebhaber der Wissenschaften bringen, von einer thörichten Leidenschaft für die Alten eingenommen, ihr Leben damit zu, sie zu lesen, zu erläutern, nachzuahmen; sie denken und schreiben nur nach ihnen. Die Sittenlehrer schöpfen ihre Ideen und ihre Grundsätze aus einem Plutarch, einem Seneca. Haben sie Züge einer großen Seele, Beispiele der Tugend anzuführen, so suchen sie dieselben in Sparta, in Rom, bei den Heiden, wer sie nun auch seien. In ihren Schriften geschieht keine Erwähnung weder unserer Religion, deren Geheimnisse so erhaben, deren Moral so rein, deren Verheißungen so tröstend, deren Drohungen so schreck-

lich sind; noch unserer Märtyrer, unserer Heiligen, der großen Männer aller Art, welche das Christenthum gebildet hat; noch der göttlichen Philosophie, die sie nicht bloß gelehrt, sondern auch ausgeübt haben; noch der Beispiele einer eben so ächten als heroischen Tugend, die sie uns hinterlassen haben. Alle Schriften, die von diesen Gegenständen handeln, nennen sie Andachtsbücher; und die Gelehrten von Profession, selbst Christen übrigens, selbst ihrem Stande nach dem heiligen Dienste geweiht, zeigen fast alle Abneigung und Verachtung gegen Bücher solcher Art: so großen Fortschritt hat die heidnische Philosophie in ihrer Seele gemacht! Einen Epictet und einen Antonin lesen sie mit großem Vergnügen; die Nachfolge Jesu Christi aber können sie nicht leiden. Ein Socrates, ein Aristides, ein Phocion reißt sie zur Bewunderung hin; sie kennen selbst den kleinsten Umstand in ihrem Leben; für unsere Paulus, unsere Antonius, unsere Pacomius aber, deren Namen sie kaum kennen, sind sie Eis. Würdige Früchte der heidnischen Erziehung!

Eben diese Gelehrten geben nun aber durch ihre Schriften oder durch ihre Reden den Ton in ihrem Jahrhunderte an, leiten die Urtheile und die Meinungen und bilden die öffentlichen Sitten. Was ist daraus entsprungen? Wir sind keine Götzendiener, das ist wahr; aber wir sind nur im Aeußern Christen (wenn es anders die meisten wissenschaftlich Gebildeten heut zu Tage noch sind); im Grunde jedoch, dem Geiste, so wie dem Herzen und dem Wandel nach, sind wir wahre Heiden.

Der Grund, den man am meisten geltend gemacht hat, um diesen Erziehungsplan ungeachtet seiner traurigen Wirkungen zu rechtfertigen, deren Folgen man nicht genug erwägt, ist, daß man den guten Geschmack, die wahre Beredsamkeit, den guten Styl in jeder Schreibart nur aus den Alten schöpft; daß sie die schönen Künste erfunden und auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht haben, und daß man sich nur in ihrer Schule bilden kann.

Hinsichtlich der Dichter fügt man hinzu, daß man den jungen Leuten Bücher

in die Hände geben muß, die sie unterhalten, ihre Einbildungskraft erwecken, sie fesseln; daß eine reine Vernunftmoral trocken, unschmackhaft, langweilig für sie wäre; daß sie ihnen unter Begünstigung der Erdichtung und der Reize der Poesie mehr gefällt.

Um mit diesem letzten Punkte zu beginnen, so gestehe ich, daß, wenn die Moral der Dichter und der Alten überhaupt immer sicher, auf die wahren Grundsätze gestützt wäre, wenn sie Alles auf Gott und auf den letzten Zweck des Menschen zurückführte, wenn sie Abscheu vor den Lastern, besonders vor denjenigen, welche die lockendsten sind, einflößte, wenn sie endlich das Naturgesetz in seiner ganzen Reinheit lehrte, daß sie dann der Jugend einen sehr großen Dienst erwiesen hätten; sie hätten ihr dann ihre Grundsätze mit allen Reizen der Beredsamkeit bekleidet, vorgetragen. Verhält sich aber die Sache so? Welche abscheulichen Einzelheiten bieten sich hier meinem Gedächtnisse dar! Und was hätte ich nicht über die ernstesten und achtungswürdigsten

Schriftsteller zu sagen! Ich berufe mich auf die Redlichen, welche im Alterthume bewandert sind.

Man müßte vor Allem eine Auswahl treffen, und aus den berühmtesten Schriftstellern, Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern und Philosophen die interessantesten Stücke ziehen, die am Meisten geeignet sind, den Zweck, welchen man sich vorsetzt, zu erfüllen. Es wäre auch gut, den Kindern die Stellen vorzulegen, welche den Stolz, den Ehrgeiz, die thörichte Sucht nach eitlem Ruhme, endlich die Fehler und die schwachen Seiten jener so sehr gerühmten Männer offen zeigen; denn es scheint mir von der größten Wichtigkeit zu sein, den Christen die Heiden sowohl hinsichtlich ihrer Erkenntnisse als hinsichtlich ihrer Tugendhaftigkeit streng als das darzustellen, was sie waren. Ich bin überzeugt, daß solche Auszüge, mit Geschmack und Urtheil gemacht, dem Inhalt und dem Style nach für das Alter und die Fähigkeit der Kinder eingerichtet, mit Betrachtungen und Bemerkungen eines weisen und geschickten Meisters versehen,

nützlicher für sie wären, als die Schriftsteller, die man ihnen vollständig erklärt.

Was die schöne Sprache und die Beredsamkeit selbst betrifft, auf die man sich so sehr beruft, so ist gewiß die Frage erlaubt, ob denn dieß etwas so gar Wichtiges sei, daß man ihm die Unschuld des zarten Alters opfern und über alle die Nachtheile hinweggehen darf, von denen ich eben gesprochen? Kann man sich nicht bilden und selbst seinen Geist ausschmücken, ohne ihn mit allen Fabeln des Heidenthums zu erfüllen, und ohne das Herz der offenbaren Gefahr, verderbt zu werden, auszusetzen? Muß man sich denn bei was irgend für einem Schriftsteller hauptsächlich bei der Wahl der Ausdrücke, bei der zierlichen Wendung, bei dem Wohlklange der Perioden, bei der Schönheit der Figuren aufhalten? Sollte man nicht glauben, wenn man die Grammatiker hört, Homer, Demosthenes, Cicero und Virgil seien nur dadurch schätzenswerth? Soll man nicht vielmehr den Dingen an und für sich selber, der Gründlichkeit der Gedanken, der Richtigkeit der Urtheile, der

Erhabenheit der Gesinnungen, der Großartigkeit und Lebhaftigkeit der Vorstellungen, der Wahrheit der Beschreibungen, überhaupt allem dem seine Aufmerksamkeit widmen, was den Geist erweitern, veredeln, erwärmen, die Einbildungskraft ordnen, den gesunden Verstand nähren, die Gegenstände als das, was sie sind, betrachten und sie richtig beurtheilen lehren kann?

Einer der größten Mißbräuche, welche in der Welt herrschen und selbst die Weisen unterjochen, ist, daß der Styl das Hauptverdienst der Werke bildet, und daß die Schriftsteller, welche die Leidenschaften am Besten ausdrücken, welche am Stärksten schildern, welche das glänzendste Colorit der Einbildungskraft haben, wenn sie auch gegen die Vernunft und das Urtheil verstoßen, die Geschätztesten und Beliebtesten sind. Was wird da aus dem großen Grundsatze des Horatius, daß der gesunde Verstand die Grundlage und die Quelle der Kunst, gut zu schreiben, ist?[1]) Man läuft nach

[1]) Scribendi recte, sapere est principium et fons. Horat. De Arte poet. V. 309.

dem Geiste, nach dem Ausdrucke, nach dem schönen Styl, und kümmert sich nicht um die Dinge.

Ist's nicht eben dieses falsche Vorurtheil, welches den ungeheuern Ruhm zweier Schriftsteller gebildet hat, von denen der eine höchst frivol und oberflächlich, der andere übertrieben, überspannt ist und die sonderbare Meinung bis zur Ungereimtheit treibt; die beide falsch, verfänglich, an schlechten Erklärungen, Spitzfindigkeiten, Widersprüchen fruchtbar sind, keine Ordnung, keine Urtheile, keine Verbindung in ihren Vorstellungen beobachten, wohl aber beide ihre Sprache rein, mit zierlichen und natürlichen Wendungen sprechen; die beide voll sind, dieser von witzigen Einfällen, von scharfsinnigen Gegensätzen, von feinen Scherzen, von ungezwungener Anmuth, jener von Wärme, von Kraft, von Energie, von einer Beredsamkeit, die ergreift, hinreißt? Keiner von ihnen läßt den gewöhnlichen Lesern die Freiheit, zu prüfen, zu erörtern, ihre Gedanken zu vergleichen, zu sehen, ob sie wahr, richtig und gut zusammenhängend sind. Der eine

ergötzt und zerstreut dich; der andere reißt dich fort und entzückt dich: beide bezaubern dich, so daß du in der Trunkenheit dieser Bezauberung das Gift des Unglaubens und der Ausschweifung verschluckst. In und außer Frankreich hat man sich, ein Unglück, das vielleicht nicht mehr gut zu machen ist, in diese zwei Schriftsteller vernarrt; und während man da die schöne Sprache zu lernen meinte, ließ man sich an Geist und Herz verführen. Das ist die traurige Wirkung des Vorurtheils, welches man der Jugend einflößt: daß ein Werk ausgezeichnet ist, sobald es gut geschrieben ist.

Aber wie! wird man sagen, willst du denn den Kindern die Profanschriftsteller aus den Händen reißen? und was wirst du ihnen denn dafür geben? Das ist nicht meine Meinung. Ich weiß es wohl, daß man ihnen keine andern dafür geben kann, die zu dem Zwecke, den man im Auge hat, eben so dienlich sind. Nun, wird man fortfahren, auf welche Weise willst du denn den Nachtheilen der gegenwärtigen Erziehung abhelfen? Dieß hier

anzuzeigen, würde zu weit führen. Wenn ich es zu thun hätte, so würde ich mich nicht auf den ersten Unterricht der Kinder beschränken, sondern ich wünschte die Umgestaltung auch auf die philosophischen und theologischen Schulen auszudehnen. Werden diese zwei so schönen, so erhabenen, so umfassenden, so unerläßlich nothwendigen Wissenschaften dem Inhalte und der Form nach recht gelehrt? flößt man den Sinn für sie ein? gibt man den wahren Begriff von ihnen? befolgt man die entsprechende Methode? kommt man aus den Schulen, ich sage nicht, als Philosoph oder als Theologe, aber doch wenigstens mit der Befähigung, es zu werden? Ich öffne hier ein weites Feld für das Nachdenken.

Und wem würde ich diesen allgemeinen Umgestaltungsplan vorlegen? Er könnte nur einer Körperschaft vorgelegt werden, welche von Staatswegen den öffentlichen Unterricht zu leiten hat, in meine Ansichten einzugehen vermag und den gehörigen Eifer zur Ausführung besitzt; einer Körperschaft, die vom Geiste der Religion

durchdrungen ist, aus Grundsätzen des Gewissens, aus reinen, edeln, uneigennützigen Absichten handelt; die sich ihre Glieder ihrer Talente wegen wählt und in ihrer Verfassung Alles darbietet, was zur Ausbildung derselben beiträgt; einer Körperschaft, deren innere Ordnungsaufsicht auf den großen Gegenstand der Erziehung gerichtet ist, deren Glieder, selbst wohl erzogen, sich ihr um ihres ewigen Heiles und ihrer Vollkommenheit willen weihen, der Welt und allen ihren Ansprüchen entsagen, um ihre Pflicht besser erfüllen zu können, sich ihr durch die heiligsten Verpflichtungen widmen, und der Aufsicht weiser, aufgeklärter, wachsamer Obern unterworfen sind, welche sowohl hinsichtlich ihrer persönlichen Aufführung, als hinsichtlich der Behauptung des Guten und der Abstellung der Mißbräuche alle Macht über sie haben.

IX.

Die falschen Hoffnungen, welche man sich von den Kindern macht.

„Ich lernte diese Dinge gern; ich fand, ich Unglücklicher, Wohlgefallen daran; und man nannte mich deßhalb ein Kind, das zu großen Hoffnungen berechtigt."
(Bch. 1. K. 16. N. 26.)

So dachte Augustin, als Bischof, in der Reife der Vernunft, geleitet von den Grundsätzen des Evangeliums, erleuchtet durch ein inneres Licht: so, sage ich, dachte er von der Neigung, welche er in seinem Jugendalter für Terenz und Virgil hatte, und von dem Urtheil, das die Menschen deßhalb über ihn fällten. Er nennt sich unbedenklich unglücklich, daß er so leidenschaftlich für die Comödien, für fabelhafte Erzählungen eingenommen war, daß er über den Tod der Dido geweint hatte; und er beklagt ebenso diejenigen, welche dieß für ein gutes Zeichen für die Zukunft hielten und sich die schönsten Hoffnungen von ihm machten.

Was zog ihn aber auch so sehr zu solchen Dichtern hin, die es so sehr verstanden, die sinnliche Liebe zu schildern, ihre lebhaftesten Empfindungen auszudrücken, ihre rührendsten Umstände zu beschreiben? was denn sonst als die erwachende Begierlichkeit, als die ersten Funken der Leidenschaften und die tiefe Verderbtheit, deren Ursache die Erbsünde ist? Hatte er nun nicht recht, wenn er, nachdem ihn Gott bekehrt hatte, diesen verderblichen Gang beweinte und das Vergnügen verdammte, welches er an solchen Büchern fand, so wie die Thränen der Rührung, zu deren Vergießung sie ihn bewogen?

Was die großen Hoffnungen betrifft, welche seine Eltern und seine Lehrer von seinen Talenten hegten, so gründeten sie dieselben auf einen äußerst schwachen Boden. Welchen Erfolg hatten sie? Schon im sechzehnten Jahre riß ihn die Empfänglichkeit seines Herzens zu eben der Leidenschaft hin, deren Schilderung ihn so sehr ergötzt hatte. Und die Schärfe, die Lebhaftigkeit, die Wißbegierde seines Gei-

stes, der in der Forschung nach der Wahrheit keinem andern Führer folgte als sich selber, stürzte ihn in die ungereimten Gottlosigkeiten des Manes, in die nicht minder gottlose Eitelkeit der Astrologie und in die gänzliche Ungewißheit der Akademiker. Das wurde und das war bis zum dreißigsten Jahre dieß Kind, von dem man so große Dinge erwartete.

O, wie sehr täuschen sich die Menschen in ihren Urtheilen über dieß Alter! Sie bemerken an einem Kinde Gedächtniß, Scharfsinn, Einbildungskraft, Gefühl. Auf dieß hin überlassen sie sich den schmeichelhaftesten Hoffnungen; sie entwerfen die schönsten Pläne; sie sehen schon in der Zukunft dieß Kind auf ausgezeichneten Stellen, sie bereiten es von fern darauf vor, sie auszufüllen und einst die Ehre seiner Familie zu sein. Wie ungewiß und dem Irrthum unterworfen sind ihre Absichten in jeder Hinsicht! tausend Beispiele beweisen es alle Tage. Aber auch wie eng und beschränkt sind sie! und wie weit größere hat Gott, die er auch offen-

bar machen würde, wenn man seiner Vorsehung nicht zuwiderhandelte!

Augustin war bestimmt, die Beredsamkeit zu lehren. Er übte dieß Amt in Carthago, in Rom, in Mailand aus: große Wirkungskreise für seine Talente. Er wollte in diesem Berufe fortfahren. Wie weit wäre er gekommen? Man weiß es nicht. Wahrscheinlich aber hätte er zu seinen Lebzeiten keine große Rolle gespielt; und weder sein Ruf, noch selbst sein Name wären auf die Nachwelt übergegangen.

Doch Gott, der ganz andere Absichten mit ihm hat, wandelt ihn innerlich um, bewegt ihn, der Welt und ihren Eitelkeiten gänzlich zu entsagen, fesselt ihn ganz an sich, bemächtigt sich seines Geistes und seines Herzens und weiht seine Talente einem edleren Zwecke. Er macht ihn zum größten Lichte der Kirche, zum Orakel seines Jahrhunderts, zum Meister und Lehrer der kommenden Jahrhunderte, zum großen Geist vorzugsweise unter den großen Geistern, zur fruchtbaren und unerschöpflichen Quelle der schönsten philosophischen und theologischen Kenntnisse,

zur Geißel aller Irrthümer, zum Zeughause der Vertheidiger des Glaubens. Er macht ihn zu einem der heiligsten Bischöfe, zu einem Vorbilde der christlichen Liebe, der Demuth, des Eifers, der Weisheit, der Sanftmuth, er macht ihn, um Alles mit einem Worte zu sagen, zu einem Wunder der Gnade. Und unter dieser doppelten Aussicht verschafft er ihm bei seinen Lebzeiten und nach seinem Tode nicht etwa bloß Ansehen, Ruf, sondern die Bewunderung, die Verehrung der ganzen christlichen Welt. Ich sage nichts von dem, was er für ihn gethan und was er für ihn im jüngsten Gerichte, in der ewigen Wohnung der Herrlichkeit thun wird. Ging das, was man sich von ihm versprach, als man ihn ein Kind, das zu großen Hoffnungen berechtige, nannte, so weit? kam es ihm auch nur nahe? hätten die Heiden selbst für den Redner Augustin die Hochachtung gehabt, die sie dem Bischof Augustin bezeigten?

Während ihn aber die Menschen lobten, ermunterten, sein Herz von Eitelkeit aufblähten, legte Gott insgeheim auf seine

Weise den Grund zu dem künftigen Ruhme seines Dieners. Er flößte der frommen Monica ein, für ihn zu beten, ihn ihm zu empfehlen, unaufhörlich Thränen für das Heil seiner Seele zu vergießen. Er gewährte ihr mehr, als sie verlangte, und als sie zu hoffen gewagt hätte.

Denken wir hier einen Augenblick nach. Verlor der heilige Augustin selbst nach der Meinung der Welt dadurch Etwas, daß er es Gott überließ, über ihn und seine Talente zu verfügen? und gewann er dadurch in Bezug auf die Ewigkeit nicht Alles? Eltern, die ihr euere Kinder liebt, die ihr die heißesten Wünsche für ihr zeitliches Wohlergehen heget, die ihr nichts sparet, um sie gut zu erziehen, um sie in die Welt einzuführen, um sie vorwärts zu bringen: ihr kennet die Absichten nicht, die Gott mit ihnen hat. Er will sie ganz gewiß für immer glücklich machen; und das ist das Wesentliche. Vielleicht aber hat er auch vor, ihnen in der Welt durch ihre Heiligkeit oder durch ihre Gelehrsamkeit einen weit ächteren und dauerhafteren Glanz zu verschaffen,

als der ist, nach dem ihr für sie strebet. Fraget ihn also vor Allem hinsichtlich des Looses dieser geliebten Kinder um Rath; verlasset euch darin auf ihn; behindert in nichts die Fügungen seiner liebreichen Vorsehung. Euere erste Sorge sei, viel für sie zu beten, gute Werke zu ihrem Besten zu thun. Haltet sie selber an, Gott in ihrem Herzen zu hören, seinem Rufe willig zu folgen. Folgen sie ihm, so erfüllen sie vielleicht nicht euere weltlichen Hoffnungen; aber sie entsprechen den Absichten Gottes. Sie werden vielleicht nicht groß sein auf Erden, aber sie werden die ganze Glückseligkeit genießen, deren man auf ihr theilhaftig werden kann; im Himmel aber werden sie ganz gewiß verherrlicht und selig werden.

X.

Die Ursachen der Blindheit des Geistes.

„Zur Strafe für die unerlaubten Begierden verhängt Gott kraft eines nie ruhenden Gesetzes eine Blindheit.“

(Bch. 1. K. 18. N. 29.)

Der Mensch ist Anfangs mit einem

geraden Herzen und einem erleuchteten Geiste erschaffen worden. Er kannte die Ordnung und das sittlich Gute, und er liebte es. Aber er liebte es als ein wesentlich unvollkommenes und mangelhaftes Geschöpf. Es drang daher ungeachtet der Erkenntnisse seines Geistes die unerlaubte Begierde in sein Herz; er willigte in sie, und diese Einwilligung wurde von Gott zwar nicht durch eine gänzliche Entziehung, aber durch eine bedeutende Verminderung seiner Erleuchtungen bestraft.

Daher rührt die Blindheit, in der wir Alle geboren werden: eine Blindheit, die uns nur eine schwache, dunkle, ungewisse Kenntniß von Gott, von unserer Natur, von unserer Bestimmung, von unsern Pflichten gestattet; eine Blindheit, die aus den Sinnen und allen ihren Täuschungen unterwirft; aus welcher wir nur die Gegenstände, welche durch die leiblichen Organe Eindruck auf die Seele machen, für wirklich vorhanden halten; aus welcher es uns so schwer fällt, uns zu den geistigen Dingen zu erheben;

welche uns nicht gestattet, lange bei ihrer Betrachtung zu verweilen, und welche uns bald wieder in die Materie zurücksenkt; eine Blindheit, die man nie mehr erfährt, als wenn man sich bestrebt, die Wahrheit durch die bloße Vernunft zu erforschen: so viele Wolken, Verwirrung, Zweifel, Ungewißheiten, Unwissenheit, Irrthümer mengen sich unter unsere Kenntnisse!

Die alten Philosophen haben über diese Blindheit geseufzt und geklagt. Wir kennen nichts durch seine Ursache, sagte Democrit; die Wahrheit ist an einem dunkeln und tiefen Orte verborgen. Wir sind, rief Cicero aus, einem gewissen Irrthum und einer kläglichen Unwissenheit der Wahrheit unterworfen. Das war für alle Menschen die erste Strafe für die Sünde ihres gemeinsamen Vaters. Die Offenbarung allein entdeckt uns die Ursache dieses großen Uebels, dieses allgemeinen Uebels, dieses Uebels, das bis zur Ankunft Jesu Christi so traurige Folgen für das Menschengeschlecht gehabt hat.

Aber außer dieser allen Menschen gemeinsamen Blindheit gibt es noch eine andere, eine uns eigenthümliche und persönliche, welche weit gefährlicher und verderblicher, und deren gewöhnliche Wirkung die endliche Unbußfertigkeit und die ewige Verdammniß ist. Ich will hier kurz ihren Ursprung, ihren Fortschritt, ihre Folgen erklären und schlagende Beispiele davon anführen.

Der Ursprung dieser Blindheit liegt in unsern Leidenschaften. Die erste Wirkung, die unmittelbar aus ihrem bloßen Eindrucke und aus dem angenehmen oder schmerzlichen Gefühl, das ihn selbst vor aller Zustimmung des Willens begleitet, ist, daß die Seele gewisser Maßen umwölkt wird, daß sie für den Augenblick die ersten Grundsätze, welche die Richtschnur ihres Verhaltens sind, ihre guten Absichten, ihre guten Vorsätze aus dem Auge verliert, und daß sie sich nur mit dem Gegenstande, der in diesem Augenblicke Eindruck auf sie macht, und mit der Empfindung, die er in ihr erregt, beschäftigt. Eine Art Zauber hemmt ihre

Thätigkeit, verdunkelt ihr Licht, zieht ihren Willen stark an und bereitet ihr Ketten.

Hat sich die Seele einmal dieser Bezauberung überlassen, so untersucht sie nicht mehr, ob das, was sie will, erlaubt ist oder nicht; ob Gott dadurch beleidigt wird oder nicht; ob traurige Folgen nicht bloß für die Ewigkeit, sondern auch für das gegenwärtige Leben daraus entspringen oder nicht. Die Leidenschaft betäubt, verblendet sie über das Alles; der Wille wird entzündet; man denkt nur mehr daran, sich zu befriedigen; man berathschlagt nicht einmal über die Wahl der Mittel, und man läßt sich manchmal zum Alleräußersten fortreißen.

Auf diese erste Blindheit, welche Anfangs nicht frei ist und nur dann strafbar wird, wenn man der Heftigkeit der Leidenschaft nachgibt, folgt eine zweite, welche durchaus freiwillig ist und aus reiner Bosheit entspringt. Diese besteht darin, daß der Wille, der durch die Macht der Gewohnheit von der Sünde gefangen genommen wird, sich alle mögliche Mühe gibt, den Verstand zu be-

wegen, sie zu rechtfertigen. Was uns gefällt, das wollen wir durchaus erlaubt finden. Daher kommen so viele Spitzfindigkeiten, um das Gesetz zu umgehen, um es zu Gunsten der Leidenschaften auszulegen, um es sogar für ungiltig zu erklären und aufzuheben. Man will nicht schuldig sein, weil man nicht gestraft werden will; die Blindheit geht so weit, daß man das, was man an Andern unbedenklich verdammt, an sich gut heißt. Wenn man sein Verfahren durchaus nicht zu rechtfertigen vermag, so sucht man es wenigstens zu entschuldigen. Man mißt die Schuld seinem Temperamente, der unvermeidlichen Gefahr der Gelegenheiten, der Verführung der bösen Rathschläge, der Macht des Beispiels, den angenommenen Grundsätzen und Gewohnheiten zu: man ist nicht frei gewesen; man ist überrascht, fortgerissen, beherrscht worden; kurz man wirft die Schuld auf alles Andere als auf sich, und oft sogar auf Gott: warum hat er mich so erschaffen? warum hat er mir eine so lebhafte Einbildungskraft, einen so schwachen Willen, eine so nach-

giebige Gemüthsart gegeben? Dadurch kommt man so weit, daß man sich die Sünde zur Gewohnheit macht, und die lästige Vernunft, die uns verdammt, das beunruhigte Gewissen, das sich gegen uns erhebt, zum Schweigen bringt.

Diese freiwillige Blindheit zieht eine dritte nach sich, welche als Strafe verhängt wird. Man verschließt die Augen hartnäckig für das Licht; und dieses Licht, das von Gott kommt, wird stufenweise schwächer, entfernt sich und verschwindet endlich. Man erstickt die Stimme des Gewissens; und Gott erweckt und regt es nicht mehr durch geheime Rührungen auf; man weicht allen Gelegenheiten zum Nachdenken über sich aus; und bald bietet sich keine mehr dar. Gott unterläßt seine Ermahnungen, weil er darüber aufgebracht ist, daß man sie verachtet; er überläßt die ungelehrige und verkehrte Vernunft ihren falschen Grundsätzen, ihren falschen Urtheilen, ihren falschen Systemen, und gibt sie allen Verirrungen preis, deren sie fähig ist.

Das ist die Quelle der verderblichen

Sicherheit, welche der Sünder genießt, nachdem er lange gegen seine Erkenntnisse gekämpft hat. Er freut sich darüber wie über einen Sieg; er preist sich glücklich, daß er von nun an frei seinen Neigungen folgen kann; und weil ihn Gott nicht mehr stört, weil ihn die Religion nicht mehr erschreckt, weil sein Gewissen stumm ist, so glaubt er, er habe nichts mehr zu fürchten, und seine Ungestraftheit sei gewiß. Mindestens lebt er dahin, ohne an die Gefahr seines Zustandes zu denken; er eilt entschlossen dem Abgrunde zu; er ist am Rande, und er sieht ihn nicht; endlich fällt er hinein, und seine Augen öffnen sich, wenn es kein Rettungsmittel mehr für ihn gibt.

Diese Blindheit beginnt daher gewöhnlich mit der Verderbtheit des Herzens; die Verderbtheit des Geistes kommt nachher: man verliert zuerst die Sitten, dann verliert man den Glauben. Man übt die Religion nicht mehr aus; die Zweifel stürmen heran; man hört auf sie; man liest die Bücher, die darin bestärken; man gelangt zu einer falschen

Ueberzeugung; die schlagendsten Beweise überzeugen nicht mehr; die nichtigsten Einwürfe gelten für Beweise. Nicht bloß die Offenbarung erscheint als ein Hirngespinnst: man erschüttert selbst die ersten Grundsätze; man wird Deist, Atheist, Materialist. Nachdem man sich verkehrt hat, sucht man auch Andere zu verkehren; man sieht die Gläubigen mitleidig an; man verspottet sie; Einschmeichelungen, Streitübungen, Schriften, Alles wird in's Werk gesetzt, um sie zu verführen; und gelingt dieß, so freut man sich ganz außerordentlich darüber.

Die Beispiele einer solchen Verblendung sind nur zu gewöhnlich. So viel es verhärtete Sünder gibt, so viele solche Blinde gibt es, welche die Hand Gottes geschlagen hat. Beobachte sie; sie sind nur mit ihren Vergnügungen, mit ihren Vortheilen, mit ihrem Ehrgeize beschäftigt. Da sie nur an das Irdische denken, so ist das Himmlische für sie nichts; an dieses denken sie nicht, um dieses kümmern sie sich nicht, ja über dieses spotten sie. Für Gott, für seine Verehrung, für seine

Gebote, seine Verheißungen, seine Drohungen sind ihre Augen immer geschlossen. Wann werden sie sie öffnen? Einige vielleicht im Tode, aber zu spät; Andere werden in einer furchtbaren Verzweiflung, oder in einer nicht minder furchtbaren Unempfindlichkeit von diesem Leben in die Ewigkeit übergehen.

Diese sichtbaren Strafen des Himmels erneuern sich alle Tage. Man hört nur von Freidenkern und Ungläubigen, die plötzlich, oder ohne irgend ein Zeichen von Bekehrung gegeben zu haben, gestorben sind. Bei einigen von diesen Gestorbenen hat man die augenscheinlichsten und schrecklichsten Merkmale der Verwerfung wahrgenommen. Das macht keinen Eindruck; die Lebenden denken nicht daran, daß ein ähnliches Unglück auch ihnen droht, daß schon morgen die Reihe an sie kommen kann; oder erwarten sie es, so werden sie dadurch nicht erschüttert. Welch sichtbareres Zeichen der Blindheit mitten unter den Erleuchtungen des Christenthums und der göttlichen Bestrafung könnte es noch geben!

Will man Beispiele, nicht bloß mehr von Einzelnen, sondern von ganzen Nationen? Man richte seinen Blick auf die Juden, die schon seit so vielen Jahrhunderten verblendet und verhärtet sind. Kann man daran zweifeln, daß dieser innere Zustand der Juden eine Strafe ist, da Gott sie so oft im alten und im neuen Testamente vorausgesagt hat?

Man richte seinen Blick auf so viele Häresieen, welche sich seit dem Ursprunge der Kirche erhoben und so viele Seelen in's Verderben gestürzt haben. Man fasse insbesondere die Häresie Luthers und Calvins in's Auge, welche fast die Hälfte Europas von der Kirche getrennt hat. Man denke darüber nach, ob die abscheulichen Lehren dieser Häresie, ob die unzähligen Secten, in welche sie sich zertheilt hat, ob der Socinianismus, die Toleranz, der Unglaube, wohin sie endlich geführt hat, nicht eine offenbare Strafe Gottes sind, der einen Geist der Blindheit und des Schwindels über diese Sectirer ausgegossen hat?

Man richte seinen Blick ferner auf

die Fortschritte, welche eine alle Religion und alle Moral zerstörende Philosophie seit vielen Jahren in Frankreich und andern Ländern gemacht hat. Wem verdankt sie ihre Fortschritte? Etwa den gotteslästerlichen Spöttereien eines Voltaire, den empörenden Paradoxen eines Rousseau, den ungereimten Beweisgründen, den verleumderischen Beschuldigungen so vieler Schriftsteller, deren Gottlosigkeit ihr Hauptverdienst bildet? Nein: die Schriften allein konnten keine solche Verführung, kein solches Umstoßen der Grundsätze bewirken. Es gibt eine allgemeine über die Geister verbreitete Blindheit; und diese Blindheit ist die Strafe der Freigeisterei, des Mangels an Frömmigkeit, einer gefährlichen Wißbegierde, eines thörichten Eigendünkels. Man braucht nicht viel über die Ordnung der Vorsehung, welche seit einer gewissen Zeit herrscht, über die Ereignisse, welche Gott herbeiführt oder zuläßt, nachzudenken, um sich zu überzeugen, daß er die Menschen dadurch straft, daß er sie sich selber überläßt, und daß er sie durch die Beraub-

ung seines Lichtes, welches sie verwerfen oder mißbrauchen, in eine Finsterniß sich stürzen läßt, welche ärger ist als die des alten Heidenthums. Es ist daher auch wahr, daß die menschliche Bosheit heut zu Tage größer ist, als sie je gewesen, die Verderbtheit tiefer, die Vergessenheit oder die Verachtung der Grundsätze allgemeiner.

Ihr Alle, die ihr hier erkennet, ob euch noch ein Strahl erleuchtet, sehet, wie schrecklich euer Zustand ist. Bedenket, daß die Blindheit, worin ihr euch befindet, die furchtbarste Rache des erzürnten Gottes, ein fast untrügliches Anzeichen eurer Verwerfung, ein Grund zur Furcht ist, daß euer Urtheil bereits gesprochen worden. So lange die Wahrheit dem Sünder in die Augen leuchtet, so lange sie ihm sein Verbrechen deutlich vorhält, obwohl er sich stellt, als sehe er sie nicht, ist immer noch einige Hoffnung für ihn vorhanden. Sobald sich aber die Wahrheit zurückzieht, sobald das Gewissen schweigt, ist keine Rettung mehr, weil er in sich selber keine finden kann, und weil ihm Gott keine

mehr darbietet. Sein unverständiges Herz verfinstert sich (Röm. 1, 21.); sein Verstand bedeckt sich mit Finsterniß; er sieht nicht mehr, er hört nicht mehr, er fühlt nicht mehr; er ist todt für die Gnade, er ist gewisser Maßen lebendig zur Hölle gefahren (Ps. 54, 16.).

Wenn die Verhärtung noch nicht vollendet ist, so ist das einzige Heilmittel, zuerst sie zu erkennen, ihre Folgen mit Schrecken zu betrachten, am Rande des Abgrundes einzuhalten; dann zu Gott seine Zuflucht zu nehmen, ihn zu bitten, er möge unsere Seele wieder sehend machen, er möge es uns vergeben, daß wir seine Wahrheit verachtet haben, und er möge sie gnädig unserm Geiste wieder leuchten lassen. Man muß endlich den ersten Schein, der sich darbietet, recht benützen, unter ihrer Begünstigung wieder umkehren, die Wege der Ungerechtigkeit verlassen, und die der Gerechtigkeit wieder betreten. Es ist das sehr schwer; und selten geschieht es: doch Gott ist nichts unmöglich; und so lange die Blind-

heit nicht vollständig, ist noch Hoffnung zur Heilung vorhanden. Wir dürfen nun aber nie denken, daß sie hienieden vollständig sei; und die Verzweiflung, welche uns in die endliche Unbußfertigkeit stürzt, ist immer an sich selber strafbar.

XI.

Die Vereinigung der Zuneigungen der Seele in Gott.

„Du hast mich, der ich zerstreut und gleichsam stückweise zerrissen war, als ich mich von deiner Einheit abwandte und in der Vielfältigkeit verschwand, wieder gesammelt.“ (Bch. 2. K. 1.)

Wie schön ist dieß Bild! Wie natürlich ist es! Wie tief ist der Gedanke, den es ausdrückt! Er bezeichnet vollkommen die Zerstreuung, die Zerstückelung der Neigungen der Seele, welche stattfindet, wenn sie sich den Geschöpfen überläßt, sowie die Wiedervereinigung, die Concentrirung eben dieser Neigungen, wenn sie sich zu Gott hält. Der erste Zustand ist der Grund ihrer Aufregungen, ihrer Unbeständigkeit, ihrer Schwachheit und

ihres Unglücks. Der zweite ist die Quelle ihrer Ruhe, ihrer Beständigkeit, ihrer Kraft und ihres Glückes. Um dieß recht begreiflich zu machen, muß ich in der Sache weiter zurückgehen.

Gott ist sich selbst genug; er findet in sich allein seine Glückseligkeit, und er kann sie sonst nirgends suchen. Wenn er seine Zuneigung auf das ausdehnt, was er außer sich erzeugt, so geschieht es aus Güte, und nicht aus Bedürfniß. Indem er sich so nach außen hin verbreitet, geht seine Liebe nicht aus ihm hinaus; sie bezieht sich immer auf ihn, und ist darum nicht minder ganz in ihm vereinigt: mit einem Worte, sich liebt er, wenn er seine Geschöpfe liebt. Das Herz Gottes ist also, selbst dann, wenn es sich ausschüttet, immer in seiner Einheit gesammelt.

Der Mensch ist in dieser Hinsicht nach dem Bilde und Gleichnisse Gottes geschaffen: nicht so, daß er sich selber genug sein kann, wie Gott, sondern in dem Sinne, daß sich alle seine Neigungen auf Gott beziehen und durch ihre Vereinigung in der Einheit Gottes das Merkmal der

Einheit bekommen sollen. Wenn er die Geschöpfe und wenn er sich selber liebt, soll er nur Gott lieben. Seine Liebe soll keinen andern Mittelpunkt haben: und wenn er sich über verschiedene Gegenstände hin verbreitet, soll er immer an diesem einzigen Gegenstande festhalten als an seinem Anfange und seinem Ziele. Auf diese Weise ergießen sich seine Neigungen nach außen wie die Neigungen Gottes, ohne sich zu zerstreuen; und er bleibt immer gesammelt in Gott, wie es Gott immer in sich selber ist. Das aber, was Gott durch die unendliche Vortrefflichkeit seiner Natur ist, kann der Mensch nur durch den guten Gebrauch seines Willens sein.

In dieser Neigung des einzigen Hinstrebens zu Gott ist er ursprünglich erschaffen worden; alle Neigungen seiner Seele waren für dieses Ziel bestimmt; sie richteten sich leicht und natürlich dahin. Darin bestand seine ursprüngliche Geradheit und das vollkommene Gleichgewicht seines Willens. Allein was geschah? Da er die Freiheit hatte, sich zu Gott hin

oder zu den Geschöpfen zu wenden und über die Regungen seines Herzens nach seinem Belieben zu verfügen, so wandte er sich von der Einheit Gottes ab, und richtete sich auf die Vielfältigkeit der erschaffenen Gegenstände; er kehrte die Ordnung um und setzte sein Ziel in die Mittel, die ihm Gott gegeben, damit er nach ihm streben solle.

Nachdem unsere Natur auf solche Weise durch die Erbsünde verkehrt worden, verlor der Mensch das Gleichgewicht, von dem ich eben gesprochen. Selbst nachdem ihm diese Sünde durch die Taufe erlassen worden, bleibt ihm noch eine heftige Hinneigung zu den Geschöpfen; und obwohl er sie mit dem Beistand der Gnade unterdrücken kann, so überläßt er sich ihnen doch leider nur zu oft. Diese Gegenstände reizen sein Herz an und ziehen es an sich. Seine Zuneigungen theilen sich, zerstreuen sich und gießen sich über sie aus wie das Wasser. Eine Begierde erzeugt eine andere Begierde; eine Leidenschaft bringt eine andere Leidenschaft hervor. Das Herz verirrt und verliert sich in der Vielfältigkeit;

es gehört nicht bloß Gott nicht mehr; es gehört auch sich selber nicht mehr; es wird nach allen Seiten hingezogen und gleichsam stückweise zerrissen. Immer neue Gegenstände bemächtigen sich seiner, beherrschen, tyrannisiren es; und da es sein Glück bei keinem findet, geht es beständig von einem zum andern über; es berührt, so zu sagen, von allen die Oberfläche; der Eckel, die Uebersättigung reizen es an, immer neue Versuche zu machen, welche es in einer beständigen Bewegung erhalten. Die Schrift nennt das die unstete Begierlichkeit (Weish. 4, 12.). Die unvermeidliche Ursache dieser Unbeständigkeit ist, daß die Seele in keinem Geschöpfe Etwas finden kann, das sie vollkommen befriedigt. Sie muß daher beständig wechseln, in jedem Augenblicke neue Versuche machen. Auf solche Weise sind ihre Neigungen da und dort zerstreut und finden nirgends einen Mittelpunkt zur Wiedervereinigung.

Das ist der Zustand aller Sünder ohne Ausnahme; das war auch der Zustand des heiligen Augustin vor seiner

Bekehrung. Was that er, als er gehorsam gegen die Gnade wurde, welche schon lange in ihn drang? Er zog sein Herz von allen Geschöpfen zurück, unter die er es getheilt hatte; er las die Trümmer davon auf, er sammelte die Stücke, und richtete seine Neigungen wieder vereinigt auf Gott allein. Er klammerte sich an diese vollkommene Einheit, versenkte sich immer mehr in sie und concentrirte sich ganz in ihr. Dadurch wurde dieß bisher getheilte und zerrissene Herz Eins, weil es nur mehr einen einzigen Gegenstand liebte, in welchem, durch welchen und für welchen es Alles liebte, was Gott ihm zu lieben gebot oder gestattete. Seine Unbeständigkeit, seine Unruhe, seine Aufregungen hörten auf; es genoß den Frieden, die Ruhe, die Glückseligkeit.

Was der heilige Augustin erfahren, das haben auch alle diejenigen erfahren, welche entweder so glücklich waren, sich nie von Gott zu entfernen, oder mit derselben Geradheit wieder zu ihm zurückkehrten. Die erste und die Hauptwirkung der wahrhaftigen Bekehrung ist diese

Sammlung der zerstreuten Zuneigungen. Man hatte sich nach außen hin verbreitet; Gott zieht in's Innere zurück; er faßt alle zerstreuten Neigungen zusammen, sammelt sie, vereinigt sie wieder in sich selber; und wenn er ihnen gestattet, sich auf andere Gegenstände hinzuneigen, so zieht sie diese Hinneigung so wenig von ihm ab, daß sie dieselben nur noch mehr in ihm befestigt.

Während langer Zeit muß die ganze Beschäftigung einer Seele, welche zu Gott zurückkehrt, dieß sein, daß sie den Anreiz der Gnade, welche sie zur Sammlung ermuntert, unterstützt. Dieß hat zur Folge: die Einsamkeit, die Bewachung der Sinne, die Vermeidung der Gelegenheiten, nicht bloß der gefährlichen, sondern auch der bloß zerstreuenden, das Gebet, das Lesen der Erbauungsschriften, die guten Gedanken, die frommen Empfindungen, welche den Geist und das Herz nähren. Der aufrichtig bekehrte Mensch neigt sich zu dem Allen von selber, er fühlt seine unausweichliche Nothwendigkeit; und wenn es ihm noch einige Mühe kostet, seine

Fesseln zu zerreißen, alten Gewohnheiten zu entsagen und sich ganz entgegengesetzte anzueignen, so wird er dafür reichlich durch den Frieden entschädigt, den er genießt, und den er vorher nie gekannt hatte. Dieß ist nicht das, was man verächtlich und spottweise Geistigkeit (Spiritualität), Grübelei in geistlichen Dingen nennt; es ist eine echte Sittlichkeit, für Jedermann und für alle Stände geeignet.

Man thue, was man wolle; man versuche alle möglichen Mittel, um sich glücklich zu machen: man wird es immer nur durch den vollen und friedlichen Besitz seines Herzens werden; sein Herz wird man nie besitzen, so lange seine Neigungen nicht in einem einzigen Gegenstande vereinigt sind, der es auszufüllen vermag; diese Vereinigung wird nie stattfinden, so lange es sich dem Geschöpfe hingibt: es ist dieß eine ganz gewisse Erfahrung; immer wird dieß Herz unruhig, getheilt, zerrissen, veränderlich und unbeständig sein. Schließen wir also daraus, daß das Herz in Gott befestigt sein muß, und sich nie von ihm trennen darf.

Das sind lauter Axiome und erste Grundsätze.

Uebrigens hat diese Sammlung, diese Vereinigung der Neigungen in Gott seine Stufen. Die erste und die nothwendigste ist die, welche die Todsünde ausschließt; aber sie reicht nicht hin, um das Herz in einer vollkommenen Ruhe zu befestigen. Man findet nicht selten Seelen, die, obwohl übrigens rein und von jedem großen Laster frei, immer unruhig, immer aufgeregt sind; deren Herz durch wer weiß wie viele Anhänglichkeiten immer getheilt und zerstreut wird, die zwar nichts Strafbares enthalten, aber doch nicht in der Ordnung und der Regel sind. Die Einschränkung oder Mäßigung dieser Zuneigungen ist die fortwährende Uebung der Tugend hienieden. Will man in Frieden mit sich selbst leben und zur Vollkommenheit der Sammlung in Gott gelangen, so darf man sich hinsichtlich dieser vielen entweder eiteln oder zu großen Anhänglichkeiten nicht schonen, sondern muß sich nach und nach losmachen, bis man sich schlechterdings sonst an nichts

mehr hält als an Gott und an seinen Willen; man muß alle Begierden, alle, selbst die erlaubtesten Zuneigungen einschränken, bis das Herz sich in einem ruhigen Zustande befindet und durch gar kein Ereigniß mehr ohne seinen Willen beunruhigt werden kann.

Dieses Bestreben währt lange, oder es endigt vielmehr nur mit dem Leben: aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß es für den wahren Christen zu seiner Glückseligkeit hienieden nothwendig ist. Wenn die Einschränkung der strafbaren Zuneigungen in seinem Herzen das Wesen der Tugend erzeugt, so verschaffen die Einschränkung der überflüßigen Zuneigung und die Mäßigung derjenigen, die erlaubt sind, dieser Ruhe eine Fülle und eine Beständigkeit, die sie außerdem nie haben wird.

Und man darf nicht etwa glauben, daß dieses Geschäft so peinlich sei. Was zur Glückseligkeit nothwendig ist, was uns zu ihr führt, was sie uns stufenweise verschafft, das kann wohl schwer sein, aber peinlich darf man es nicht nennen. Es

ist immer etwas Angenehmes, sich zu überwinden; und die gute Ordnung der Regungen des Herzens ist eine unversiegbare Freudenquelle. Gott unterstützt den guten Willen; von Tag zu Tag wird er durch seine Siege stärker; und was von fern als unmöglich erscheint, das wird leicht, wenn man es versucht.

Man denke hier nur an den heiligen Augustin, er verdient gewiß, daß man ihm auf sein Wort glaube. Von dem Augenblicke an, wo er sich Gott geweiht hatte, war sein Leben mit zahllosen Arbeiten für die Religion beschäftigt; er wachte beständig über sein Herz, um auch die letzte Fiber der menschlichen Zuneigungen daraus zu reißen; er vervollkommnete sich unaufhörlich in der Vereinigung mit Gott. War er nicht zufrieden? Lebte er nicht glücklich? War er nicht die Bewunderung Aller, die ihn kannten, wegen dieses höchsten und unzerstörbaren Besitzes seiner selbst, dem kein Philosoph je nahe kam? Sieht man in seinen Schriften die kleinste Spur von Laune, von Aerger, von Traurigkeit, von Ueberdruß, von Eckel, von

Reue darüber, daß er diese neue Lebensweise gewählt? Sah er nicht sein letztes Stündlein mit ruhigem Auge kommen? und starb er nicht friedlich in der festen Hoffnung, eine ewige Seligkeit im Schooße Gottes zu genießen? Wäre dieß sein Loos gewesen, wenn er bis an's Ende in den Verirrungen seiner Jugend geblieben wäre?

XII.

Das Wohlgefallen an sich selber.

„Ich hatte Wohlgefallen an mir selber; und ich wünschte den Augen der Menschen zu gefallen." (Bch. 1. K. 1.)

Das ist die älteste, die allgemeinste, die eingewurzeltste und die gefährlichste Krankheit unserer Natur: das Wohlgefallen an sich selber und, was eine nothwendige Folge davon ist, das Verlangen, Andern zu gefallen. Dieses Uebel ist uns so natürlich, daß man es nicht bemerkt, ja daß man es als gar kein Uebel betrachtet. Gleichwohl ist es eines und der Ursprung alles Uebels.

Eben dadurch begann der Abfall der Engel, dieser so vollkommenen Geschöpfe! Ihre eigenen Vollkommenheiten waren für sie eine Schlinge; sie konnten ihren Anblick nicht ertragen, ohne davon geblendet und gewisser Maßen berauscht zu werden. Sie hatten ihr Wohlgefallen an sich selber, sie schrieben sich ihre Vorzüge zu und rühmten sich ihrer. Daher kam ihr Stolz, ihr Geist der Unabhängigkeit, ihre Empörung gegen Gott, ihr ausdrücklicher Ungehorsam, welches auch sein Grund gewesen sein mag, ihr Fall und ihre furchtbare Bestrafung.

Es muß wohl schrecklich sein dieß Uebel, da es so ausgezeichnete Wesen und zwar unter den Augen Gottes selber angegriffen und niedergeworfen hat. Ich halte es für den Inhalt der einem jeden Geschöpfe anklebenden Unvollkommenheit und für den Grund seiner Fehlerhaftigkeit. Nur dadurch kann die Sünde in dasselbe eindringen. Daher hat auch die Schrift gesagt, daß der Stolz der Anfang aller Sünde ist. (Eccl. 10, 15.)

Gott allein hat ein Recht, sein Wohl-

gefallen an sich selber zu haben, weil er alle seine Vollkommenheiten von der Nothwendigkeit seines Wesens hat. Das Geschöpf aber, welches durch sich nichts ist, und Alles, was es ist, der reinen Freigebigkeit Gottes verdankt, kann sein Wohlgefallen ohne die größte Ungerechtigkeit nicht an sich selber haben. Seine erste Pflicht, sein unerläßliches Gesetz ist, sich keiner Sache zu rühmen, und unaufhörlich nicht bloß seine Gedanken und seine Handlungen, sondern auch sein ganzes Wesen auf Gott zu beziehen. In dieser gewöhnlichen Beziehung besteht seine Geradheit; in eben dem Augenblicke, wo seine Blicke mit Wohlgefallen auf ihm selber verweilen, ist es verkehrt; indem es sich auf diese Weise liebt, wird es nothwendig ein Feind Gottes; es raubt ihm sein unmittheilbares Gut, welches seine Ehre ist; es entzieht sich der Herrschaft Gottes und stürzt sich durch diese Empörung rettungslos in's Verderben, weil es sich auf sich selbst, d. h. auf nichts beschränkt und sich von der Quelle alles Guten getrennt befindet.

Dasselbe Uebel, welches den aufrührerischen Engel in's Verderben stürzte, stürzte auch den ersten Menschen in's Verderben. Der Teufel wirkte äußerlich durch die Versuchung auf ihn; stärker aber wirkte eine weit gefährlichere Versuchung in seinem Innern. Eingenommen wie der Engel von seiner eigenen Schönheit, verführt durch die Begierde, dieselbe Kenntniß des Guten und Bösen wie Gott zu haben und seinem Schöpfer hierin gleich zu sein, ließ er sich durch die schmeichelhafte Rede des Teufels gewinnen, welcher die Schlinge legte, in die er durch seine Eitelkeit fiel.

Ich habe also Recht gehabt, wenn ich sagte, daß dieses unglückliche Wohlgefallen an sich selber die älteste unserer Krankheiten ist, da es die Krankheit unseres ersten Vaters war, und da wir sie von ihm mit dem Zusatz der Bosheit geerbt haben, die seine Sünde hinzugefügt. Sie ist auch die allgemeinste, denn welcher Mensch ist davon ausgenommen? welcher hat keine Eigenliebe? wer gefällt sich nicht in seinen Augen? und wer wünscht nicht,

Andern zu gefallen? Man müßte gänzlich unbekannt mit sich sein, um dieses Gift nicht in sich zu erkennen. Der Keim desselben liegt in unsern Herzen; wir bringen ihn mit der Geburt mit; er entwickelt sich und erstarkt mit dem Alter; er ist die verderbte Quelle aller unserer Leidenschaften.

Man beobachte die Kinder. Kaum fühlen sie sich, so lieben sie sich schon mit dieser verkehrten Liebe, so beziehen sie Alles auf sich, so glauben sie, Alles gebühre ihnen, und so werden sie gegen Alles erbost, was sich ihren Wünschen widersetzt. In dem Maße, als sie wachsen und fähig werden, nachzudenken, dehnt sich ihre Eigenliebe auf mehrere Gegenstände aus; sie wird zugleich verstellter, weil die Vernunft ihre Ungerechtigkeit einleuchtend macht. Sie verkleidet und verbirgt sich vor den Augen Anderer, um ihren Zweck besser zu erreichen; sie erbettelt sinnreich das Lob; sie ertheilt es verschwenderisch, damit man es ihr wieder zurückgebe; mit einem Worte, sie ist selbstsüchtig, lügnerisch, auf niedrige Weise

gefällig, und sie hat bei Allem, was sie für Andere zu thun scheint, nur sich selbst im Auge. Sind wir nicht Alle von dieser Art? Voll Verachtung, Neid, Eifersucht gegen Andere; voll Eigendünkel, Selbstliebe, Selbstbewunderung.

Die Heiligen, ja die Heiligen, diejenigen, welche Gott mit ihrem ganzen Herzen dienen, sind von diesem Uebel angesteckt wie Andere; aber sie sehen es und fühlen es mehr kraft der göttlichen Erleuchtung, und weil sie sich aufmerksamer beobachten, strenger verurtheilen. Sie ertappen sich in jedem Augenblicke bei Empfindungen, deren sie sich schämen; sie seufzen darüber, sie demüthigen sich deßhalb vor Gott; sie sind unaufhörlich damit beschäftigt, sie zu ersticken; und sie haben bis zum Tode Grund, dagegen zu kämpfen. Was sie am Meisten betrübt, ist, daß sich diese Pest an ihre Tugenden, an die Gnade und die Gaben Gottes klammert, daß sie Alles mit ihrem Gifte ansteckt, und daß sie selbst in den Demüthigungen Gründe der eiteln Ehre findet.

O, wie tief und fest gewurzelt ist

dieses Uebel! Man nimmt es erst recht wahr, wenn man es ernstlich unternimmt, sich davon zu heilen. Alsdann sieht man, daß es unmöglich ist, durch seine eigenen Bemühungen, mit den Beistande der gewöhnlichen Gnade zum Ziel zu gelangen. Das Grobe, welches in ihm liegt, verbessert man leicht; das Zarte und Feine aber, das es enthält, entgeht unsern Forschungen. Seine geheimsten Fibern sind in den Falten des Herzens derart verborgen, daß man sie nicht entdecken und noch weniger ausreißen kann. Gott selber muß die Hand an dieß Werk legen. Und wenn wir ihm das ganze Geschäft überlassen, was erfahren wir da nicht! welche Aengsten, welche Qualen, welche innerste Schmerzen, wenn er das Herz preßt, um die Verderbtheit daraus zu drücken! Wir meinen, wir werden zerrissen, wir werden von uns selber getrennt, wir werden gleichsam unsers Wesens beraubt und gänzlich vernichtet. Das ist nur zu wahr; nichts Geringeres als die moralische Vernichtung ist erforderlich, wenn die Eigenliebe mit der letzten Faser

ihrer Wurzel vertilgt werden soll. Wer diese kreuzigenden Operationen des himmlischen Arztes nicht erfahren hat, der hat keinen vollständigen Begriff von der Eigenliebe und von der innersten Verkehrtheit unserer Natur.

Schließen wir daraus, wie gefährlich dieß Uebel ist, da es einerseits in unserm Wesen selbst liegt und andererseits der Grund aller Sünde ist. Man nenne mir eine Leidenschaft, welche keine Tochter der Eigenliebe ist; ein Laster, das sie nicht erzeugt, und selbst eine menschliche Tugend, deren Beweggrund sie nicht ist. Sie schleicht sich überall ein; sie erstreckt sich auf Alles, sie verderbt Alles.

Die übrigen Uebel, die aus dieser entspringen, sind unzählig; und wer könnte sie alle nennen? Die Lüge sowohl in Worten als in Thaten; die Schmeichelei, die Ziererei, die Verstellung, die Falschheit, die menschliche Rücksicht, die Heuchelei, sind sie nicht lauter Sprößlinge der Eigenliebe? Verdankt nicht ihr der Eigennutz seinen Ursprung, diese mächtige Triebfeder der menschlichen Handlungen,

diese Quelle so vieler Verbrechen und so vieler Scheintugenden? Der Ehrgeiz mit allen seinen Ränken, seinen Schlichen, seinen Treulosigkeiten, seinen Niedrigkeiten, seinen Gewaltthätigkeiten, hat er einen andern Ursprung? Erzeugt sie nicht den Stolz, die dumme Eitelkeit, die Sucht, zu spotten, zu tadeln, zu verleumden, zu rächen?

Woraus ist der Unglaube mit allen seinen Greueln entsprungen? Von wo ist die Secte der Philosophen ausgegangen, die so viel Unheil gestiftet hat? Woraus sind so viele Schriften entsprungen, worin die Zuchtlosigkeit und die Gottlosigkeit herrschen? Aus der Begierde, sich auszuzeichnen, sich einen Namen zu machen, in seinem Jahrhundert den Ton anzugeben, für Einen zu gelten, der mehr Stärke des Geistes, mehr Scharfsinn hat, als andere Menschen; unabhängig von aller göttlichen und menschlichen Autorität zu erscheinen. Und was ist das sonst als eine überspannte Eigenliebe, welche sich von aller Regel, von aller Fessel frei macht, und bis zu den äußersten Grenzen der Unvernunft geht?

Der Hang zum Vergnügen ist nicht die einzige Ursache der Verderbtheit der beiden Geschlechter; die Eitelkeit, das Verlangen, zu gefallen, tragen viel dazu bei; ja gewöhnlich beginnt die Leidenschaft damit, besonders beim weiblichen Geschlechte. Man ist mit sich zufrieden; man putzt sich gern, zeigt sich gern, zieht gern die Blicke auf sich, ist gern gesucht; das ist ja eben der Triumph der Eigenliebe. Ein geheimer Stolz, ein gewisses Wohlgefallen an sich selber, ein heftiges Verlangen, Andern vorgezogen zu werden, der Aerger, die Eifersucht, daß man Nebenbuhler hat, haben mindestens ebenso viel Antheil an der Schwachheit des weiblichen Geschlechts, als die Neigung der Natur und die Macht der Gemüthsart.

Was soll ich von der Frömmigkeit, und von all den Fehlern, Verkehrtheiten, Lächerlichkeiten sagen, welche die Eigenliebe in sie eingeführt hat? Sind es die Frommen, welche das wenigste Wohlgefallen an sich selbst haben, welche am Wenigsten wünschen, Andern zu gefallen? dient man Gott nicht um seiner selbst willen?

schätzt man sich nicht deßhalb mehr, weil man sich für tugendhafter und gottesfürchtiger hält? läßt man nicht absichtlich seine Gebete, seine guten Werke sehen? sucht man sich nicht durch so Manches von Anderen zu unterscheiden? zieht man nicht recht gern die Blicke auf sich? tadelt man nicht den Nächsten schonungslos? verleumdet man nicht bei aller Frömmigkeit?

Wie viele Erbärmlichkeiten, großer Gott! wie viele Schwachheiten, wie viele Fehler und Sünden aller Art hat diese Liebe, die uns zu unsern eigenen abgöttischen Verehrern macht, schon erzeugt und wird sie bis an's Ende der Welt erzeugen! Ist es denn für den Menschen so schwer, sich davon zu überzeugen, daß es seine Pflicht, sein Vortheil ist, Gott zu gefallen, Alles auf Gott zu beziehen, anzuerkennen, daß er Alles von Gott hat, daß er Alles von ihm erwartet, und daß er sich weder selber irgend ein wirkliches Gut, irgend etwas wahrhaft Nützliches verschaffen, noch von Andern hoffen kann? Wenn es eine Wahrheit gibt, die ihm

seine Vernunft augenscheinlich darlegt, ist es dann nicht diese: daß alle Geschöpfe durch sich selber nichts haben, nichts sind, und daß Gott allein der Ursprung, das Ziel und der Mittelpunkt alles Guten, aller Glückseligkeit ist?

XIII.

Die Gefahr der Verbindungen.

„Die Grenzen der Freundschaft sind kothig."
(Bch. 2. K. 2. N. 2.) [1])

Ja, diese Grenzen sind kothig für die Personen von verschiedenem Geschlechte. Die sinnliche Liebe grenzt an die Freundschaft; man geht leicht von der einen zur andern über; aber diese zwei Zuneigungen nehmen im Herzen Plätze ein, die einander nicht sehr ähnlich sind. So fest und sicher der Boden ist, auf dem die Freundschaft wandelt, so schlüpfrig ist der Pfad der Liebe und voll von einem Schlamme, der unter den Füßen weicht, und in den man versinkt. An ihren Grenzen theilen

---

[1]) Limosus (in einigen Ausgaben: luminosus) limes amicitiae.

sich beide Pfade ihre Eigenschaften mit; und Anfangs bemerkt man dieß nicht: man glaubt noch immer auf dem Boden der Freundschaft zu sein, während man auf dem der Liebe schon sehr weit vorgeschritten ist.

Nur zu gewöhnlich werden diese zwei Empfindungen verwechselt, welche manchmal für eine und dieselbe Person vermischt sind, so daß es sehr schwer ist, sie zu unterscheiden. Man glaubt sich nur geistig, wegen seiner guten Eigenschaften, wegen der Gleichförmigkeit der Gemüthsart und der Gesinnungen zu lieben: darin besteht in der That die Freundschaft, welche wirklich rein und geistig ist. Allein von dem Boden der Begierlichkeit, welche sich vom Leibe aus der Seele mittheilt, dunsten bald Nebel aus, welche sich unmerklich verdichten, welche die heitere Luft verdunkeln und die Reinheit dieser schönen Empfintung beflecken. Das Herz wird eingenommen, erweicht, gerührt; man sieht sich mit mehr Begierde, man verläßt sich mit mehr Mühe; bei der Trennung nimmt ein Jeder die Erinner-

ung an den Andern mit. Man spricht dann mit mehr Vertraulichkeit zu einander; man macht sich Eröffnungen; man theilt einander seine innersten Empfindungen mit.

Ist man so weit, so zögert das Fleisch nicht mehr lange, um in den Bund zu treten. Die Sinne werden erregt, die Augen suchen sich, begegnen sich, sagen sich, was der Mund zu erklären sich scheut. Eine Zeit lang bildet man sich indeß ein, diese Zuneigung sei rein; man widersetzt sich sogar dem Unschicklichen, das sie einflüstert; man nimmt sich nur Ehrbares vor. Aber wie selten ist es, wenn man fortfährt, sich zu sehen, daß man in den von der Scham und dem Gewissen bezeichneten Grenzen bleibt, daß man nur eine erlaubte Vereinigung im Auge hat, daß man sie auf eine christliche Weise ansieht, und daß man sich bis zu diesem Augenblick jede zu vertrauliche und zu freie Erklärung versagt!

Seid auf der Hut vor solchen Verbindungen, besonders ihr, junge Personen, deren Einbildungskraft lebhafter und deren

Herz empfindsamer ist; ihr, für die die kleinsten Fehler, selbst der Schein in dieser Art von einer so gefährlichen Folge sind. Verlasset euch nicht auf euere fromme Gesinnung, auf den Abscheu, den ihr vor dem Bösen habt, auf euere Vorsicht, euere Zurückhaltung, auf die Reinheit euerer Absichten. Wenn ihr meinet, noch immer nur Freunde zu sein, seid ihr schon Etwas mehr: der Zwischenraum, welcher diese zwei Empfindungen trennt, ist unwahrnehmbar; der Ort ist äußerst schlüpfrig: wenn ihr noch einen Schritt thuet, so werdet ihr in den Koth fallen; und euere schwachen, euere eiteln Anstrengungen, daraus zu kommen, werden euch nur tiefer hineinbringen.

Glaubet hierin denen, die weiser sind als ihr: das Sicherste ist, keine solchen Verbindungen zu bilden. Billiget die strenge Wachsamkeit euerer Eltern, welche sie euch untersagen: je angenehmer sie euch vorkommen, desto mehr seid ihr geneigt, sie zu mißbrauchen; je weniger Gefahr ihr darin sehet, desto mehr liegt für euch darin. Setzet keinen Fuß auf

diesen beweglichen Sand: es wird euch nicht mehr so frei stehen, ihn zurückzuziehen, als ihr meinet. Bis zu einem gewissen Punkte ist man Herr über sein Herz; der Augenblick aber, wo man es noch ist, und der Augenblick, wo man es nicht mehr ist, berühren sich.

Der Stand, worin die Gefahr dieser Verbindungen größer ist (wer sollte es glauben?), ist der Ehestand. Die äußerste Freiheit, welche unsere Sitten den Frauen gestatten, zu gehen und zu kommen, Besuche zu machen und zu empfangen, die Bälle, die Schauspiele zu besuchen, bei allen Lustpartieen zu sein, setzt sie mehr aus als der Mädchenstand, wo sie überwacht waren. Jetzt halten sie jede Ueberwachung für die äußerste Verletzung; sie halten sich für fähig, sich selber zu bewachen, und sie wollen ihr Verhalten selber bestimmen. Ein Mann wagt es um so weniger, Maßregeln zu ergreifen, als er fürchtet, man schreibe sie der Eifersucht zu; er ist um so behutsamer, Verdacht zu schöpfen, je beleidigender dieser ist. Er verläßt sich eben so auf die

Tugendhaftigkeit seiner Frau als auf die bekannte Rechtschaffenheit des Freundes, der sie besucht. Sie selbst hält sich für um so sicherer, als sie ihren Mann aufrichtig liebt, als sie ihrer Pflicht getreu bleibt, und als sie schon der bloße Gedanke, die eheliche Treue zu verletzen, schaudern macht. Eben so hat auch der Freund keine andere Absicht, als den Umgang eines liebenswürdigen Weibes zu genießen.

Man verharrt nicht lange in diesen Gesinnungen, sobald die Besuche lange und häufig sind. Die Zuneigung für den Gatten erkaltet allmählig; man findet Fehler an ihm; man hat irgend einen Grund zur Klage; man macht diesem Freunde eine vertrauliche Mittheilung, wodurch in diesem der Gedanke erweckt wird, Vortheil daraus zu ziehen. Man kommt mit der Zeit dahin, daß man in einem ehebrecherischen Umgange lebt, ja ruhig darin lebt, weil man ihn leichter geheim halten kann.

Man macht sich weniger ein Gewissen daraus, wenn der Mann durch sein böses

Verhalten zuerst Anlaß zur Unordnung seiner Frau gibt. Die Versuchung, nicht ehrbar zu sein, ist größer für sie, wenn er es selbst nicht ist. Der Aerger und die Rache verbinden sich damit. Welche Rache! und auf wen fällt sie? Aber wie! berechtigt denn das böse Beispiel des einen den andern, ihm nachzuahmen?

Männer und Frauen, seid hinsichtlich der Verbindungen noch vorsichtiger, als wenn ihr frei wäret. Ihr werdet nur so lange eine eheliche Treue bewahren, als ihr solche Verbindungen mit der größten Sorgfalt vermeidet. Bedenket, wie verhaßt der Ehebruch an sich selber, und wie verderblich er in jeder Hinsicht in seinen Folgen ist. Ich will mich hierüber nicht weiter verbreiten. Ich füge bloß seufzend hinzu, daß es schrecklich ist, daß die Ehe, ein in den Augen der Religion so heiliger Stand, die Quelle des menschlichen Geschlechts, die Grundlage der natürlichen und bürgerlichen Gesellschaft, heut zu Tage dem Leichtsinn zum Deckmantel dient; daß man sich durch sie für berechtigt hält, zuchtloser leben zu

dürfen; und daß sie bei den Christen weniger geachtet ist, als sie es bei den Heiden war.

Kehren wir, wo möglich, zur Anordnung der Natur zurück, von der sich unsere gegenwärtigen Sitten immer mehr entfernen. Die Frauen sollen das Haus hüten; sie sollen die Ordnung darin erhalten; sie sollen sich mit der Haushaltung in ihrem ganzen Umfange beschäftigen; sie sollen über die Dienstboten wachen und ihre Arbeit leiten; sie sollen selber ihre Kinder ernähren, erziehen: es soll ihre Freude sein, sich immer von ihnen umgeben zu sehen; sie sollen sich selten öffentlich zeigen; sie sollen es für eine Verunehrung halten, sich bei Andern als ihren Männern allein zu befinden; die Unordnung und das Aergerniß, welche heut zu Tage den äußersten Grad erreicht haben, werden aufhören.

Die jungen Wittwen mögen sich von dieser Moral aneignen, was ihnen zukommt. Nach den Grundsätzen des Christenthums, selbst nach den Gesetzen der Schicklichkeit sind sie zu einer größern

Vorsicht, zu einer strengern Zurückgezogenheit verpflichtet, als die verheiratheten Frauen. Verehelichen sie sich nicht mehr, so werden sie als solche betrachtet, die der Welt entsagt haben, und mit ihr nur insofern verkehren, als es ihre Geschäfte und die Versorgung ihrer Kinder nothwendig machen.

Soll ich von einer andern Art Verbindung reden, wo der Mißbrauch nicht minder zu fürchten, und wo er strafbarer und ärgerlicher ist? Diener der Religion, ihr kennet besser als ich, was euch euer heiliger Character, euere erhabenen Verrichtungen und die Gesetze der Kirche hierüber vorschreiben. Ihr wisset, wie sehr euch die Welt beobachtet: welche boshafte Freude, welcher Triumph es für sie ist, an euch einen Fehler zu finden; wie sehr sie geneigt ist, euere kleinsten Verirrungen allgemein bekannt zu machen, Muthmaßungen über eueren Wandel auszustreuen, wenn es durch den kleinsten Schein Anlaß dazu gibt; welche Schlüsse sie daraus zieht, um euer Amt, die heilige Religion, welche ihr verkündiget, die Sacra-

mente, welche ihr verwaltet, in übeln Ruf zu bringen, und um sich zum Laster und zum Unglauben für berechtigt zu halten. Vermeidet also schlechterdings jeden vertraulichen Umgang mit den Frauen: man sehe euch mit ihnen nicht auf den öffentlichen Spaziergängen; untersaget euch alle profanen Gesellschaften, alle weltlichen Versammlungen. Besonders hinsichtlich derjenigen, deren Gewissen ihr leitet, könnet ihr in der Behutsamkeit nicht zu weit gehen. Besuchet sie nicht häufig; sehet sie nur, wenn die christliche Liebe es erfordert; auch dann, wenn es irgend möglich ist, nicht ohne Zeugen; euere Unterredungen seien kurz, ernst, und nur fromme Gegenstände und die Bedürfnisse ihrer Seele sollen ihren Inhalt bilden.

XIV.

„In stolzer Erniedrigung [1]) und aus unruhigem Ueberdruß stürzte ich mich, indem

[1]) Obsordueram (in andern Ausgaben: obsurducram.)

ich mich von dir entfernte, in kummervolle Gegenstände, die sich endlos vermehrten.“ (Bch. 2. K. 2. N. 2.)

Durch die Beschreibung seiner Verirrungen hat der heilige Augustin die Geschichte des menschlichen Herzens geschrieben. Was er erfahren, das erfahren auch alle diejenigen, welche ihren unordentlichen Begierden folgen. Kein Philosoph hat die Leidenschaften wahrer, stärker und tiefer geschildert. Er hat aber sein Uebel erst nach seiner Heilung davon recht erkannt, weil es sich mit den Uebeln der Seele nicht so verhält wie mit den Uebeln des Leibes. Von diesen hat man nie eine lebhaftere Vorstellung als in dem Augenblick, wo man sie fühlt; während jene, deren Eigenschaft es ist, zu verblenden, nur durch die Betrachtungen erkannt werden, welche man über sich anstellt, wenn man von ihnen befreit ist.

Die Heilung des heiligen Augustin war vollkommen, weil sie das Werk einer besondern Gnade war, der er getreulich entsprach. Indem er dann seinen Blick

auf den frühern Zustand seiner Seele zurückwarf, sah er deutlich, daß die Leidenschaften übermüthig und erniedrigend zugleich sind; daß sie die Seele immer in der Aufregung und in einem erschöpften Zustande erhalten; daß sie sie von Gott entfernen und unaufhörlich in neue Kümmernisse stürzen. Vier Merkmale der Leidenschaften, welche eine ausführlichere Erklärung verlangen.

Die großen Leidenschaften kommen, sagt man gewöhnlich, großen Seelen zu. In einem gewissen Sinne ist das auch wahr: je mehr Schwungkraft und Energie die Seele hat, desto stärker sind ihre Leidenschaften. Nichts aber ist falscher, als wenn man es so versteht, daß die Leidenschaften der Seele Größe, Erhabenheit und Adel verschaffen. Alle entwürdigen und erniedrigen sie, weil sie sie Gegenständen dienstbar machen, die ihrer unwürdig sind; weil sie sie bewegen, zur Erreichung ihres Zweckes ungerechte und schimpfliche Mittel zu ergreifen; weil sie sie anreizen, von diesen Gegenständen einen Gebrauch zu machen, der sie entehrt.

Hinsichtlich der Habsucht, welche die Seele zum Sclaven des Geldes macht, gibt man dieß wohl zu; auch hinsichtlich der Neigung zu den sinnlichen Lüsten, welche sie zum Sclaven des Leibes macht. Von diesen zwei Leidenschaften hat man, unter welchen Gesichtspunkten man sie auch betrachtet, nie geglaubt, daß sie etwas Edles und Erhabenes enthalten. Nicht so aber denkt man vom Ehrgeiz, welcher zum Streben nach den Ehren, nach den hohen Stellen, nach dem Ruhme in was irgend für einer Art antreibt.

Was sind gleichwohl diese Ehren? was diese Stellen? was dieser Ruhm? Sieht man diese Dinge in dem Lichte an, welches der Leidenschaft schmeichelt, so sind sie nur ein eitler Rauch: sie enthalten nichts Wahres, nichts Wirkliches. Die Ehre an sich ist der Lohn des Verdienstes. Betrachtet die Leidenschaft sie als diesen? will sie durch das Verdienst zu ihr gelangen? Die hohen Plätze ziehen große Pflichten, große Unruhen, eine große Knechtschaft nach sich. Ist's dieß, was den Ehrgeizigen in Versuchung führt?

Der Ruhm ist nur insofern beneidenswerth, als er auf wirkliche Rechte, auf große Tugenden, schöne Handlungen, nützliche Talente gegründet ist. Strebt man auf diesen Wegen nach dem Ruhme, wenn uns die Leidenschaft allein beseelt? Was bewirken alle Auszeichnungen, welche der Gegenstand des Ehrgeizes sind, sonst, als daß sie die Seele aufblähen und sie mit Wind nähren?

Welche Gesinnungen erzeugt übrigens der Ehrgeiz in einem Herzen? Den Eigendünkel, die Eifersucht, den Neid, die Verachtung Anderer: lauter niedrige Gesinnungen, welche man sorgfältig unter einem entgegengesetzten äußern Schein verstellt, und welche man sich selbst gern verbergen möchte. Ein offenbarer Beweis, daß sie uns in den Augen Anderer und in unsern eigenen erniedrigen und entehren. Welche Mittel wendet endlich der Ehrgeiz an, um zu seinem Ziele zu gelangen? Besonders hierin ist er niedrig, schändlich und entehrend. Welcher Ehrgeizige sähe es gern, daß alle die Mittel, deren er sich bedient hat, alle die

Pläne, die er in seinem Kopfe gehabt, öffentlich bekannt würden? Was den Gebrauch betrifft, welchen die Ehrgeizigen von ihrer Macht machen, so haben sie nur ihren Vortheil, nur die Prahlerei, nur einen falschen Ruhm im Auge. Die edelste der Leidenschaften ist also im Grunde die erniedrigendste.

Indeß vereinigt sich diese Erniedrigung sehr gut im Herzen mit dem Stolze, welcher die allgemeinste Quelle der Leidenschaften und bei allen, selbst den niedrigsten wirksam ist: mit dem Stolze in Hinsicht auf Gott, gegen den man sich empört: mit dem Stolze in Hinsicht auf sich selber; denn man schätzt sich um so mehr, wenn man so glücklich ist, seine Leidenschaft zu befriedigen: mit dem Stolze in Hinsicht auf den Nächsten, den man beklagt oder verachtet, wenn er minder reich, minder im Stande ist, sich Vergnügungen zu verschaffen.

Mit der hoffärtigen Erniedrigung verbindet sich ein unruhiger Ueberdruß: ein anderes Merkmal der Leidenschaften. Wonach strebt das Herz mit allen seinen

Regungen? Nach der Glückseligkeit und der Ruhe. Deßhalb beunruhigt es sich, mattet es sich in der Verfolgung verschiedener Gegenstände ab; in dieser Hoffnung verursacht es sich tausend Sorgen, tausend Qualen. Und welches ist die Frucht davon? Keine andere als die, daß man sich erschöpft, daß man vergebens alle seine Kräfte verzehrt. Es soll erlangen, was es wünscht, wird es dann ruhig sein? Wird es sich von der Erschöpfung wieder erholen, in die es sich gestürzt hat? Keineswegs: neue Unruhen und zwar oft größere bemächtigen sich seiner; man muß sich auf diesem Posten behaupten; man muß erhalten, was man erworben hat; man muß diese flatterhafte, launige, hochmüthige, eigennützige Schönheit schonend behandeln. Welche Quelle von Peinen, Kümmernissen, Verlegenheiten! Man sieht über sich eine Würde, zu der man gelangen will; der Platz, den man schon einnimmt, ist eine Stufe, um zu ihr zu gelangen. Man hat große Reichthümer gesammelt; durch sie kann man noch größere aufhäufen.

Man ist übersatt, überdrüssig eines Gegenstandes; das Herz eilt von selber zu einem andern, der uns durch die Neuheit anzieht, und dessen man abermals überdrüssig werden wird. Das ist der Kreis von Unruhe und Ueberdruß, in welchem uns die Leidenschaften herumtreiben, ohne uns je daraus gelangen zu lassen. Welch ein Leben!

Inzwischen entfernt man sich von Gott, der einzigen Quelle der Glückseligkeit und der Ruhe. Im Anfange denkt man wohl an ihn; allein dieser Gedanke belästigt, und man sucht ihn zu verbannen. Bald verliert man seinen Gott aus dem Auge, und man wünscht sich dazu Glück wie zu einem Vortheile, weil uns das Denken an Gott und an die Religion nicht mehr beunruhigt, unsere Pläne nicht mehr durchkreuzt. Von der Vergessenheit geht man zur Gleichgiltigkeit, zur Unempfindlichkeit über; es scheint, Gott ist nichts mehr für uns, er hat kein Recht mehr auf uns, man hat von ihm nichts zu hoffen oder zu fürchten. Dahin führen uns die Leidenschaften. Die Anzahl derer,

welche noch einen Gedanken an Gott, noch eine Furcht vor ihm bewahren, ist sehr klein; und unter den Uebrigen gibt es gar viele, die von der Freigeisterei zum Unglauben übergehen.

Die Leidenschaften sind endlich eine Quelle von nagenden Schmerzen. Ihre Freuden sind falsch, trügerisch, selten, vorübergehend, oberflächlich; ihre Leiden aber sind wirklich, häufig, andauernd und tief. Außer dem Nachtheil, den sie uns hinsichtlich der äußern Güter, der Gesundheit, des Vermögens, des Rufes bringen, geben sie die Seele der Schande, der Schmach preis, so zwar, daß sie sich unerträglich wird, daß sie sich nicht mehr anschauen mag. Unter ihrer Herrschaft wird sie nach und nach eine Beute der heftigsten Aufregungen, oder sie verfällt in einen Ueberdruß, in eine Gefühllosigkeit, die noch trauriger ist. Zu glücklich wäre sie, wenn ihre Leiden im Tode endigten, mit der Vernichtung aufhörten. Allein wie sehr sie sich auch bemühen mag, um sich einzubilden, es sei Alles aus mit diesem Leben, es will ihr nicht

gelingen. Sie lebt in einem grausamen Zweifel oder in einer zur Verzweiflung bringenden Gewißheit ihres ewigen Verderbens. Das Einzige, was sie ein wenig beruhigt, ist, daß der Augenblick vielleicht noch entfernt ist; aber wie weit? Zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre höchstens. Endlich kommt dieser verhängnißvolle Augenblick. Man hat unglücklich gelebt; man stirbt verworfen.

XV.

Die Leiden, welche Gott unter die unerlaubten Freuden mischt.

„Du warst mir immer gegenwärtig, indem du eine erbarmungsvolle Grausamkeit gegen mich ausübtest und meinen unerlaubten Freuden sehr schmerzhafte Leiden beimischtest, damit ich die reine Freude suchen sollte.“ (Bch. 2. K. 2. N. 4.)

Der Sünder glaubt dieß nicht; es ist aber dennoch wahr, daß die Hindernisse, welche die Freuden hintertreiben, die Bitterkeiten, welche sie begleiten, eine Wirkung der Güte Gottes sind, welcher sie ihm dadurch verleiten und ihn zur reinen

und unschuldigen Freude führen will. Wenn die falschen Freuden der Welt nicht mit Dörnern vermischt wären; wenn es nicht etwas Gewöhnliches wäre, im Streben nach ihnen anzustoßen, sich zu verletzen; wenn ihre Früchte nicht sehr bitter wären; wenn ihr Genuß nicht den Ueberdruß, den Ekel erzeugte, so wäre die Rückkehr zu Gott fast unmöglich, weil man dann in den Leidenschaften gewisser Maßen eine ungetrübte Glückseligkeit fände.

Doch Gott, der immer erbarmungsvoll auf den Sünder sieht, welcher ihn verläßt, läßt ihn die kleinsten Augenblicke der Freude theuer bezahlen; er setzt tausend Hindernisse entgegen; er streut Sorgen aller Art darein, um ihn von seinen Verirrungen zurückzurufen, indem er ihn aus Erfahrung erkennen läßt, daß die Glückseligkeit da, wo er sie sucht, nicht ist. Wenn der verlorne Sohn nicht nach kurzen Augenblicken des Genusses die Noth und den Hunger erfahren hätte, so wäre er nicht in sich gegangen, und hätte sich nicht entschlossen, in's Vaterhaus zu-

rückzukehren. Das gegenwärtige Uebel erinnert an das frühere Gut und erweckt die Hoffnung, es wieder zu genießen: dadurch nun werden die meisten Sünder zu Gott zurückgeführt. Ich lebte glücklich, als ich unschuldig war: sobald ich schuldig wurde, wurde ich unglücklich: begeben wir uns also wieder auf den Weg der Unschuld und des Glückes.

Gott will uns bei aller Strenge des Christenthums nicht jede Freude entziehen. Aber wir sollen wissen, das ist sein Wille, und wir sollen es fühlen, daß die wahre Freude nur in seinem Dienste zu finden ist; daß ein reines und ruhiges Gewissen ihre Quelle ist, und daß jedes Vergnügen, welches die Vernunft mißbilligt und die Religion verwirft, immer mehr Bitterkeit als Süßigkeit enthält.

Wie kann man nun so verblendet sein und die wahre Glückseligkeit von sich weisen, da uns der stärkste von allen Beweisen, der des innern Gefühls, überzeugt, daß die Glückseligkeit in nichts Unerlaubtem gefunden werden kann? Warum will man sich denn nicht über-

zeugen, daß das erste der Güter der Frieden des Herzens ist, und daß man diesen Frieden nur so lange genießen kann, als man in der Ordnung bleibt, als der Leib der Seele unterworfen ist, als die Leidenschaften der Vernunft und die Vernunft Gott gehorchen? Befindet man sich in dieser Verfassung, dann macht man seine Pflicht zu seiner Freude; man besitzt Gott; man besitzt sich selber; man hat in sich eine unversiegbare Freudenquelle, eine Quelle, woraus nur eine reine, heitere, dauernde Freude fließt, welche nicht ermüdet, nicht erschöpft, keinem Ueberdruß, keiner Unruhe, keiner Reue unterworfen ist.

XVI.

Die Erziehung im Geiste der Religion.

„Mein Vater kümmerte sich wenig darum, was ich für dich würde, und ob ich keusch wäre, wenn ich nur ein Redner würde."
(Bch. 2. K. 3. N. 5.)

Patritius, ein nicht sehr wohlhabender Bürger von Tagast, strengte sich über seine Kräfte an, um seinem Sohne Augustin eine vortreffliche Erziehung zu geben.

Er sparte keine Kosten, um ihm die besten Lehrer zu verschaffen, und schickte ihn sogar nach Carthago, damit er da seine Talente ausbilden sollte. Der heilige Augustin tadelt ihn deßhalb nicht. Aber, fügt er hinzu, er hatte nur das im Auge, daß ich ein Redner würde; ob ich fromm oder keusch sei, darum bekümmerte er sich nicht.

Daß ein Heide, oder höchstens ein Catechumen, was Patritius damals war, so dachte, das darf nicht Wunder nehmen. Aber ebenso überraschend als betrübend ist es, daß die meisten christlichen Väter solche Gesinnungen hegen. Nicht alle machen denselben Aufwand wie Patritius, um den Geist ihrer Kinder auszubilden; die meisten aber kümmern sich nicht darum, wie es mit ihrer Religion und ihren Sitten aussieht. Ihr Hauptzweck ist, daß sie den ehrgeizigen oder eigennützigen Absichten entsprechen, die sie hinsichtlich ihrer Versorgung haben. Sehen sie, daß sie Talente besitzen, durch die sie vorwärts kommen und in der Welt glänzen können, so sind sie zufrieden; auf dieß Ziel richten sie ihre ganze Erziehung hin.

Gleichwohl sind die Religion und die Sitten die zwei wesentlichen Punkte einer jeden guten Erziehung; alles Uebrige muß sich auf sie beziehen, oder darf ihnen wenigstens nicht widerstreben; das ist der Vortheil der Kinder; das ist auch der Vortheil der Väter selber, welche fast immer Grund haben, ihre Sorglosigkeit hinsichtlich dieser zwei Punkte zu bereuen. Ich will aber, ohne mich hier insbesondere auf das zu beschränken, was die Eltern betrifft, die Sache unter einem allgemeineren Gesichtspunkte betrachten: ich will untersuchen, ob die jetzige Erziehung so ist, wie sie in dieser Hinsicht sein soll, und vorschlagen, was sie nach meinem Dafürhalten vollkommener machen kann.

Worin läßt man sie bestehen? Man ertheilt den Kindern beiderlei Geschlechts Unterricht im Tanzen, damit sie mit gefälligem Anstand erscheinen, Ungezwungenheit, Würde in ihrer Haltung zeigen, damit nichts Linkisches in ihrem Betragen, in ihren Geberden und ihren Bewegungen erscheine. Dieser Theil der Erziehung, auf den man so sehr dringt, ist nach Allem

nur etwas Aeußerliches, er bezieht sich nur auf den Leib; ja er ist sogar dem fremd, was das Wichtigste für den Leib ist, nämlich seiner guten Beschaffenheit.

Man lehrt sie singen, verschiedene Instrumente spielen, zeichnen, malen; es wird viel Zeit dazu verwendet, besonders für die Mädchen. Diese Kunstfertigkeiten enthalten nichts Ernstes, nichts Nützliches, sie dienen in der Folge nur dazu, um ihre freien Augenblicke angenehm auszufüllen.

Man unterrichtet sie in der Geographie, in der Heraldik, in der Geschichte, in einigen alten oder fremden Sprachen. Ich sehe hierin nur eine Uebung für das Gedächtniß, nur Worte, Namen, Daten, nur eine kleine gehaltlose und oberflächliche Bildung, womit man ihnen den Kopf anfüllt, und wodurch ihnen höchstens eine thörichte Eitelkeit eingeflößt wird.

Man lehrt die Knaben hauptsächlich die Regeln der Grammatik, der Beredsamkeit, der Dichtkunst. Man erklärt ihnen die besten Schriftsteller; man zeigt ihnen ihre Schönheiten; man läßt sie

dieselben übersetzen und in ihren eigenen Arbeiten nachahmen. Vorausgesetzt, daß man ihnen die wahren Grundsätze hierüber mittheilt, und daß man die beste Methode im Unterrichte befolgt, so dient dieß nur dazu, ihren Geschmack für das zu bilden, was man die schönen Künste nennt, sie in den Stand zu setzen, daß sie rein und beredt sprechen und schreiben, Geistesprodukte richtig beurtheilen, selbst Werke in Prosa oder in Versen verfassen können. Ich nenne das die Einbildungskraft ausbilden; aber ich sehe hier noch nichts weder für die Vernunft, noch für das Herz.

Man lehrt sie endlich die Philosophie; aber welche Philosophie! Die spitzfindige, widerliche und unnütze Logik des Aristoteles; eine magere, trockene, fast auf nichts zurückgeführte Moral; eine Metaphysik, welche einige große Wahrheiten über Gott und über die Seele enthält, die aber auf eine trockene und widerwärtige Weise vorgetragen werden. Es scheint, daß es sich die Philosophen der Schule zu Herzen genommen haben, diese drei Theile von

dem zu entblößen, was sie für die Kinder ansprechend machen, ihre Vorstellungen erhöhen, ihre Seele aufklären, ihr Urtheil reif machen kann; daß man nur zum Zweck hat, ihren Geist zu schärfen, sie dazu abzurichten, daß sie im gelehrten Streite geübt sind, das Für und das Gegen hinsichtlich eines und desselben Gegenstandes behaupten, die Hauptwahrheiten problematisch machen, Einwürfe gegen sie, die sie oft ohne allen Grund für unauflösbar halten, ausdenken, endlich bei der Promotion in den Tag hinein antworten und mit sich selbst zufrieden sein können, wenn sie nicht stecken bleiben, was für die äußerste Unehre gehalten wird.

Die Physik wird heut zu Tage viel besser gelehrt als sonst. Sie begreift die Gesetze der Bewegung, viel Geometrie, Astronomie, Optik, Statik, Hydrostatik, das allgemeine Weltgebäude, und die Erklärung der Hauptphänomene der Natur. Dieser Theil reizt die Wißbegierde; er übt den Geist und macht ihn zum Nachdenken fähig. Allein man hält sich zu sehr bei den zweiten Ursachen auf, und

erhebt die Kinder nicht zur Betrachtung des Urhebers so vieler Wunder, was doch ohne Widerrede die erste Absicht Gottes bei der Erschaffung der Welt ist. Daher kommt es, daß diejenigen, welche berufsmäßig die Natur erforschen und ihr Schauspiel beständig vor Augen haben, so wenig religiös gesinnt sind.

Die Religion bildet einen besonderen Artikel; sie gilt den übrigen Theilen der Erziehung gegenüber fast für nichts: sie scheint eine isolirte Wissenschaft zu sein, welche mit den übrigen Wissenschaften in keinem Zusammenhange steht, keinen Einfluß auf sie hat. In ihr werden daher auch die Kinder im Allgemeinen am Wenigsten unterrichtet; sie macht den wenigsten Eindruck auf sie, und von ihr bekommen sie bei Weitem die Vorstellung nicht, die sie bekommen sollen. Die Lehrer sprechen zu ihnen kaum von ihr, und denken noch weniger daran, ihren Gesammtunterricht auf diesen Hauptpunkt zurückzuführen. Man überläßt diese Sorge den Predigern, deren Reden selten der Fassungskraft der Kinder angemessen sind, und den

Beichtvätern, welche sie höchstens einmal monatlich eine Viertelstunde lang sehen, und deren Hauptzweck es ist, ihr Herz zu rühren, sie vor den Fehlern dieses Alters zu bewahren oder sie davon zurückzuziehen.

Gleichwohl ist es ein unbestreitbarer Grundsatz, daß die gute Erziehung ganz auf die Religion gegründet, ganz auf sie hin gerichtet werden soll; daß ohne sie alle Fähigkeiten unnütz oder gefährlich, alle Kenntnisse eitel und ohne eine sichere Grundlage sind. Die gute Erziehung hat zum Zweck, den Geist und das Herz zu bilden, und den Menschen durch die Kenntniß seiner Pflichten und die Liebe dazu darauf vorzubereiten, daß er sie im beständigen Hinblicke auf sein letztes Ziel würdig erfülle. Dieses Geschäft kommt nun aber der Religion allein, in ihrem ganzen Umfang genommen, zu. Diese Wahrheit kann ich leicht beweisen und zugleich zeigen, daß die Wissenschaften und die freien Künste aus der Religion schöpfen, was sie Wahres, Schönes, Edles und Nützliches enthalten.

Beginnen wir daher mit der Philo-

sophie. Führt man die Logik nicht auf Gott zurück, der die Wahrheit wesentlich ist, die ursprüngliche Wahrheit, die allgemeine Wahrheit, welche alle übrigen Wahrheiten in sich begreift, sie verbindet, sie eintheilt und unterordnet; der der erste und große Ring der ungeheuern Kette der Wissenschaften ist, oder vielmehr der Mittelpunkt, von dem sie alle ausgehen und auf den sie alle zurückführen: wenn man die Kinder nicht lehrt, daß Gott auch das Licht ist, welches das Auge der Seele erleuchtet und ihr die geistigen Gegenstände zeigt; daß er die Quelle aller Gewißheit, die Grundlage aller Beweise ist, welche zuletzt auf die Wahrhaftigkeit Gottes hinauslaufen: wenn man sie nicht ferner von der Finsterniß und der Schwachheit ihres Geistes, von den Täuschungen der Sinne und der Einbildungskraft, welche sich an den Schein halten, von den dichten Wolken überzeugt, welche die Leidenschaften bilden; Wolken, welche uns den Anblick der Gegenstände entziehen oder sie uns anders sehen lassen, als sie sind: wenn man ihnen nicht recht begreiflich

macht, daß sie, wenn sie nicht wie der heilige Augustin bei ihren Forschungen, bei ihren Zweifeln, bei ihren Bedenklichkeiten Gott anrufen, und wenn sie die Grenzen, die er unsern Kenntnissen gesetzt, nicht achten und eine gefährliche Wißbegierde nicht im Zaume halten, schlechterdings sich verirren müssen und zwar gerade in den wesentlichsten Dingen; wenn man ihnen nicht handgreiflich macht, daß die Ursache der Irrthümer aller Art und der Ungewißheiten der alten Philosophen, dieser sonst so schönen, so scharfsinnigen, nach der Entdeckung der Wahrheit so begierigen Geister, diese ist, daß sie Gott nicht gekannt, oder ihn nicht als Gott verherrlicht haben: welche wahre, anziehende Logik, welche Kunst, die Wahrheiten zu entdecken, zu beweisen, zu ordnen, zu erklären, wird man ihnen dann mittheilen? Werden ihnen die trockenen und armseligen Analysen des Aristoteles, seine kalte und spitzfindige Dialectik, seine Categorieen, seine unfruchtbare Theorie der Sätze und des Vernunftschlusses die Quellen der Erfindung öffnen? werden

sie ihnen die Beweisgründe und die Lösung der Schwierigkeiten liefern?

Die Moral, deren Umfang so groß ist, ruht offenbar gänzlich auf der Religion, und die sich selbst überlassene Vernunft kann weder bis zu ihren Quellen zurückgehen, noch sie in allen ihren Beziehungen umfassen, noch uns zu ihrer Ausübung ermuntern. Die Religion stellt den Begriff des Naturgesetzes, dieser Grundlage aller übrigen Gesetze, fest und bestimmt unveränderlich seinen Inhalt; die Religion zeigt uns den Ursprung unserer Pflichten in dem bestimmten oder wesentlichen Willen Gottes, ihren Inhalt in seinen Geboten und seinen Verboten, die Beweggründe, sie zu erfüllen, in seiner höchsten Macht, in unsern Verhältnissen zu ihm, in seinen Verheissungen und seinen Drohungen, die Mittel dazu in dem übernatürlichen Beistande, welchen er uns darbietet, in den Sacramenten, woraus man ihn schöpft, in dem Gebete, welches ihn erwirkt, in der Wachsamkeit, welches ihn anwendet und erhält.

Die Vernunft allein sagt uns aller-

dings auch, daß man Gott anbeten, ihn lieben und ihm eine äußere Verehrung erweisen soll; und es ist wichtig, den Kindern fühlbar zu machen, wie weit sie uns in dieser Hinsicht führt: allein sie belehrt uns nicht hinreichend über die Beschaffenheit dieser Anbetung, dieser Liebe, dieser Verehrung und über die Folgerungen, welche daraus für das Thun und Lassen hervorgehen; sie verweist uns hinsichtlich dieser Gegenstände zur Religion.

Die Vernunft lehrt uns ferner nichts über die Bestimmung des Menschen, über die freien Absichten Gottes mit ihm, über den Stand, in welchem er geboren worden; sie schweigt über die tiefe Unwissenheit seines Geistes und über die noch tiefere Verderbtheit seines Herzens. Um diese Kenntnisse zu bekommen, muß man wieder zur Religion Zuflucht nehmen.

Die Vernunft gibt uns nur einen sehr oberflächlichen Begriff von den Leidenschaften und von der Eigenliebe, welche ihre Quelle ist; sie flößt uns nur einen schwachen Willen, sie zu überwinden, ein; die Mittel, welche sie uns dazu darbietet,

sind eben so schwach als unwirksam; sie dringen nicht bis zur Wurzel des Uebels. Die Religion allein gibt uns unsere Krankheiten gründlich zu erkennen, und reicht uns die Mittel dagegen dar.

Ich habe bisher nur von dem Theile der Moral gesprochen, welcher den Menschen an sich betrachtet. Derjenige, welcher ihn in Bezug auf die natürliche oder bürgerliche Gesellschaft betrachtet, hat einen größeren Umfang. Man kann es nicht unterlassen, den Kindern über die Gegenstände, welche er umfaßt, wenn auch nicht ausführliche Erläuterungen zu geben, doch wenigstens die allgemeinen Grundsätze anzuzeigen. Diese Grundsätze über den Ursprung der Gesellschaft, über die Ehe, welche ihre Grundlage ist, über die häusliche Verwaltung, über das Recht der Völker, über die staatliche Regierung, über die Gesetzgebung, über den Gehorsam, welchen man den Gesetzen schuldig ist, über die Rechtswissenschaft kann die Vernunft nun aber wohl schwerlich aufstellen, wenn sie sich nicht auf die Offenbarung stützt, und wenn sie sie nicht

aus dem Herzen der christlichen Religion selber schöpft.

Ich frage nun: wäre eine Moral, welcher die Religion zur Leuchte diente, nicht schöner, belehrender, ansprechender, befriedigender für den Geist und das Herz, als diejenige, welche man gewöhnlich in der Schule vorträgt? Ist's nicht nothwendig, daß diejenige, welche wichtige Stellen in der Gesellschaft ausfüllen sollen, genaue Kenntnisse von allen diesen Dingen haben? und wird man sie den Theologen vorbehalten unter dem Vorwande, die Hauptkenntniß derselben gebühre der Offenbarung? Wenn man einwirft, die Zeit sei zu kurz, um einen so weitläufigen Stoff genügend behandeln zu können, so beschränke man die Unterrichtsstunden anderer Zweige. Wären in jedem Falle drei und selbst vier Jahre zur Bildung eines christlichen Philosophen zu viel?

Die Metaphysik umfaßt die Kenntniß Gottes, der menschlichen Seele und ihres Verhältnisses zu dem Leibe, den sie beseelt. Verdankt man aber nicht der Re-

ligion die schönsten Beweise vom Dasein Gottes und von seiner Vorsehung, den Beweis seiner Einheit, die wichtige Kenntniß seiner Eigenschaften und ihre Uebereinstimmung sowohl unter sich als mit der Freiheit des Menschen? Was hat die nur ihrer eigenen Kraft überlassene Vernunft über das Alles entdeckt? Wenige Wahrheiten, unvollkommen aufgefaßt und mit vielen Irrthümern vermischt. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die alten Philosophen zu lesen. Warum sollte man nun nicht der Religion Ehre erweisen für den Beistand, welchen sie der Vernunft in dieser Hinsicht geleistet hat, und warum sollte man nicht sorgfältig die Kinder darauf aufmerksam machen? Welche Achtung, welche Liebe würde ihnen das nicht für sie einflößen?

Unsere Seele, ihre geistige Natur, ihre Unsterblichkeit, der Ursprung ihrer Begriffe, ihre angebornen Grundsätze, das Band ihrer Vereinigung mit dem Leibe, ihre gegenseitige Abhängigkeit, welche eine Folge des Willens und der Wirksamkeit

Gottes ist, auch dieses Alles wird nur durch die zuverläßigen Erleuchtungen recht erkannt, welche uns die Offenbarung ertheilt; sie führt die Vernunft in ihren Forschungen und lehrt sie, was sie von selber nie entdeckt hätte. Die Schrift ist die Quelle, woraus der heilige Augustin, der heilige Thomas und die christlichen Philosophen ihre Beweise geschöpft haben. Ist es nicht Pflicht, diese Quelle der Jugend anzuzeigen, um sie zur Dankbarkeit zu ermuntern, und ihr die Verirrungen, die Zweifel, die betrübende Ungewißheit des profanen Alterthums hinsichtlich dieser wichtigen Gegenstände vor Augen zu halten?

Wird die Physik weniger merkwürdig, weniger belehrend, weniger nützlich sein, wenn man sie, ohne sich auf die Erklärung der Wirkungen durch die zweiten Ursachen zu beschränken, den Kindern von ihrer moralischen Seite darstellt; wenn man ihnen in allen den Wesen, welche diese Welt bilden, das Werk eines unendlich weisen, unendlich mächtigen, unendlich scharfsinnigen Schöpfers zeigt; wenn man sie

lehrt, daß der Mensch der König der Natur ist; daß sie ganz zu seinem Gebrauche bestimmt ist, der hauptsächlich darin besteht, daß er Gott verherrlichen, seine Erhabenheit bewundern, seine Gaben anerkennen, und sie nicht mißbrauchen, und sich vorstellen soll, wie groß die Schönheit des Vaterlandes sein muß, wenn Gott den vergänglichen Ort seiner Pilgerschaft so herrlich geschmückt hat? Was kann die Betrachtung der Ordnung, welche in dieser Welt herrscht, der Gesetze, welche die Körper in ihrer Erzeugung, ihrem Wachsthume, ihrem Vergehen, ihren Bewegungen, ihrer Wirkung und Gegenwirkung befolgen, des bewunderungswürdigen Baues der organisirten Körper, der erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Thierarten, ihres Instincts, der Angemessenheit ihrer Einrichtung, ihrer Glieder, ihrer Gestalt für das Element, das sie bewohnen, für die Nahrung, die sie zu sich nehmen, mit einem Worte des entzückenden Schauspiels, das der Himmel und die Erde und das Meer darbieten, was kann diese Betrachtung nützen, wenn

sie uns nicht beständig an den Urheber eines so wundervollen Werkes erinnert?

Bei der unermeßlichen Menge von Gegenständen, welche die Natur unserm Nachdenken darbietet, verhindert die Betrachtung der ersten Ursache, zu welcher man immer zurückgehen muß, die Erforschung der zweiten Ursache nicht, welche eigentlich das Studium des Naturforschers bildet: im Gegentheil, je weiter er in der Entdeckung dieser kommt, desto mehr wird er beständig zu jener zurückgeführt, desto mehr sieht er, daß Gott die Seele, das Leben, die Triebfeder, der Verstand der Welt ist. Was kann es schaden, wenn man die Kinder daran gewöhnt, Gott in seinen Werken, in diesen Werken, die er einzig für den Menschen gemacht hat, zu erkennen, zu bewundern, zu lieben?

Man macht ferner keinen Schritt im Studium der Natur, ohne Dunkelheiten und Geheimnissen zu begegnen. Das Wesen der Körper, ihre innere Einrichtung, ihre geheime Kunst, der Grund ihrer Bildung, ihrer Fortpflanzung sind

unerforschliche Dinge für unsere Blicke. Alles ist da voll Schwierigkeiten, deren Lösung Gott allein ist. Nie wird man ein tüchtiger Naturforscher sein, wenn man Gott nur einen Augenblick aus dem Auge verliert. Man wird alsdann auf den Zufall zurückkommen müssen, die Zuflucht der Unwissenheit und der Gottlosigkeit, oder sich mit dem unbestimmten Worte Natur abspeisen lassen, welches nichts bedeutet, wenn man nicht eine erste und verständige Ursache damit meint.

Man merkt es schon, daß ich, indem ich vorschlage, der Philosophie eine neue Gestalt hinsichtlich des Wesens der Dinge zu geben, auch wünsche, daß man in ihrem Unterrichte eine andere Methode befolge; daß man sie mit ihrem Fleische und ihren Farben bekleide; daß man ihr Seele und Empfindung gebe, und daß so große, so edle und so erhabene Gegenstände, welche der Beredsamkeit das schönste Feld eröffnen, auf eine beredte Weise behandelt und erklärt würden. Es wäre das ohne Zweifel schwerer, als wenn man bei der gewöhnlichen Methode

und dem barbarischen Styl der Schulen bliebe. Die Lehrer müßten es verstehen, zu schreiben und zu sprechen. Wenn man nur einige Anlage zur Beredsamkeit hat, so wird schon die Größe des Gegenstandes und die neue Wendung, die man ihm gibt, den Geist erwärmen und erheben. Man sehe, wie Plato, Cicero, der heilige Augustin diese Materien behandeln. Welcher Adel, welche Erhabenheit, welche Wärme zeigen sich in ihren Abhandlungen! Enthalten sie deßhalb weniger Richtigkeit, Ordnung, Klarheit? Wird man nicht von demselben Feuer beseelt, so wird man die Philosophie nie gut lehren, nie Liebe zu ihr erwecken.

Ich setze also das Wesentliche der Erziehung in die Philosophie; und damit der Geist der Kinder darauf vorbereitet werde, so wünsche ich, daß man ihre ersten Studien so viel als möglich auf die Moral und die Religion zurückführe. Man stelle ihnen das wahrhaft Brauchbare dar, das die schönen Wissenschaften an sich haben; man zeige ihnen, welchen Gebrauch ein guter Mensch davon machen

soll, und wie gefährlich und leicht es ist, sie zu mißbrauchen, wenn man ihnen aus Ruhmsucht obliegt und sie seinen Leidenschaften dienstbar macht. Wie viel Böses haben nicht zu allen Zeiten die Dichter, die Redner in den Volksstaaten, die Schriftsteller überhaupt gestiftet, deren Begeisterung, deren Zunge, deren Feder von den Leidenschaften beherrscht worden sind! Haben nicht Plato und Cicero, obwohl sie Heiden waren, dargethan, daß die Rechtschaffenheit die wesentlichste Eigenschaft des Redners sein, und die Beredsamkeit nur dazu angewendet werden sollte, um die Unschuld, die Gerechtigkeit und die Tugend zu beschützen? Welches Amt weist Horaz den Dichtern an? Das: die Jugend zu bilden, ihr Ohr von den häßlichen Reden abzuwenden, sie auf eine fesselnde Weise zu belehren, ihre Leidenschaften zu veredeln, ihr die schönen Handlungen zu erzählen, die Gottheit zu verherrlichen, und den Jünglingen und den Jungfrauen Bitten in den Mund zu legen, womit sie sie in den öffentlichen Drangsalen anflehen sollen. So haben

diese schönen Geister in ihren besonnenen und vernünftigen Augenblicken von der Beredsamkeit und der Dichtkunst gedacht. Werden wir uns schämen, den Kindern nach ihnen dieselben Grundsätze einzuprägen?

Welchen wahren Nutzen kann man von der Geschichte haben, wenn man sich auf die bloße Kenntniß der Namen, der Thaten und der Daten beschränkt? wenn man sie nicht auf die Politik bezieht, welche die Moral der Staaten ist? wenn man die Ursache der großen Ereignisse nicht in den Tugenden und den Lastern der Völker, in den menschlichen Leidenschaften, in der Vorsehung sucht, welche Alles leitet und Alles ihren geheimen Zwecken dienstbar macht? Wer die Geschichte nicht als religiöser Philosoph studirt, der wird sie immer nur sehr unvollkommen kennen.

Ich sage nichts von den übrigen Theilen der Erziehung, welche entweder bloß äußerlich, oder unterhaltend, oder nichtswürdig sind. Die Religion weist ihnen ihren wahren Platz an, indem sie lehrt,

sie nur so zu schätzen, wie sie es verdienen, oder sie gar zu verachten; sie zu keinem angenehmen Zeitvertreib zu machen, und ihnen nie so obzuliegen, daß sie die Pflichten, die Frömmigkeit, die guten Sitten beeinträchtigen.

Das ist nach meinem Dafürhalten der Plan einer Erziehung, die einem vernunftbegabten und freien Wesen zukommt, das nach dem Bilde Gottes gebildet, bestimmt, ihn ewig zu besitzen, und für eine gewisse Zeit auf diese Erde gesetzt ist, damit es diesen unschätzbaren Besitz durch die Erfüllung seiner Pflichten verdiene. Diese Pflichten lehren es die Religion, die Moral, und befähigen es, sie erfüllen zu können. Zur Religion und zur Moral muß also die Erziehung der Kinder führen, sobald sie einen Schein von Vernunft und Verstand haben. Ich weiß es, der erste Unterricht muß ihrem Alter angemessen sein; ich weiß es, sie werden Anfangs nicht sehr aufmerksam sein, sie werden ihn nur sehr unvollkommen fassen; allein das volle Begreifen wird schon kommen, und zwar um so

eher, je frühzeitiger man begonnen hat. Die Hauptsache ist, ihnen diese Richtung zu geben, sie mit den religiösen Vorstellungen vertraut zu machen, da sie allein groß, wahr, des Menschen würdig sind; ihnen, wenn ich so sagen darf, einen moralischen Magen zu bilden. Diese Erziehung wird ohne Zweifel ihre Absicht mehr oder weniger je nach den natürlichen Anlagen der Kinder erreichen. Wenn aber das wahre Genie das moralische und philosophische ist, so wird es sich in jedem Kinde, das seinen Keim hat, nur auf diese Weise entwickeln.

Wer kann daran zweifeln, daß so erzogene Kinder nicht allen möglichen Nutzen von ihren Talenten sowohl für sich selbst als für die Gesellschaft haben? daß sie große Männer werden, tüchtig zu den höchsten Aemtern, voll nützlicher Absichten für das allgemeine Wohl; Menschen von reinen Sitten, von untadelhaftem Wandel, gute Familienväter, gute Rathsherren, ausgezeichnete Diener der Religion, das Licht, das Beispiel und der Schutz der übrigen Bürger?

Es ist nicht zu besorgen, daß es einer solchen Erziehung, so ernsthaft sie auch ist, an Annehmlichkeiten fehle. Die recht vorgetragene Moral ist der Reiz aller guten Gemüther; sie enthält an und für sich nichts Trauriges. Ein geschickter Lehrer hat tausend Mittel, sie für die Kinder anziehend und unterhaltend zu machen. Die moralischen Stellen der Profanschriftsteller sind am Angenehmsten zu lesen. Uebrigens schließe ich die Pflege der unterhaltenden Künste, z. B. die Musik, das Zeichnen, den Tanz, nicht aus; ich schließe auch die Spiele der Kindheit und die Uebungen nicht aus, durch welche der Leib Kraft, Gewandtheit, Behendigkeit bekommt. Was die Philosophie betrifft, so wird man, wenn man sich hinsichtlich der Materien und der Art und Weise, sie zu behandeln, nach dem Plane richtet, den ich vorgezeichnet habe, gewiß gern zugeben, daß ihr Studium unvergleichlich ansprechender sein wird, als es gegenwärtig ist.

Dieser Plan ist übrigens nicht bloß ein schöner Gedanke. Er ist durchaus

ausführbar. Man muß sich hier, wie überall, das Vollkommenste vorsetzen, in der Ausführung sucht man ihm so nahe als möglich zu kommen. Ich will mich über die einzelnen Mittel nicht erklären: sie sind dem Belieben der Lehrer zu überlassen. Alles hängt von ihren Einsichten, von ihrer Klugheit und von ihrem Eifer ab. Sind sie einmal auf dem rechten Wege, so werden sie im Stande sein, zu vervollkommnen, was ich hier nur angedeutet habe.

XVII.

Das Naturgesetz; sein Zusammenhang mit der Offenbarung.

„Dieß Gesetz, das im Herzen der Menschen geschrieben steht, löscht selbst die Missethat nicht aus." (Bch. 2. K. 4. N. 9.)

Das Naturgesetz ist es, von dem der heilige Augustin so spricht. Es ist das Grundgesetz, das erste Gesetz, die Quelle und der Ursprung der übrigen Gesetze. Das ewige und unwandelbare Gesetz, das einer Seits auf die Natur und die

Rechte Gottes, und anderer Seits auf das Wesen des Menschen und auf seine innigen Beziehungen zu Gott und zu seines Gleichen gegründet ist. Es stand Gott frei, die Menschen zu erschaffen, oder sie im Nichts zu lassen. Indem er sie aber erschuf, konnte er es nicht unterlassen, ihnen dieß Gesetz aufzuerlegen und es zur hauptsächlichsten ihrer Obliegenheiten zu machen. Es ist streng genommen keine Wirkung seines Willens, sondern es regelt und leitet ihn. Wie heilig und verehrungswürdig ist ein Gesetz, das gewisser Maßen das Gesetz Gottes selber ist!

Es ist in das Herz der Menschen geschrieben; vom Finger Gottes geschrieben; im Augenblicke ihrer Geburt geschrieben. Sobald sich ihre Vernunft zu entwickeln beginnt, sobald sie fähig sind, nachzudenken, sind die Grundsätze dieses Gesetzes das Erste, was die Seele durch das Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt (Joh. 1, 9.), erkennt; die erste Empfindung, welche sie hat, ist die des

sittlich Guten und Bösen. Von diesem Augenblicke an sind sie eigentlich erst Menschen; bis dahin waren sie nur vom Naturtriebe geleitete Thiere. Jetzt also wissen sie Etwas von Obliegenheit und Pflicht; sie fühlen sich durch ein Wesen gebunden und unterworfen, das über ihnen steht; und sobald sie durch die Mißbrauchung ihrer Freiheit aus dieser Abhängigkeit treten, thut ihr Gewissen Einspruch, verurtheilt sie ihre Vernunft.

Es steht im Herzen aller Menschen geschrieben; im Herzen der rohen, wie der gebildeten Völker; selbst die Wilden kennen es. Es ist und wird zu jeder Zeit, an jedem Orte, überall, wo es Menschen gibt, bekannt sein. Um keinen Begriff davon zu haben, muß man gänzlich ohne Vernunft sein und zu den Gedanken- und Sinnlosen gehören; denn eben in der Kenntniß dieses Gesetzes besteht der Gebrauch der Vernunft, die um so erleuchteter ist, je tiefer sie in alle seine Zweige und seine Folgerungen eindringt.

Es ist überall dasselbe; überall ant-

wortet es, wenn man es fragt, auf dieselbe Weise; es ist keiner Veränderung fähig, weil es weder vom Vorurtheile noch von der Erziehung und dem Herkommen, weder vom Klima noch von der Regierungsform abhängt, und weil es weder den Absichten, noch dem Willen des Menschen unterworfen ist. Was falsch, ungerecht, gewaltthätig ist, wird überall als etwas an sich Böses, als etwas vor jedem positiven Gesetze Verbotenes betrachtet. Was die Rechte des Menschen beeinträchtigt, was ihn entwürdigt, entehrt, wird überall für unerlaubt gehalten. Ueberall gelten die Ehrfurcht gegen die Gottheit, die gegenseitigen Pflichten der Väter und der Kinder, die Treue gegen seine Verbindlichkeiten für heilige und unerläßliche Pflichten.

Nichts kann dieses Gesetz aus dem Herzen des Menschen tilgen. Wie boshaft und entartet er auch sein mag, an seinem Gewissen hat er immer einen erleuchteten Richter, einen unerbittlichen Richter, den er weder täuschen noch bestechen kann. Vergebens bemüht er sich,

seine Verbrechen sich aus dem Sinne zu schlagen; vergebens wendet er allen seinen Scharfsinn an, um sie zu rechtfertigen, die geheimen Entscheidungen des Naturgesetzes bleiben immer unerschütterlich; immer muß er wieder an sie denken, wenn er einen Blick in sein Inneres wirft; immer sprechen sie gegen ihn, und lassen ihm keinen andern Ausweg, als sich für schuldig zu erkennen und sich zu bessern.

Wie konnte es nun sowohl unter den Philosophen des Alterthums als auch selbst im Schooße des Christenthums, zumal in den neuern Zeiten Menschen geben, die verdorben, unverschämt genug waren, um sich zu erkühnen, das Dasein des Naturgesetzes anzugreifen, das Gute und das Böse zu vermengen, und die menschlichen Handlungen aller Moralität zu berauben? Ich gestehe, das scheint mir unbegreiflich zu sein; denn man erklärt sich damit vor der Gesellschaft für ein Ungeheuer: für ein Ungeheuer nämlich der Bosheit und der Treulosigkeit; für einen Unglücklichen, der muthwillig, gegen seine Einsichten, gegen sein Gewissen die Grundlagen der

Religion, der Tugend, der ganzen natürlichen und bürgerlichen Gesellschaft umstürzt, allen Lastern freien Lauf läßt, zu allen Verbrechen berechtigt, das Menschengeschlecht in die Unwissenheit, die Unordnung, die Verwirrung stürzt und es in einen Zustand zurückdrängt, der schlimmer ist als der der Thiere.

Muß man staunen, daß solche abscheuliche Systeme zum Vorschein kommen konnten, so muß man es noch mehr darüber, daß die Schriften, welche sie enthalten, aufgenommen, gesucht, mit Beifall überhäuft worden sind, und daß man so sehr dafür eingenommen war, daß man sie als der Unsterblichkeit würdige Meisterwerke betrachtete. Es ist indeß einleuchtend, daß solche Erzeugnisse, welche der schreiendste und offenbarste Mißbrauch der Talente sind, jedes gute Gemüth, jedes rechtschaffene Herz nur empören und unwillig machen können, und daß sie wie ihre Urheber die strengste Ahndung der Gesetze verdienen. Kein Räuber, kein Bösewicht, kein Giftmischer ist gefährlicher und strafbarer.

Kann man aber das Vorhandensein des Naturgesetzes nicht ohne die ausgezeichnetste Unredlichkeit in Zweifel ziehen, so wollen wir sehen, was in Bezug auf die christliche Religion daraus hervorgeht.

Das Naturgesetz zeigt uns die Nothwendigkeit einer Religion an; es ist ihr Grund und Boden; aber es ist keine Religion. Wir bekommen von ihm kein Licht, um zu erkennen, welche Art der Verehrung Gott von uns verlangt, und wie wir seine Gnaden erlangen, oder seine durch unsere Missethaten gereizte Gerechtigkeit zum Mitleiden bewegen können. Wir bekommen kein Licht von ihm, um zu erkennen, welches die freien Absichten des Schöpfers mit uns gewesen, welches unser letztes Ziel ist, wie wir zu ihm gelangen können, welche Glückseligkeit oder Unglückseligkeit uns nach dem Tode erwartet; ob der Mensch in dem ersten Stande, worin er erschaffen worden, geblieben, oder ob er desselben durch seine Schuld verlustig geworden und ob er irgend ein Mittel hat, um sich wieder erheben zu können. Die alten Philosophen,

welche, da sie die Spur der ursprünglichen Tradition verloren hatten, oder sie in den Volksüberlieferungen nicht erkennen konnten, das Naturgesetz hierüber gefragt haben, fanden es hinsichtlich aller dieser Punkte stumm; es ist dieß noch jetzt für einen Jeden, der sich nur an dasselbe wenden kann oder will, weil sie nicht zu seinem Inhalte gehören, und weil sie von einem bestimmten Willen abhängen. Da es uns aber deutlich zu verstehen gibt, daß die Kenntniß aller dieser Punkte durchaus nothwendig für uns ist, so nöthigt es uns, die Nothwendigkeit und folglich das Vorhandensein einer Offenbarung anzuerkennen.

Hat es eine Offenbarung gegeben, so, spricht eben dieses Naturgesetz zu mir, mußte sie so alt sein als die Welt und mit dem Menschengeschlechte beginnen; sie mußte sich von einem Zeitalter auf das andere durch die Tradition fortpflanzen; wurde bei den meisten Völkern ihre Spur mehr oder weniger verwischt, oder ging sie gar verloren, so konnte dieß nur durch ihre Schuld geschehen; jeder Mensch, der

sich eine Kenntniß davon zu verschaffen vermag, soll dieß auf alle Weise thun; steigen Zweifel in seiner Seele auf, wird sein Blick verwirrt, so muß er Gott um Erleuchtung bitten, und für seine Gleichgiltigkeit oder selbstverschuldete Unwissenheit wieder verantwortlich sein.

Das Naturgesetz spricht ferner zu mir: da der Mensch nie ohne Religion, und zwar eine Religion, die geoffenbart oder für eine geoffenbarte gehalten worden ist, sein konnte, so ist der Deismus ein Hirngespinnst, eine Ungereimtheit, eine Gottlosigkeit; ein Hirngespinnst, weil ihn nie ein Volk angenommen hat; eine Ungereimtheit, weil er dem augenscheinlichen Grundsatz widerspricht, daß es nur Gott zukommt, die Art und Weise vorzuschreiben, wie er seiner Verherrlichung und seinen Absichten mit dem Menschen gemäß geehrt werden will; eine Gottlosigkeit, weil dem Deismus anzuhangen nichts Anderes ist, als ohne Religion leben oder sich eine nach seinem Belieben machen zu wollen.

Das Naturgesetz gestattet also nicht,

bei dem Deismus stehen zu bleiben; und es verlangt durchaus, daß man sich zu einer geoffenbarten Religion bekenne. Es gibt nun aber und kann nur eine einzige geben, welche diesen Namen verdient. Denn die Abgötterei kann Gott offenbar nicht zum Urheber haben; die muhamedanische Religion hat alle Merkmale des Betruges; übrigens sind beide nicht so alt als das Menschengeschlecht; die von Gott geoffenbarte Religion muß aber so weit zurückgehen.

Es erübrigt also nur noch das Christenthum, das keinen andern Ursprung hat als die Welt, das uns Jesum Christum als den unsern ersten Eltern gleich nach ihrem Falle verheissenen Befreier zeigt; das uns zeigt, wie er in den glaubwürdigsten Denkmälern von Zeitalter zu Zeitalter durch eine mündliche Ueberlieferung der Nachkommenschaft Adams, und seit Moses durch eine geschriebene Ueberlieferung dem Volke angekündigt wurde, aus dem dieser Befreier geboren werden sollte; das uns seine Geburt, sein Leben, seinen Beruf, seine Wunder, sei-

nen Tod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt erzählt: lauter bewährte und unbestreitbare Thatsachen, lauter Thatsachen, die mit ihren Umständen von einer langen Reihe Propheten vorausgesagt worden, lauter Thatsachen, die von Augenzeugen oder Zeitgenossen aufgezeichnet worden; das uns zeigt, wie seine Kirche mitten unter Wundern entstand, die zuerst an den Aposteln durch die Herabkunft des heiligen Geistes, und dann durch sie bei allen den Völkern gewirkt worden, denen sie das Evangelium verkündigt haben; wie die Kirche ungeachtet der Wuth der Verfolgungen und der Verführung der Häresien gegründet ward und fortbestand: ein an und für sich göttliches, in seiner Ausführung göttliches, in seiner Fortpflanzung und seiner Erhaltung göttliches Werk.

Das Naturgesetz läßt mich endlich im Christenthume die wahren Merkmale der Religion erkennen: die Gott erwiesene Huldigung des Geistes in den Geheimnissen, welche zu glauben es mir gebietet; die Huldigung des Herzens in der Moral,

zu deren Ausübung es mich verpflichtet; eine durchaus heilige Moral, welche dem Naturgesetze nicht im Mindesten widerspricht: die Huldigung des ganzen Menschen sowohl der Seele als dem Leibe nach in der Verehrung, die er von uns verlangt, in den bestimmten Geboten, die er uns auferlegt, in den äußern Uebungen, die er uns vorschreibt.

Das Christenthum ist eine Religion, die dem Menschen angemessen ist, man mag ihn unter was irgend für einem Gesichtspunkte, man mag ihn als einen Gerechten oder einen Sünder, als König oder als Unterthan, als reich oder als arm betrachten; die für jedes Alter, für jeden Stand, für jede Lage des Lebens geeignet ist; die allen Menschen ihre Pflichten vorschreibt, und einem Jeden seine Rechte bewahrt; die die Stütze des Dürftigen, der Schutz des Schwachen, der Trost des Unglücklichen, die das stärkste und festeste Band der Gesellschaft ist; die, wenn sie allgemein und gewissenhaft ausgeübt würde, alle Laster aus der Welt verbannen, alle Tugenden ein-

führen und nur solche Fehler und Nöthen in ihr zurücklassen würde, an denen sich die Bruderliebe, die Geduld und die Demuth bethätigen können.

XVIII.

Worin die Unordnung der Sünde besteht.

„Man sündigt, wenn man aus einer unordentlichen Neigung zu den sinnlichen Gütern, welche Güter der letzten Ordnung sind, den höhern Gütern, den Gütern der ersten Ordnung, Gott, seiner Wahrheit und seinem Gesetze entsagt."
(Bch. 2. K. 5. N. 10.)

Es gibt drei Ordnungen von Gütern: Gott, und die Mittel, welche zu ihm führen; die menschliche Seele und ihre Fähigkeiten; und die sinnlichen Gegenstände, welche unser Leib und die übrigen Körper sind, welche nur um des unsrigen Willen da sind. Die Güter der ersten Ordnung sind die höchsten; die der letzten Ordnung sind am Wenigsten schätzenswerth; die Seele steht in der Mitte; und sie ist gut oder bös, je nachdem sie den

Gütern, welche über ihr, oder denjenigen anhangt, welche unter ihr stehen.

Gott untersagt uns den Genuß keines der sinnlichen Güter, die er erschaffen hat, da er sie ja für uns, d. h. zum Gebrauche unsers Leibes und dieses gegenwärtigen Lebens erschaffen hat. Aber er will nicht und kann nicht wollen, daß unsere Seele diesen Gütern um ihrer selbst willen anhange, daß sie ihren Zweck daraus mache, daß sie bei ihnen stehen bleibe und sich auf sie stütze, weil sie unter ihr stehen, und weil es für sie eigentlich ein Grund zur Demüthigung ist, daß sie mit einem Leibe vereinigt ist und durch ihn mit den übrigen materiellem Wesen zusammenhängt. Sie ist zu einem höhern Zwecke und für die Güter bestimmt, durch welche sie diesen Zweck erreichen kann. Gott selber, das höchste Gut, der Urheber aller Güter, ist ihr Zweck; sie ist dazu gebildet, um ihn ewig zu besitzen. Die Güter, welche zu diesem Besitze führen, sind alle Tugenden der Moral und der Religion.

Es ist klar, daß, da unsere Seele

geistig und unsterblich ist, das Gut, auf das sie Anspruch machen kann, das sie für sich kennen und lieben kann, und das sie ohne die Vermittlung des Leibes genießen kann, eine Aehnlichkeit mit ihrer Natur haben muß. Ein solches Gut ist Gott, welcher der unerschaffene und unsterbliche Geist wesentlich ist: sie ist also für Gott gebildet.

Gleichwie daher eine natürliche Unterordnung zwischen der Seele und dem Leibe, zwischen den Fähigkeiten jener und den Eigenschaften dieses stattfindet: so findet auch eine Unterordnung zwischen den Gütern, welche der Seele an und für sich zukommen, und denjenigen statt, welche sich nur wegen ihres Leibes auf sie beziehen. Gleichwie ferner das gegenwärtige Leben, welches ein vergängliches und augenblickliches ist, in keinem Verhältnisse zu dem künftigen steht, welches ewig ist und nie vergehen wird, so sind auch die Güter des gegenwärtigen Lebens von einer unvergleichlich niedrigern Art als die Güter des künftigen Lebens.

Gott, welcher die Ordnung selber ist,

hat also eine Ordnung unter den Gütern festgestellt, deren Genuß er dem Menschen bestimmt hat, und er will, daß diese Ordnung seine Werthschätzung und seine Zuneigungen bestimme. Gott will, daß er die Güter der Seele höher schätze als die des Leibes, die Güter des künftigen Lebens höher als die des gegenwärtigen Lebens, und daß er, wenn es sich für ihn um beide handelt, nicht anstehen soll, die niedrigern und vergänglichen Güter aufzuopfern, um sich den Besitz der höhern und ewigen Güter zu sichern. Und da Gott das höchste Gut ist, das unvergleichliche Gut, das Gut, welches der Zweck des Menschen ist, das Gut, in welchem alle übrigen Güter auf's Vollkommenste enthalten sind, so ist es einleuchtend, daß der Mensch sich nie der Gefahr aussetzen darf, dieß Gut zu verlieren, daß er ihm kein anderes vorziehen, ja nicht einmal mit ihm vergleichen darf, kurz, daß er gerne alle verlieren soll, um zum Genusse jenes zu gelangen, und er ist eben deßhalb auch verpflichtet, den Gütern einer moralischen und über-

natürlichen Ordnung, von welcher Art die Tugenden sind, deren eigentliche Wirkung es ist, ihn schon hienieden mit Gott zu vereinigen, den Vorzug vor den irdischen Gütern zu geben.

Das ist die Regel: eine gerechte, heilige, unwandelbare, auf die Natur der Dinge selbst gegründete Regel. Da der Mensch frei in seiner Wahl ist, so kann er diese Regel verletzen; verletzt er sie aber, so verletzt er die Ordnung und sündigt. Die Bosheit des Sünders besteht also darin, daß er, obwohl er die Gerechtigkeit dieser Ordnung kennt, sie doch freiwillig verletzt, das von Gott aufgestellte Gesetz umstürzt, und um eines niedrigen Gutes willen, das ihm seine Leidenschaften vorhalten, keine Rücksicht auf das höchste Gut nimmt: es ist dieß der höchste Grad ebenso der Blindheit wie der Ungerechtigkeit.

Gott bestraft ihn, indem er ihn wirklich für immer des Gutes beraubt, dessen beraubt zu werden er sich freiwillig in die Gefahr begeben hat, und indem er ihm mit diesem Leben die Güter entzieht,

die er mit Hintansetzung des höchsten Gutes gesucht hat. Er bestraft ihn ferner, indem er ihn mit empfindlichen Leiden heimsucht, die an Heftigkeit und Dauer unvergleichlich die Freuden übertreffen, welche er sich durch die Sinne verschafft hat; und indem er seine Seele der ganzen Bitterkeit, der ganzen Zermalmung der Wuth und der Verzweiflung preisgibt. Es ist dieß die Strafe einer unendlichen Gerechtigkeit, welche den Menschen damit straft, womit er gesündigt, und ihn wider seinen Willen der Ordnung unterwirft, die er verletzt hat.

Was haben wir also zu thun? Wir müssen unsere Urtheile, unsere Anhänglichkeiten nach der Wahrheit, nach dem Gesetze Gottes einrichten; wir müssen uns der Ordnung unterwerfen, die er eingeführt hat, und wir dürfen es nie zulassen, daß die Leidenschaft so viel Herrschaft über uns bekommt, daß wir diese Ordnung übertreten. Ich verlange nicht, daß du es machen sollst wie die Heiligen, welche sich durch die Last und die Bedürfnisse dieses sterblichen Leibes gedemüthigt

fühlten, welche darüber seufzten, welche nur seine dringendsten Bedürfnisse befriedigten und ihm jegliche Ergötzung versagten. Das kommt dir zu hart vor; du begreifst nicht, welche Freiheit, welche Unabhängigkeit, welchen Frieden sie sich dadurch verschafften.

Genieße also immerhin die Güter dieses Lebens, so weit es dir Gott gestattet, in dem Maße, in den Schranken und den Bedingungen gemäß, die er vorgeschrieben hat. Dieser Genuß sei aber ein oberflächlicher, und das Innerste deines Herzens halte sich nur an die wahren Güter, welche seine ganze Zuneigung verdienen. Die Vernunft verlangt dieß, die Religion gebietet es; deine ewige und selbst deine zeitliche Glückseligkeit hängt davon ab. Die Leidenschaften allein widersetzen sich; darf man aber auf sie hören? und ist denn ihre augenblickliche Befriedigung so viel werth, daß du dafür die Ruhe deines Gewissens und deine ewige Seligkeit aufopfern darfst? Warte nicht bis zum andern Leben, um eine solche Thorheit und eine solche Unordnung

zu erkennen. Es wäre zu spät; die Reue wäre vergeblich, und das Uebel nicht wieder gut zu machen.

XIX.

Die verkehrte Weise, auf welche die Leidenschaften Gott nachzuahmen streben.

„Alle, die sich von dir entfernen und sich gegen dich erheben, ahmen dich widersinnig nach.“ (Bch. 2. K. 6. N. 14.)

Der heilige Augustin zeigt, indem er alle Leidenschaften überblickt, daß der Zweck, den der Mensch bei ihnen im Auge hat, dieser ist: er will auf eine Weise sein, die nur Gott zukommt, so zwar, daß man ihm selbst dann, wenn man sich von ihm entfernt und sich gegen ihn erhebt, nachzuahmen strebt, aber auf eine falsche und verkehrte Weise. Gerade dieß, so schließt er daraus, beweist, daß Gott der Schöpfer aller Wesen ist; und eben deßhalb kann man sich nicht gänzlich von ihm zurückziehen.

Nichts ist wahrer und tiefer als dieser Gedanke. Er geht auf den Grund

des moralischen Uebels zurück, welches der Stolz und eine unordentliche Begierde im vernunftbegabten Geschöpfe ist, sich dem Schöpfer gleich zu stellen. Was hat den aufrührerischen Engel in's Verderben gestürzt? Das Vorhaben, welches ihm die Schrift in den Mund legt: Ich steige auf der Wolken Höhe, dem Höchsten will ich gleich sein (Is. 14, 14)! Er strebte nach der Unabhängigkeit und darnach, zu sich sprechen zu können, wie Gott: Ich bin durch mich selber; von mir habe ich meine ganze Vollkommenheit. Ebenso hat sich der Mensch dadurch in's Verderben gestürzt, daß er Gott gleich sein wollte; eben damit versuchte und verführte ihn der Teufel: Ihr werdet wie Götter, erkennend Gutes und Böses (Gen. 3, 5.).

Dieß verkehrte Verlangen, Gott nachzuahmen, blieb dem Menschen auch nach seiner Entwürdigung; ja es ist durch seinen Fall nur um so heftiger geworden; und es ist dieß der eigentliche Zweck, das letzte Ziel aller seiner Leidenschaften. Er will sich unabhängig machen wie Gott;

er will sich den Genuß aller Güter und das Freisein von allen Uebeln verschaffen; er ist über Alles aufgebracht, was ihn beschränkt und ihm ein Leiden verursacht; als wenn die Unterwürfigkeit und das Leiden nicht ein Zubehör seiner Natur wäre: er bezieht Alles auf sich und macht sich zum Mittelpunkt von Allem.

So unordentlich, so ungereimt dieß Verlangen auch ist, so beweist es dennoch seine Größe und seinen Adel. Es beweist, daß er nach dem Bilde Gottes erschaffen und bestimmt ist, ihm einst auf eine vollkommnere Weise zu gleichen, wenn er sich würdig gemacht hat, ihn besitzen zu dürfen. Wir werden ihm ähnlich sein, sagt der heilige Johannes; denn wir werden ihn sehen, wie er ist (1. Joh. 3, 2.); und in eben dieser Aehnlichkeit wird sich seine Seligkeit befinden.

Da nun die wahre Glückseligkeit des Menschen und seine Aehnlichkeit mit Gott Eins uns Dasselbe ist, so ist es gewisser Maßen natürlich, daß auch die Leidenschaften, wenn sie nach der Glückseligkeit

streben, diese Aehnlichkeit im Auge haben. Da aber die Glückseligkeit, nach der sie streben, falsch ist, so ist auch die Aehnlichkeit, die sie uns mit Gott verschaffen wollen, falsch. Das Lasterhafte der Leidenschaften liegt weder im Verlangen nach der Seligkeit, noch in dem Streben, Gott ähnlich zu sein: es besteht darin, daß sie die Glückseligkeit außer Gott, ja gegen das Verbot Gottes, im Genusse der erschaffenen Güter suchen, und darin, daß sie Gott nachahmen wollen, nicht durch die Theilnehmung an seinem Wesen, sondern dadurch, daß sie sich gegen ihn erheben und sich seiner Herrschaft entziehen. Daher kommt ihre Eitelkeit; daher ihr Verbrechen. Sie sind eitel, weil sie uns betrügen, indem sie nie ihr Ziel erreichen; sie sind verbrecherisch, weil sie die Ordnung umstürzen und nach einer Aehnlichkeit mit Gott streben, welche die Unumschränktheit seines Wesens verletzt.

Daß das Ziel der Leidenschaften eine verkehrte Nachahmung Gottes ist, dieß wird augenscheinlich dadurch bewiesen, weil sie alle einen falschen Begriff von

der Unendlichkeit haben. Sie wollen, daß das, was sie wünschen, unendlich sei, daß die Lust des Genusses unendlich sei, und daß es für ihren Besitz kein Ende gebe. Das heißt doch offenbar: die Leidenschaften treiben uns an, in den erschaffenen Dingen das zu suchen, was nur in Gott allein ist, ein unendliches Gut, eine unendliche Freude, einen unendlichen Besitz.

Was aber Gott nur in sich selbst findet, das sollen wir nach seinem Willen auch nur in ihm suchen: so erhaben ist unsere Bestimmung; mit unauslöschlichen Zügen hat er diesen seinen Willen in unsere Seele geschrieben. Wenn der Mensch, indem er die Leidenschaften zu Führern nimmt, außer Gott sucht, was nur in Gott ist, so besteht eben darin seine Verirrung, sein Verbrechen, sein Unglück: eine Verirrung, die ihn erniedigt, entwürdigt, zum Thiere macht: ein Verbrechen, das ihn verderbt, in Unordnung bringt, seine Natur und den Gebrauch seiner Fähigkeiten verkehrt: ein Unglück, das ihn schon in diesem Leben der Hoffnung auf das höchste Gut be-

raubt und ihm den Besitz desselben für immer entreißen wird.

Ahmen wir Gott nach; suchen wir Gott ähnlich zu werden; aber so, wie er will, daß ihm der Mensch nachahme und ihm ähnlich werde. Die Aehnlichkeit, welche einst unser Lohn und unsere Seligkeit sein soll, kommt unserem gegenwärtigen Stande nicht zu; sie ist dem Stande der Herrlichkeit vorbehalten. Hienieden haben wir nach einer andern Aehnlichkeit zu streben: Jesu Christo sollen wir nachfolgen. Der Sohn Gottes ist Mensch geworden; er hat unter uns gewohnt, um uns in seiner Lehre, in seinen Handlungen, in seinem Leiden ein wahrhaft göttliches Vorbild zu zeigen, dem nachzustreben in unserem Vermögen liegt. Nicht unseren Leidenschaften, unserer Vernunft, sondern unserem Glauben wird dieß Vorbild vorgehalten. Wer sich dem Bilde des Sohnes Gottes dadurch gleichförmig macht, daß er seine Gesinnungen und seine Tugenden in sich ausdrückt, der wird ihm einst in der Herrlichkeit ähnlich sein. Wer dagegen keine Gleichförmigkeit mit

diesem Vorbilde hat, der wird auch seine Seligkeit nicht theilen.

Es prüfe sich also ein Jeder selbst und frage sich: Ist bisher dieser Gottmensch der Gegenstand meiner Nachahmung gewesen? Ich bin ein Christ; ich rühme mich, es zu sein. Was aber ist ein Christ sonst als ein Nachfolger Jesu Christi? Ich kenne sein Evangelium; ich weiß, was er gelehrt, was er gethan, was er zu den Seligkeiten gezählt, was er verworfen hat. Wenn ich ihm nicht in meinen Gesinnungen und in meinen Werken ähnlich bin, was habe ich dann zu erwarten, wenn er mich einst richtet und mich mit sich vergleicht? Was wird sonst mein Loos sein, als eine ewige Verwerfung?

XX.
Die Schwachheit des Menschen.

„Welcher Mensch wagt es, wenn er über seine Schwachheit nachdenkt, seine Keuschheit und seine Unschuld seinen eigenen Kräften zuzuschreiben?" (Bch. 2. K. 7. N. 15.)

Der heilige Augustin beurtheilte hier mit Recht Andere nach sich selber. Er

kannte seine ganze Schwachheit; er hatte eine traurige Erfahrung von ihr gemacht; und er wußte es, daß diese Schwachheit dem Menschen natürlich, daß er zum Bösen geneigt ist, daß ihm das Gute schwer fällt, und daß er durch sich selber nicht vermögend ist, jenes zu vermeiden, und dieses zu thun. Die Sache verhält sich so, selbst im moralischen Sinne. Die Tugenden der Heiden waren keine reinen Tugenden; und überwanden sie irgend ein Laster, so geschah es aus mangelhaften, von Stolz und Eigenliebe vergifteten Beweggründen.

Diese Wahrheit wird aber insbesondere durch das, was uns der Glaube lehrt, bestätigt. Er lehrt uns, daß alles übernatürliche Gute, das in uns ist, der Gnade gebührt, daß wir von uns selber nichts vermögen, ja nicht einmal eines guten Gedankens, eines guten Verlangens hinsichtlich unseres Endzieles fähig sind (2. Cor. 3, 5.). Jedes Kind der Kirche bekennt sich zum Glauben an dieses Dogma, welches der Grund der christlichen Demuth und des Dankes ist, den

wir Gott schuldig sind. Aber etwas Anderes ist es, bloß zu glauben, und etwas Anderes, seine Sinnes- und Handlungsweise diesem Glauben gemäß einzurichten, so daß man Gott für alles das Gute dankt, das man in sich sieht, und daß man glaubt, nichts durch sein eigenes Thun dazu beigetragen zu haben.

Wie selten sind die Seelen, die sich gewöhnlich in dieser inneren Verfassung befinden! Wo sind sie, die immer die innige Ueberzeugung von ihrer Schwachheit und ihrem Unvermögen im Herzen tragen? Es kann dieß nur die Wirkung einer langen, oder vielmehr fortwährenden Erfahrung sein.

Ich kenne nun aber nur zwei Arten von Personen, welche diese Erfahrungskenntniß von ihrer Armseligkeit haben: diejenigen, welche, ehe sie sich völlig Gott ergeben, oder seitdem sie sich ihm ergeben haben, einen bedeutenden Fehltritt gethan, dessen immer gegenwärtige Erinnerung sie vom Eigendünkel heilt und sie in einer tiefen Demuth erhält: z. B. David, der heilige Petrus, Magdalena, Augustin und

viele Andere; und diejenigen, welche immer in einer großen Reinheit und Unschuld gelebt haben, die aber Gott durch heftige Versuchungen geprüft hat, welche sie hundertmal an den Rand des Abgrundes führten, in den sie, wie sie gar wohl wissen, unfehlbar gestürzt wären, wenn sie nicht die allmächtige Hand Gottes zurückgehalten hätte; ferner auch diejenigen, welche, obwohl sie Gott auf's Vollkommenste gedient, doch fast nie Freude und Trost gefunden, nur Trockenheit, nur Widerstreben gegen das Gute, nur immer Auflehnungen und Kämpfe der verderbten Natur erfahren haben.

Alle diese Diener Gottes, deren Anzahl im Vergleiche mit den Uebrigen klein ist, sind wahrhaft demüthig, von ihrer Armseligkeit, ihrer Unfähigkeit zu allem Guten durchdrungen gewesen. Ein Mensch, der so glücklich ist, sich auf solche Weise selbst zu kennen, ist, wenn er eine Leidenschaft überwunden, eine Tugend erworben hat, gar weit davon entfernt, sich dessen zu rühmen; er gibt die ganze Ehre Gott allein. Er zieht sich Niemand vor, selbst

nicht den größten Sündern; er ist ja überzeugt, daß sie, wenn sie dieselben Gnaden empfangen hätten wie er, diese besser benützt haben würden, und daß er, wenn er sich in denselben Umständen befunden hätte, schlimmer geworden wäre als sie. So dachte der heilige Paulus, welcher sich den ersten der Sünder nannte (1. Tim. 1, 15.), und welcher sagte: Alles, was ich bin, das bin ich durch die Gnade Gottes (1. Cor. 15, 10.). So dachte der heilige Augustin, welcher erkannte, daß kein Mensch was irgend für eine Sünde begeht, die nicht auch ein anderer Mensch begehen kann, wenn ihn nicht Gott davor bewahrt. So dachte der heilige Franziskus, welcher sich im innersten Herzen für schuldiger vor Gott hielt, als es irgend ein Missethäter ist, den man zur Richtstatt führt. Wir begreifen solche Gesinnungen der Heiligen kaum; wir halten sie für fromme Uebertreibungen. Wir kennen eben die ganze Verderbtheit, die ganze Gebrechlichkeit des Menschen nicht so, wie sie; wir haben

eben ihre Demuth nicht: eine Tugend, die nicht, wie man gemeiniglich glaubt, darin besteht, daß man sich für etwas Geringeres hält, als man ist, sondern darin, daß man sich eine strenge Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Was die reinen und unschuldigen, aber doch auf keine höhere Weise tugendhaften Seelen betrifft, welche sich nicht dem Gebete und dem innerlichen Leben geweiht haben, welche durch keine demüthigenden Prüfungen gegangen sind, so denken sie wenig über ihre Schwachheit nach; ja sie haben nur eine sehr unvollkommene Kenntniß davon, sie sind geneigt, sich auf ihre Kräfte Etwas einzubilden, sich des Guten, das in ihnen ist, zu rühmen, als hätten sie es durch ihre Geschicklichkeit und ihre Treue erworben und erhalten: ja es ist schon viel, wenn sie es nicht in ihren Augen vergrößern, und wenn sie nicht glauben, die Tugenden zu besitzen, welche sie nicht besitzen.

Sie sind daher auch voll von Eigenliebe, von Eigendünkel, von Selbstschätzung, von geheimer Verachtung gegen Andere, mit

denen sie sich gar gern vergleichen; während sie übrigens so blind sind, daß sich die meisten in diesem ihrem Bilde, das ich hier zeichne, nicht erkennen werden. Sie halten sich für zu Allem fähig; sie sind über nichts im Zweifel; sie unternehmen Alles; und bei alledem sind sie doch immer feige, furchtsam, kleinmüthig, immer für sich selbst zitternd. Der kleinste Fehler, den sie machen, ärgert sie, benimmt ihnen den Muth; sie können, sagen sie, gar nicht begreifen, wie sie so Etwas thun konnten. Welcher Stolz! welche tiefe Unkenntniß ihrer selbst! Beim ersten Angriff der kleinsten Versuchung kommen sie aus der Fassung, werden sie niedergeschlagen, sind sie bereit, Alles zu verlassen; sie rechnen eben nur auf sich selber, und nicht auf die Gnade.

Sie sind nur in Worten und äußerlich demüthig, innerlich beherrscht sie ein feiner und empfindlicher Stolz, der sie für ihre Fehler blind, für die Fehler Anderer aber sehr scharf sehend macht. Sie sind tadelsüchtig, verleumderisch, voll bittern Eifers, hart, zurückstoßend gegen die Sün-

der, zu denen sie zu sagen scheinen: kommet mir nicht nahe, denn ich bin rein.

Eben diese Seelen sind äußerst eigennützig, hängen fest an ihrem Urtheile, ihrem Willen. Sie sind thätig, geschäftig, unruhig, thun gern, was Aufsehen macht, lieben die äußerlichen Uebungen der Frömmigkeit. Von der Abtödtung des Herzens, von einer ruhigen, stillen Betrachtung spreche man nicht zu ihnen; ihre Eigenliebe findet ihre Rechnung nicht dabei. Sie glauben, nicht zu beten, wenn sie die Lippen nicht bewegen; ihr Herz ist trocken; sie müssen Alles aus den Büchern schöpfen. Sich abtödten, heißt für sie, zu Zeiten fasten, eine Enthaltsamkeit, eine körperliche Strenge ausüben; und es läßt sich denken, wie sehr sie sich innerlich den Personen vorziehen, welche ein gewöhnliches Leben führen. Aber ihren Geist zu sammeln, die Beweglichkeit ihres Willens zu mäßigen, ihre Einbildungskraft gefangen zu nehmen, die Ausbrüche der Launenhaftigkeit zu unterdrücken, dazu haben sie nicht den Muth, ja daran denken sie gar nicht. Was würde man damit

ausrichten, wenn man ihnen vorstellte, daß die Heiligkeit weit mehr von der Thätigkeit Gottes als von der ihrigen abhänge, und sie ermunterte, ihm in dieser Hinsicht die Hauptsorge zu überlassen, ihn gewähren zu lassen, sich ihm zu überlassen, sich gefallen zu lassen, er mag thun, was er wolle. Sie würden dieß gar nicht verstehen, und nur Müssiggang und Täuschung darin sehen.

Solche Personen, fügt der heilige Augustin hinzu, haben weniger Liebe zu Gott als die bekehrten Sünder, weil die Erbarmung, aus welcher er die Sünden vergibt, für sie minder nothwendig gewesen ist; als wenn die Gnade, welche bewahrt, weniger werth wäre, als das Mittel, welches heilt, und als wenn sie der himmlischen Güte nicht eben so sehr und noch mehr zum Danke verpflichtet wären. Sie meinen eben im Grunde, ihre Gerechtigkeit gehöre ihnen; sie sei, wenn nicht ganz, doch wenigstens großen Theils ihr Werk; und darauf nun stützen sie ihre Hoffnung, statt sie einzig auf Gott zu setzen, der, Alles genau betrach-

tet, seine eigenen Gaben krönt, wenn er unsere Verdienste krönt.

XXI.

Die bösen Gesellschaften.

„O zu falsche Freundschaft! O verführerischer Geist, wenn man zu einander spricht: Gehen wir, thun wir, und sich schämt, daß man nicht unverschämt ist."

(Bch. 2. K. 9.)

So drückt sich der heilige Augustin hinsichtlich des Diebstahls aus, den er, sechzehn Jahre alt, mit seinen Kameraden beging. An sich selber hatte dieser Diebstahl nichts Verführerisches; es handelte sich um Früchte, die zum Essen nicht geeignet waren, sein Garten bot ihm bessere dar. Er gibt sich das Zeugniß, daß er sie nicht genommen hätte, wenn er allein gewesen wäre; und er schreibt diesen Diebstahl jener Art von Verführung junger Leute zu, welche sich gegenseitig ermuntern, Böses zu thun.

Was diesem großen Heiligen begegnete, geschieht noch immer alle Tage. Die Menschen verderben, verführen sich

gegenseitig, machen sich einander selber unglücklich. Alles trägt dazu bei, das Beispiel, die Rede, die falsche Scham; die Kühnheit, die Anstiftung dieser; die Schwachheit, die Gefälligkeit jener. Die Ansteckung greift auf solche Weise um sich und theilt sich mit wie das Feuer.

Wir haben Alle ein gewisses Maß von Bosheit in unserm Herzen, das nicht bei Jedem dasselbe, sondern je nach der Mischung der natürlichen Eigenschaften mehr oder minder verschieden ist. Dieses Maß ist der Grund unserer Verderbtheit. Gewöhnlich aber beschleunigen die bösen Verbindungen, die kameradschaftlichen Verhältnisse die Entwicklung dieses Keimes und verleiten uns manchmal zu den größten Verbrechen. Der Mensch kann, wenn er allein ist, weder so gut, noch so bös werden, als er überhaupt werden kann. Der Umgang mit Andern, besonders mit seines Gleichen wendet ihn dem Guten oder dem Bösen zu. Die beste Erziehung, die tugendhaftesten Neigungen, die stärksten Vorsätze behaupten sich kaum gegen die Verführung der bösen

Gesellschaften: man muß sich von ihnen zurückziehen, wenn man nicht bald verdorben werden will. Das Böse ist schon mehr als zur Hälfte geschehen, wenn man in solchen Gesellschaften noch bleibt, nachdem man sie als das, was sie sind, kennen gelernt hat.

Denn es ist eine Täuschung, wenn man darauf rechnet, daß man sich verwahren, daß man sich nur bis zu einem gewissen Punkte preisgeben, daß man den Rathschlägen, den Beispielen, den Spöttereien, der menschlichen Rücksicht, den immer wieder sich darbietenden Gelegenheiten, einem gewissen Nachahmungstriebe, der anreizt, das zu thun, was Andere thun, widerstehen, daß man sich in solchen Fällen durch die Festigkeit seines Charakters, durch die Geradheit seiner Absichten, durch die Furcht Gottes, durch die geheimen Warnungen des Gewissens aufrecht erhalten wird. Man mag wohl eine Zeit lang Stand halten; immer aber wird man sich dabei schwach zeigen; zuletzt wird man sich ergeben. Wer die

Gefahr liebt, wird darin umkommen (Eccl. 3, 27.).

Es gibt nun aber keine Gefahr, die dringender, gewisser, unvermeidlicher ist als diese. Jedermann weiß es; und doch ist fast Niemand auf seiner Hut: so wenig macht man sich aus der Erhaltung der Tugend und der Unschuld! Selbst die Eltern ergreifen bei weitem die Vorsichtsmaßregeln für ihre Kinder nicht, die sie ergreifen sollten. Daher kommen die Verbrechen aller Art, welche die Gesellschaft überfluthen. Man sage, was man will: die Gesetze sind unvermögend, die gute Ordnung öffentlich und zu Hause aufrecht zu erhalten. Alles hängt von der Religion und den Sitten ab; und die Religion, die Sitten eines jeden Individiums hängen von seinen Verbindungen und von seinen Freundschaften mehr ab als von allem Andern.

Bei den Bösen lernt man das Böse; man erdreistet sich, es zu begehen; man lernt, sich desselben zu rühmen und eine gewisse Scham abzuschütteln, die mit den bösen Handlungen verbunden ist; ja man

lernt, sich sogar des Bösen zu rühmen, das man nicht gethan hat, und sich für schlimmer auszugeben, als man ist. Der heilige Augustin hat es von sich selber gesagt; und wie viele Andere konnten oder könnten nicht dasselbe Geständniß thun!

Hat man Gewissensbisse? Will man zum Guten zurückkehren? Das größte Hinderniß legen nicht immer die Leidenschaften und die bösen Gewohnheiten in den Weg. Allein man müßte seinen Freunden, seinen Vertrauten, seinen Genossen in den Lüsten und Liebeshändeln entsagen. Das ist's, was in den meisten Fällen zurückhält; man bereut es, sich gebunden zu haben; aber man will sich nicht von den Fesseln frei machen. Bei dem kleinsten Schritte, den man thut, bei dem kleinsten Zeichen der Reue, das man zu erkennen gibt, kann man ihren Blick, ihre Vorwürfe, ihre Spöttereien, ihr höhnisches Bedauern nicht ertragen. Man unterliegt, man fesselt sich stärker, man wird schlimmer.

Oft, ja heut zu Tage ist dieß nur

zu allgemein, belagern diese gefährlichen, diese treulosen Feinde selbst das Todbett und ergreifen alle Maßregeln, um die Wirkungen der Gnade in diesen letzten Augenblicken zu verhindern. Man fühlt es, daß sie darauf ausgehen, uns rettungslos in's Verderben zu stürzen; und man hat nicht die Kraft, sie fern zu halten. Sie bemächtigen sich unser; sie verheimlichen die Gefahr der Krankheit; sie verhindern die Diener des Herrn, sich zu nahen. Man stirbt mit einem peinigenden Gewissen in ihren Armen, heuchelt eine falsche Sicherheit und wagt es nicht, irgend eine Reue zu erkennen zu geben.

Besonders in den Körperschaften und Gemeinden macht sich der Einfluß der guten oder der bösen Gesellschaft recht fühlbar. In jeder Körperschaft ist irgend ein Geist, der darin herrscht, der zur Richtschnur in ihr dient, und nach dem sich zu richten jeder Einzelne es sich zum Grundsatze macht. Man muß den Grundsätzen der Körperschaft, ihren Vorurtheilen und ihren Gebräuchen gemäß denken und

handeln. Erklärt man sich dagegen, so wird man entweder ausgeschlossen, oder verworfen, oder scheel angesehen; man genießt keine Achtung mehr; man wird vielleicht verfolgt.

Die meisten Menschen sind weder entschieden bös noch entschieden gut; sie sind schwach, und lassen sich fortreißen; sie haben keine Meinung für sich und folgen derjenigen, welche sie im Schwange finden; sie nehmen wie das Chamäleon die Farben dessen an, was sich ihnen naht und sie umgibt, die Schlauheit, der Eigennutz, die Furcht, die Eitelkeit, die Gewalt gewisser Charactere unterjochen sie; das Beispiel und das Ansehen haben alle Macht über sie; sie sind nicht stark genug, um sich dem Strome widersetzen zu können. Wie sollten sie, wenn sie allein, oder ihrer nur wenige sind, es wagen, die größere Anzahl zu verdammen und ihr ein Gesetz vorzuschreiben? Man hält sich für vollkommen gerechtfertigt, wenn man sagen kann: Ich bin der Geist meines Leibes.

Es ist also höchst wichtig für die gu-

ten Sitten, für die Rechtschaffenheit, für den Glauben, für das Heil, den Geist der Körperschaft, in die man treten will, die Grundsätze, von denen sie sich leiten läßt, und die Mißbräuche, die in ihr herrschen, genau zu kennen. Ist dieser Geist gut, so wird man es auf alle mögliche Weise leicht finden, sich gut aufzuführen und sein Heil zu wirken. Ist er bös, so wird es ein Wunder sein, wenn man sich vor dem Verderben bewahren kann.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche zu ergreifen sind, um der Gefahr der bösen Verbindungen zu entgehen, hängen theils von uns und theils von der Vorsehung ab. Bitten wir sie, sie möge über uns wachen, uns vor jedem Verhältniß, vor jedem Umgang, vor jeder Verbindlichkeit bewahren, die unserer Seele schaden kann: dieß ist eine der größten Gnaden, die sie uns ertheilen kann; man kann sie nicht zu inbrünstig darum bitten; und das sicherste Mittel, um sie zu erlangen, ist, sich ihrer Leitung zu überlassen, sich nichts vorzunehmen, keinen Entschluß zu fassen, ohne sie um Rath zu fragen.

Vermeiden wir unserer Seits jede verdächtige Verbindung, begeben wir uns in keinen Stand, in keine Körperschaft, wo unser Heil in Gefahr sein kann; und ist die Verbindlichkeit nicht unwiderruflich, so geben wir sie auf; entsagen wir den Aemtern, den Würden, den Verbindungen irgend welcher Art, seien sie zu Geschäften oder zum Vergnügen bestimmt, wo wir offenbar der Gefahr ausgesetzt wären, unsere Seele zu verlieren. Ich weiß wohl, daß dieß manchmal sehr bedenklich, sehr hart ist. Allein der Gedanke an das Heil muß Alles zum Schweigen bringen; und kein zeitlicher Vortheil ist denkbar, den man nicht lieber hinopfern muß, ehe man an der Ungerechtigkeit Theil nimmt, ehe man seine Sitten oder seinen Glauben einer Gefahr aussetzt.

XXII.

Die Dürftigkeit des Geschöpfes, der Grund seiner Wünsche.

„Ich liebte noch nicht, und wünschte geliebt zu werden; und aus einer verborgenen

Dürftigkeit bedauerte ich es, minder dürftig zu sein." (Bch. 3. K. 1.)

Der Ursprung aller Leidenschaften und insbesondere der, zu lieben, und geliebt zu werden, ist ein geheimes Bedürfniß, eine verborgene Dürftigkeit, die sich in einem gewissen Alter fühlbar macht und beim Anblicke der sinnlichen Gegenstände die Seele anreizt, sich mit ihnen zu vereinigen, oder sie an sich zu ziehen, um diese Art innern Hungers, der sie quält, zu befriedigen. Noch ein Neuling und ohne Erfahrung, ist die Seele entzückt darüber, daß sie dieses Bedürfniß fühlt, weil sie in Allem, was Eindruck auf sie macht, die Befriedigung desselben zu finden meint. Ein sicheres Zeichen, daß das vernunftbegabte Geschöpf sich nicht selbst genug sein kann.

Und woher rührt dieß Bedürfniß? woher rührt dieß Unvermögen, sich selbst genug zu sein, sonst als daher, daß es als Geschöpf das Nichts in sich fühlt, d. h. eine unermeßliche Leere, die es auszufüllen wünscht, und die nur durch den ausgefüllt werden kann, von dem es das

Dasein hat? Das ist die verborgenere und tiefere Dürftigkeit, von welcher der heilige Augustin spricht: eine Dürftigkeit, welche das moralische Wesen des Geschöpfes ist, und welche es nicht gründlich genug erforschen kann, um seine innige Beziehung zu Gott kennen zu lernen.

Die Seele hat zwei große Wünsche, welche alle übrigen in sich fassen: den Wunsch, kennen zu lernen, und den Wunsch, zu lieben; sie will für ihren Verstand, und sie will für ihren Willen Etwas haben. Diese Wünsche führen sie nothwendig zu Etwas, das von ihr verschieden ist, weil sie ihre Befriedigung weder in ihrer Selbstkenntniß noch in ihrer Selbstliebe finden kann. Ja eben deßhalb, weil sie sich kennt, fühlt sie sich dazu bestimmt, etwas Anderes kennen zu lernen; und weil sie sich liebt, wünscht sie irgend einen anderen Gegenstand zu lieben.

Gott allein kann diese zwei großen Wünsche durch sich selbst befriedigen; vielmehr er fühlt sie nicht, weil sie durch die Kenntniß und die Liebe seines unendlichen

Wesens immer erfüllt sind. Er konnte in das vernunftbegabte Geschöpf wohl das Verlangen legen, kennen zu lernen und zu lieben; obwohl er aber Gott ist, so geht seine Macht doch nicht so weit, daß er einem dem Nichts entnommenen Wesen das Vermögen geben kann, dieses Verlangen durch seine Selbstkenntniß und Selbstliebe zu befriedigen. Daher kommt es, daß das Geschöpf außer sich sucht, was es in sich nicht findet.

Wo aber will Gott, daß es die Befriedigung dieses Verlangens suche? Es kann sonst nirgends sein als in ihm allein, weil er allein es völlig befriedigen kann. Wollte man ein wenig nachdenken und den Grund seines Wesens und seines Herzens erforschen, so würde man bald finden, daß keine andere Kenntniß als die Kenntniß Gottes, keine andere Liebe als die Liebe Gottes im Stande ist, uns zu befriedigen, weil unser Verlangen, kennen zu lernen und zu lieben, keine Grenzen hat, und nur in einem unendlichen Gegenstande ruhen kann. So lange der Mensch sich bei den Geschöpfen auf-

hält, ist sein Geist immer neugierig, sein Herz immer unbeständig.

Seit der Erbsünde ein Sclave seiner Sinne, kennt und liebt er lange Zeit Alles nur durch ihre Vermittelung. Dadurch bildet sich in ihm allmählig die Gewohnheit, nur den sinnlichen Gegenständen anzuhangen. Die in die körperlichen Organe gehüllte Vernunft sieht die geistigen Gegenstände nur undeutlich und durch dunkle Wolken hindurch; nur mit großer Mühe und Anstrengung erhebt sie sich bis zu ihnen; und sie kann ihren Anblick nicht lange ertragen. Die Einbildungskraft, die Leidenschaften, die immer thätigen Sinne, die unaufhörlich erwachenden Bedürfnisse des Leibes, Alles führt den Menschen auf die leiblichen Dinge zurück, Alles ladet ihn ein, sie kennen zu lernen, sie zu lieben, in ihnen seine Glückseligkeit zu suchen. Und das ist die Quelle seiner Gemüthsbewegungen, seiner Unbeständigkeit, seines Elends. Er mag diese sinnlichen Gegenstände kennen, lieben, so viel er will, er bleibt doch immer durstig, immer hungrig, immer leer;

folglich immer unruhig, immer begierig nach neuen Kenntnissen, nach neuen Anhänglichkeiten, unaufhörlich übergehend von einem Gegenstande zu einem andern, in der eiteln Hoffnung, endlich einen zu finden, der ihn befriedige.

Welche Marter ist ein also zugebrachtes Leben! Gleichwohl ist dieß das Leben aller Menschen, diejenigen ausgenommen, welche es sich vor Allem angelegen sein lassen, Gott kennen zu lernen und zu lieben. Diese finden in ihm die Ruhe des Geistes und des Herzens. Damit ist indeß nicht gesagt, daß ihr Verlangen völlig befriedigt sei; es ist dieß hienieden nicht möglich, wo man Gott nur dunkel kennt und nur unvollkommen liebt. Sie haben aber erstens die feste Hoffnung, daß einst dieß Verlangen vollkommen befriedigt werden wird; dieß beruhigt sie und macht sie zufrieden. Zweitens, das Wenige, was sie von Gott in diesem Leben kennen, und der Funke von Liebe, die sie zu ihm haben, reichen hin, ihr Verlangen nur auf ihn zu richten, so daß sie alles Andere verachten. End-

lich nehmen diese Kenntniß und diese Liebe unaufhörlich zu: je mehr sie verlangen, Gott zu kennen und zu lieben, desto mehr lernen sie ihn kennen und lieben sie ihn. Ihr Frieden, ihre heitere Ruhe, ihre Herrschaft über sich selber, ihr Abgestorbensein für jede natürliche Wißbegierde, für jede rein menschliche Anhänglichkeit sind ein Beweis, daß ihnen nichts fehlt, daß sie den Verhältnissen dieses Lebens gemäß zufrieden sind, und daß sie, indem sie still nach dem ewigen Besitze Gottes seufzen, an dem Orte ihrer Verbannung alle die Glückseligkeit genießen, die sie verlangen.

XXIII.

Die Leidenschaft der Liebe.

„Ich ließ mich mit Freuden mit schmerzhaften Fesseln binden, um mit den glühenden eisernen Ruthen der Eifersucht, des Argwohns, der Furcht, des Zorns und des Streites geschlagen zu werden.“

(Bch. 3. K. 1.)

Dieß also ist das Bild der angenehmsten, der süßesten, der fesselndsten

der Leidenschaften? Derjenigen Leidenschaft, von der man sich eine so lockende Vorstellung macht, und an die man das Glück des Lebens bindet? Ach! ihre Fesseln sind eine Quelle von Kümmernissen und bittern Schmerzen! Man wird nur ihr Gefangener und ihr Sclave, um mit glühenden eisernen Ruthen geschlagen zu werden! Ihr Gefolge ist die Eifersucht, der Argwohn, die Furcht, der Zorn, der Streit! Ja, dieß ist das Bild der Liebe: ein um so getreueres Bild, je stärker die Liebe ist, je mehr sie das Herz beherrscht. So haben sie die geschildert, welche sie am Besten gekannt. Die Dichter, die Philosophen, die Profanscribenten wie die christlichen Schriftsteller stellen sie übereinstimmend dar als die heftigste, die furchtbarste, die betrübendste, die tragischste Leidenschaft. Alle Geschichten, alle großen Ereignisse des menschlichen Lebens, Alles endlich, was im Schooße der Familien vorgeht, gibt der Wahrheit dieses Bildes Zeugniß.

Der heilige Augustin hat es nicht übertrieben; er hat nicht einmal die

Züge ausgedrückt, welche am Meisten geeignet sind, Abscheu einzuflößen. Er hat nicht gesagt, daß diese Leidenschaft das Verderben der Gesundheit, des Vermögens, der Ehre, der Tugend ihrer unglücklichen Opfer ist; daß sie die Geißel des häuslichen Friedens, der ehelichen Einheit, der heiligsten Pflichten der Natur ist; daß sie die Väter und die Kinder, die Gatten, die Brüder, die Freunde trennt; daß sie immer die Hauptursache der Verbrechen gewesen, welche in der Welt herrschen, und des Unglücks der Staaten und der Privatpersonen. Wenn er das Alles gesagt hätte, so hätte er nichts zu viel, so hätte er nichts gesagt, was nicht die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigt.

Das ist die Liebe, wenn man sie vom gegenwärtigen Leben aus und hinsichtlich ihres Einflusses auf die Wohlfahrt der Gesellschaft betrachtet. Was soll man erst von ihr sagen, wenn man sie mit den Augen der Religion und im Hinblicke auf das letzte Ziel des Menschen betrachtet? Gibt es eine Leidenschaft, die

das Licht der Vernunft und der Religion gänzlicher in ihm auslöscht? die für die Frömmigkeit und die guten Grundsätze verderblicher ist? die das Herz mehr gegen Gott verhärtet? die zu mehr Entweihungen und Sacrilegien anreizt? die unmittelbarer zum Unglauben führt? die mehr Seelen in die ewige Verdammniß fortreißt?

Gleichwohl stürzt sich eine verblendete und zügellose Jugend mit Freuden in diesen Abgrund von Uebeln. Sie kann sich nicht schnell genug Fesseln bereiten, die das Unglück ihres Lebens bilden, und von denen sie sich vielleicht nie mehr frei zu machen vermag. Die erste Wirkung dieser verderblichen Leidenschaft ist, daß sie den, welchen sie beherrscht, gegen alle Warnungen taub, zu allem Nachdenken unfähig macht und ihm die Augen vor den Gefahren aller Art verschließt, denen er sich aussetzt. Man sollte es kaum glauben — das Traurige, Klägliche, Schreckliche, in Verzweiflungsetzende, ja Gräßliche, Schwarze, Blutgierige, das diese Leidenschaft besitzt, und das in den

Theaterstücken und in den Romanen kunstvoll dargestellt wird, ist ein Zauber, der die Seele hinreißt und die tiefsten Eindrücke auf sie macht. Man fängt erst an sie recht kennen zu lernen, wenn man sich schon tief im Abgrunde befindet, wenn sie anders noch das Nachdenken gestattet: man hat sich aus Neigung hineingestürzt, man bleibt darin aus Hoffnungslosigkeit, daraus zu kommen.

Zu jeder Zeit hat sich die Philosophie mit den Mitteln gegen diese Leidenschaft beschäftigt. Aber was hat sie vorgebracht? Die Anhänger des Aristippus und des Epicur haben es versucht, das Gefühl von ihr zu trennen, und sie auf das rein Sinnliche zurückzuführen; sie wollten den thierischen Trieb befriedigen, ohne das Herz daran theilnehmen zu lassen; sie riethen den Genuß, und verboten die Anhänglichkeit: mit einem Worte, sie setzten die Ausschweifung, welche sich unterschiedslos auf den ersten Gegenstand stürzt, an die Stelle der Liebe, die sich an einen einzigen Gegenstand hält und bei ihm bleibt. Dieses Mittel, das eine

grundsatz- und schamlose Philosophie erfunden, dieses Mittel, das, gefährlicher als das Uebel, nur die äußerste Liederlichkeit und Ausschweifung ist, hat fast überall die beste Aufnahme, den meisten Beifall und die größte Benützung gefunden.

Andere Philosophen haben das Studium der Wissenschaften vorgeschlagen; andere die Uebungen des Leibes; andere die Bekämpfung dieser Leidenschaft durch eine andere. Andere endlich waren der Meinung, man brauche sie, um sich von ihr zu heilen, nur von ihrer schlimmen Seite anzusehen, und nur ihre schrecklichen Folgen recht in's Auge zu fassen. Als Vorbeugungsmittel mögen diese Mittel nicht ohne Nutzen sein; als Heilmittel aber sind sie eitel und unwirksam, da ja der Kranke nicht den Willen und auch oft nicht die Freiheit hat, sie anzuwenden. Wo sind sie auch wirklich, die geheilt worden? Kann man Einige nennen, so sind ihrer gewiß nur sehr wenige.

Nur die wahre Religion, nur die Furcht Gottes, die Betrachtung der ewigen

Wahrheiten, der häufige Gebrauch der Sacramente, der unverdrossene Eifer in den frommen Uebungen bieten unfehlbare Mittel dar, diesem Uebel vorzubeugen, oder sich davon zu befreien. Die Beichte, ja die Beichte ist das wirksamste Mittel; und eben weil man dieses vernachläßigt, ist die Verderbtheit heut zu Tage so groß. Das demüthige und aufrichtige Geständniß unserer Fehler rührt das Herz Gottes und befähigt die Seele zur Bekehrung. Die Befolgung der Rathschläge des Beichtvaters, die Vermeidung der Gelegenheiten, das Gebet, das Almosen, die Bußwerke, die heilige Communion sind lauter Schutzmittel gegen die Rückfälle. Keine Leidenschaft, sei sie noch so heftig, keine Gewohnheit, sei sie noch so tief gewurzelt, hält gegen die Gnade Stand, wenn man zu ihr seine Zuflucht nimmt, und wenn man von Gott Alles, und von sich selber nichts erwartet. Die Hauptsache ist, daß man ernstlich verlangt, geheilt zu werden, und daß man die hiezu unerläßlichen Schritte thut. Bald wird man erfahren, daß die Schwierigkeiten sich heben, und

daß das, was für den Menschen unmöglich, für Gott leicht ist, wenn man sich mit Vertrauen und Beharrlichkeit an ihn wendet.

XXIV.

Die Schauspiele.

„Ich war leidenschaftlich eingenommen für die Theaterstücke, die voll von Bildern meines Elends und geeignet waren, mein Feuer anzuschüren.“ (Bch. 3. K. 2. N. 2.)

Wenn die jungen Leute beiderlei Geschlechts eben so aufrichtig wären, wie der heilige Augustin, so würden sie gestehen, daß sie nichts Anderes so sehr zu den Schauspielen hinzieht als die geheime Neigung ihres Herzens, das da eine Nahrung für seine Leidenschaft sucht. Aristoteles behauptete, einzig um Plato, seinem Lehrer, zu widersprechen, das Theater verbessere die Leidenschaften. Es war das nicht einmal zu seiner Zeit wahr, wo das Trauerspiel ernster und moralischer war, als es bei uns ist. Denn was das alte Lustspiel betrifft, so glaube ich nicht, daß Aristoteles es ver=

bieten wollte, so schlüpfrig, verleumderisch und satyrisch es auch war.

Wie dem auch sein mag, unser Theater ist durchaus nicht geeignet, die Leidenschaften zu verbessern, zumal die der Liebe. Es ruft sie hervor, oder es nährt sie. Ich bin überzeugt, wäre die Liebe gänzlich aus unsern Schauspielen verbannt, so würde man nicht so begierig zu ihnen strömen. Der Ungebildete verlangt einen groben, der Gebildetere einen feinen Reiz. Unsere Sitten sind nach diesem Tone gestimmt. Corneille, den sein Genie zu allem Andern hinzog, mußte sich ihm anbequemen. Auch Racine, ungeachtet seines Geschmacks und seiner Neigung, das schöne Alterthum nachzuahmen. Das nun bildet die Gefahr unserer Schauspiele, und ist der Hauptgrund, aus dem sie von der christlichen Moral untersagt werden.

Das Theater überhaupt ist die Schule der Welt; und folglich eine antichristliche Schule. Da herrscht die Welt; da versammelt sie ihre Anhänger und ihre Schüler; da ertheilt sie ihren Unterricht, der an und für sich schon verführerisch

genug ist, und den sie noch auf alle Weise so würzt, daß er zusagen muß. Wer Jesum Christum für seinen Lehrer erkennt, der darf keinen Fuß in diese Schule setzen; wenn er da erscheint, so vergißt er wenigstens für den Augenblick, daß er ein Christ ist, und gibt denjenigen, die es sind, eine gerechte Ursache zum Aergerniß.

Denn welche Moral wird da vorgetragen? Eine Moral, die ganz den Grundsätzen der Welt gemäß, den Grundsätzen des Evangeliums schnurstracks entgegengesetzt ist; eine Moral, welche alle Leidenschaften begünstigt, jede andere Moral würde da ausgepfiffen. Die Liebe, der Ehrgeiz, die Rachsucht sind die großen Triebfedern des Trauerspiels. Das Lustspiel greift, wenn man will, die lächerlichen an; aber es erklärt sich für die Laster, die sie entschuldigt, die sie schont, die sie selbst offen beschützt. Die Strenge der Sitten gilt da für Rauhheit, für Unkenntniß der Gebräuche. Man fordert von den Vätern eine grenzenlose Nachgiebigkeit gegen ihre Kinder, so wie

von den Männern gegen ihre Frauen. Die Rechtschaffenen werden als Narren behandelt; man lacht auf ihre Kosten über die Streiche, welche ihnen ränkevolle und schlaue Schelmen spielen. Was die Oper betrifft, so weiß Jedermann, daß der einzige Inhalt ihrer Moral die sinnliche Liebe ist, und daß da die Wollust bis zur Abgeschmacktheit und Eckelhaftigkeit gepredigt wird.

Hierin liegt nicht die einzige Gefahr der Schauspiele. Die, welche von den Schauspielern und Schauspielerinen ausgeht, ist keine geringere. Die Comödianten verderben die Sitten eben so sehr durch ihr persönliches Verhalten, durch den Gebrauch, den sie von ihren Talenten und von ihrem gefälligen Anstand machen, als durch die Rollen, die sie spielen. Was ist zumal eine weibliche Person, die sich auf dem Theater zeigt, sonst als eine feile Dirne, welche einen Preis auf ihre Jugend und ihre Reize setzt und die Leidenschaften einzuflößen sucht, die sie spielt? Es ist eine bewährte Thatsache, daß bald, nachdem sich Comödianten in einer Stadt nieder-

gelassen haben, die Sitten darin nicht mehr zu erkennen sind, und daß die Jugend, die sie hört oder oft mit ihnen umgeht, verderbt wird.

Die Hauptgefahr endlich für die Zuschauer kommt von den Zuschauern selbst. Die Ausrufungen, die Beifallsbezeigungen, das Lachen des Parterres sind lauter Entscheidungen über das, was der großen Menge gefällt oder mißfällt; und diese Entscheidungen machen die tiefsten Eindrücke auf die noch unerfahrenen und unverdorbenen Seelen. Sie lernen da, wie furchtbar die Welt in ihrem Beifall und in ihrem Tadel ist; was sie schätzt, was sie verachtet; was sie entzückt, was ihr anstößig ist. Diejenigen, welche den Schauspielen das Gesetz geben, sind nun aber gewiß nicht die Rechtschaffensten. Diese erscheinen nicht; oder wenn sich auch einige einfinden, so machen sie kein Aufsehen.

Es ist gewiß, daß die Schauspiele von der größten Bedeutung für die Sitten und die christliche Frömmigkeit sind. Diejenigen, welche sie besuchen, setzen sich fast immer der Gefahr aus und ver-

derben sich gegenseitig. Wenn keine Gefahr für sie mehr vorhanden ist, dann ist das Unheil schon geschehen. Ich will nicht entscheiden, ob es immer eine Todsünde ist, der Aufführung eines Stückes beizuwohnen. Eine jede derartige Entscheidung muß, wenn sie gerecht sein soll, eine persönliche sein; man muß dabei auf wer weiß wie viele besondere Umstände Rücksicht nehmen. Ich kann nur im Allgemeinen sagen, daß jede gottesfürchtige Seele, die strenge über ihr Gewissen wacht, das Theater immer als eine der nächsten Gelegenheiten zur Sünde, als ein großes Hinderniß gegen das Heil, als ein öffentliches Aergerniß in der Kirche, als eine der Unschuld und der Frömmigkeit gelegte Schlinge, als den Triumph der Welt, die der Feind Jesu Christi ist, und als die Herrschaft der Leidenschaften betrachten wird.

Die natürlichste Vorstellung, welche man sich von den Versammlungen des Theaters machen kann, ist die, daß man sie im Gegensatze zu den Versammlungen beurtheilt, in die man sich begibt, um

das Wort Gottes zu hören. Die Neig-
ung, welche zu den einen führt, ist ganz
dem Geiste entgegengesetzt, welcher an-
treibt, in die andern zu gehen. So ehr-
würdig und heilig der Character der
Prediger des Evangeliums ist, so ver-
ächtlich und profan ist der Character der
Comödianten. Was im Theater gespro-
chen, gesungen wird, widerspricht durch-
aus den heiligen Wahrheiten, die in der
Kirche gepredigt werden. Von einer gu-
ten Predigt kommt man mit dem Ver-
langen, besser zu werden, vom Schau-
spiele kommt mit einer geheimen Abneig-
ung vor dem, was sich auf die Fröm-
migkeit bezieht, mit einer Neigung zur
Ueppigkeit, zur Eitelkeit, zur Zerstreuung,
mit lebhaftern Leidenschaften, die ganz
bereit sind, Feuer zu fangen. Entschei-
det man sich auch nicht immer nach einer
Predigt für die Tugend, so fühlt man
sich doch gerührt, erschüttert; und die
durch eine Predigt vorbereitete gute Wirk-
ung wird durch andere hervorgebracht.
Ebenso fühlt das Herz, wenn es sich nach
einem Stücke noch nicht zum Laster ent-

schlossen hat, mehr Neigung dazu, und wird das, was ein Stück begonnen hat, der häufige Besuch des Theaters vollenden. Gleichwie endlich das Verlangen, sich mit dem Worte Gottes zu nähren, einer der unzweideutigsten Beweise der wahren Frömmigkeit ist, so ist die Leidenschaft für die Schauspiele der untrügliche Beweis eines zerstreuten, weltlich gesinnten Herzens, das sich nur mit den Dingen der Erde beschäftigt, und keinen Sinn für das Himmlische hat.

XXV.

Die falsche Philosophie.

„Es gibt Menschen, welche durch die Philosophie verführen, indem sie ihren Irrthum mit diesem so großen, so anziehenden Namen beschönigen und schminken.“
(Bch. 3. K. 4. N. 8.)

Wie alle Wissenschaften ihre Meister und Lehrer, so haben sie auch ihre Quacksalber gehabt: und man kann sagen, daß gerade die Wissenschaften, welche für den Menschen die wichtigsten sind, am Meisten dazu mißbraucht worden sind, um ihn zu

täuschen. Die Philosophie, welche die Wissenschaft des Menschen vorzugsweise, war diesem Mißbrauche mehr als jede andere ausgesetzt. Es hat schätzbare Philosophen gegeben, welche die Wahrheit liebten, sie aufrichtig suchten, sie zu finden begierig waren, um sie zuerst zur Richtschnur für sich selber zu machen, und sie dann Andere zu lehren, und welche zudem auch die nöthige Fähigkeit besaßen, um sie auffinden zu können. Es waren aber ihrer im Vergleiche mit den falschen Philosophen immer sehr wenige, welche sich diesem Studium aus Eitelkeit, aus Eigennutz, mehr um als Weise zu erscheinen, als um es zu sein, widmeten; oder welche sich sogar diesen schönen Namen anmaßten, um einen offenen Krieg gegen die Weisheit und Wahrheit zu führen.

Bei den Griechen, welche die Philosophie so sehr und so lange ausgebildet, sind, wenn man Einige ausnimmt, deren Fähigkeit und gesunden Verstand man nicht umhin kann, zu bewundern, obwohl sie von Irrthümern und selbst sehr gro-

ben, nicht frei sind, alle übrigen Marktschreier gewesen.

Die Einen suchten nur über Alles zu streiten, die Wahrheit zu verhüllen, Alles zu zerstören, ohne Etwas aufzubauen. Von dieser Art waren die Pyrrhonier, die Skeptiker, die Akademiker; unredliche Menschen, welche nur die Absicht hatten, die übrigen Secten zu verwirren, ihnen in ihren Sophismen feine Schlingen zu legen, alle die Hilfsquellen und Kunstgriffe einer mehr witzigen als vernünftigen Dialektik zu zeigen, und welche für Narren gehalten worden wären, wenn man geglaubt hätte, daß sie wirklich von ihrer Lehre überzeugt seien.

Andere traten dem Aristippus und Epicur nach, schworen die Religion und die Vernunft ab, verkannten die Natur und die Würde des Menschen und setzten seinen letzten Zweck in die Vergnügungen des Leibes, und die Weisheit in die Mittel, sie sich mit so wenig Nachtheil als möglich zu verschaffen. Die Regel der Wahrheit lag für sie in den Sinnen, und als Grundursachen der Dinge er-

kannten sie nur die Materie und den Zufall. Eine schöne Philosophie, welche alle Moral vernichtet, keine verständige Ursache will und den Menschen auf den Trieb der Thiere zurückführt!

Andere — die Stoiker sind es, — waren Marktschreier der Tugend; sie übertrieben sie, und machten sie dadurch unausführbar; sie machten ihren Weisen zu einem Wesen, das für alle menschlichen Empfindungen unzugänglich war, das seine Tugend einzig und allein sich selber verdankte, von Allem unabhängig und selbst über die Gottheit erhaben war, deren es nicht bedurfte. Welch ein Hirngespinnst von Weisheit! welch ein Ungeheuer von Stolz!

Das sind die Hauptsecten der Philosophie. Das sind die Erzeugnisse der sich selbst überlassenen menschlichen Vernunft, die Früchte der Muße, der Forschungen und des Scharfsinns des wißbegierigsten, geistreichsten Volkes, dem man die Erfinduug, ja die Vollkommenheit der Wissenschaften und schönen Künste verdankt. Die Systeme der Griechen und

ihre Abschweifungen auf die Physik, die Moral, die göttliche Natur und die unserige sind zahllos. Kaum das längste Leben würde hinreichen, um einen nur etwas ausführlichen Begriff von ihren Ungereimtheiten aller Art zu bekommen und Anderen zu geben: und doch haben wir nur einen sehr kleinen Theil von ihren Schriften, die ganze Bibliotheken ausfüllen.

Beim Entstehen des Christenthums waren die Philosophen marktschreierischer als je. Dieser Stand war ein Gewerbe, um Geld zu gewinnen, ein Mittel, um sich bei Reichen und Großen einzuschmeicheln, um zu Aemtern und Gunst zu gelangen. Sie waren fast im ganzen römischen Reiche verbreitet. Die Christen hatten keine bösartigeren, heftigeren, hartnäckigeren Feinde. Da sie aufgeklärt waren, so mußten sie nothwendig die Stärke der Beweise der christlichen Religion fühlen. Sie verleumdeten und verfolgten sie aber nur um so wüthender. Sie waren zu stolz, um sich ihren Geheimnissen zu unterwerfen und eine Moral

anzunehmen, welche nur die Demuth predigt.

Da sie indeß sahen, daß es eine Religion geben müsse, so erklärten sie sich für die Abgötterei und suchten sie auf alle Weise zu rechtfertigen; die Verehrung der Götter, welche sie im Grunde ihrer Seele verachteten, nahmen sie öffentlich in ihren Schutz; und sie schämten sich nicht, Jesu Christo die Helden der Fabel vorzuziehen. Lieber stimmten sie, ehe sie die Religion annahmen, die man ihnen verkündigte, diese so reine, so heilige, des Menschen so würdige Religion, diese Religion, die so sehr geeignet ist, ihn zu Gott zu erheben, lieber stimmten sie der Zauberei, den Beschwörungen der Teufel und den abscheulichsten Opfern bei.

Alle diese Greuel standen zur Zeit Julians noch in Ehren, als schon mehr als die Hälfte des Reiches christlich war; und dieser von den falschen Weisen unserer Zeit so gerühmte Fürst war selber das schlagendste Beispiel der Unredlichkeit und der philosophischen Marktschreierei. Man darf, um sich davon zu überzeugen,

nur seine Schriften lesen, nur die Hauptzüge seines Lebens verfolgen, und nur bedenken, daß er sich absichtlich äußerlich zur christlichen Religion bekannte, nachdem er sie insgeheim zwölf Jahre vorher abgeschworen hatte.

Der Vermischung der Irrthümer der Philosophie mit den Glaubenslehren des Christenthums ist das Entstehen der meisten Häresien zu verdanken. Ihre Urheber wollten vernünfteln, wo sie nur hätten glauben sollen, sie wollten entweder Plato oder Aristoteles mit dem Evangelium in Uebereinstimmung bringen; sie erneuerten alte Systeme, die, in der Nacht des Heidenthums entstanden, beim Lichte der Offenbarung verschwunden waren. Die Neuerungssucht, die Begierde, sich auszuzeichnen, der Drang, eine Secte zu bilden und sich an der Spitze einer Partei zu sehen, haben sie verführt. Der philosophische Stolz stellte es ihnen als etwas Demüthigendes dar, sich unter das Ansehen der Kirche zu beugen und der Vernunft die Untersuchung unserer Geheimnisse zu untersagen. Daher so viele

Irrthümer über die Dreieinigkeit, die Menschwerdung, die Gnade, die Gnadenwahl, die alle mit den Sophismen einer falschen Dialektik unterstützt wurden.

Nie aber hat man den ehrwürdigen Namen der Philosophie mehr mißbraucht als jetzt, um den ungeheuersten Irrthümern freien Lauf zu lassen. Menschen ohne Sitten, ohne Religion, ohne Grundsätze haben sich für Philosophen ausgegeben; und unter diesem Titel glaubten sie ungestraft alle Wahrheit bekämpfen und zerstören zu können.

Hätten sie sich darauf beschränkt, die christliche Religion anzugreifen, so wäre schon dieß ein sehr großer Mißbrauch der Philosophie gewesen. Denn durften sie sagen, die Liebe zur Weisheit, die Liebe zur Wahrheit, die Liebe zur Tugend habe sie zu diesem Unterfangen angetrieben? Ist ein Einziger unter ihnen, dem die nachsichtigste Bruderliebe diesen Beweggrund zuschreiben kann? Waren Voltaire, Rousseau und alle ihres Gleichen von der Liebe zur Wahrheit, von der Liebe zum Guten beseelt? hat man sie ihretwegen

in Verdacht gehabt? Geben sie nur diese Vorstellung von sich selber in ihren Schriften, worin der Widerspruch, die Spitzfindigkeit, die Verleumdung, die Unredlichkeit, die betrügerischesten Verstellungen herrschen? worin der Stolz, der Eigensinn, die Verspottung, der Sarkasmus allenthalben sichtbar ist?

Sie haben die christliche Religion angegriffen. Betrachteten sie sie aber in ihrem Gewissen als eine menschliche Erfindung? Nein, das darf man kühn behaupten. Hätten sie sie dafür gehalten, dann hätten sie nicht mit den Waffen der Lüge gegen sie gekämpft; sie hätten die Beweise derselben getreulich vorgetragen; sie hätten mit der Zuversicht von Leuten gehandelt, die ihrer Sache gewiß sind, die nichts verhehlen, weil sie sich stark genug fühlen, um auf Alles antworten zu können. Ist das ihr Verfahren? Ich lasse einen Jeden darüber urtheilen, der mit Bedacht das Für und das Gegen gelesen hat. Man hat sie der schreiendsten Verfälschung, der deutlichsten Widersprüche, der handgreiflichsten

Irrthümer und Unwissenheiten überwiesen. Haben sie sie anerkannt? haben sie widerrufen? Durchaus nicht: sie fuhren immer fort mit der äußersten Unverschämtheit; sie antworteten auf keines von den Werken förmlich, worin ihre Irrthümer und ihre Kunstgriffe aufgedeckt wurden. Voltaire hat sich durch Spöttereien, durch grobe Beleidigungen, durch heftige und grimmige Aufwallungen aus der Sache herausgezogen. Rousseau hat nur eine einzige Antwort, nämlich die, daß man ihn nicht verstanden, daß man seine Stellen verstümmelt, weil man nicht sein ganzes Buch angeführt hat; und selbst dann, wenn er behauptet, man habe ihn verleumdet, wiederholt er das, dessen man ihn anklagt, und prägt es stärker ein.

Sie haben die christliche Religion angegriffen. Haben sie aber eine andere an ihre Stelle gesetzt? Denn eine Religion muß es geben und zwar eine geoffenbarte Religion; die Philosophie beweist es. Sie haben sich alle Mühe gegeben, zu zerstören; aber aufgebaut ha-

ben sie nichts. An ihnen lag es nicht, daß das Menschengeschlecht nicht ganz ohne Religion ist.

Man wird vielleicht sagen, sie seien die Apostel der Naturreligion gewesen. Des Naturgesetzes will man offenbar sagen; denn eine Naturreligion gibt es nicht, und kann es nicht geben. Die Naturreligion wäre diejenige, wo die Vernunft allein dem Menschen anzeigte, wie die Gottheit verehrt werden will. So weit reichen nun aber die Erkenntnisse der Vernunft nicht; die Deisten sind gezwungen, dieß zuzugeben.

Sind sie aber wenigstens die Apostel des Naturgesetzes gewesen? Sie haben es fast alle ebenso heftig angegriffen, wie die christliche Religion. Wie viele sind Atheisten, Materialisten, Fatalisten, Feinde der Vorsehung und der Freiheit! Voltaire macht dich frei wie deinen Hund. Ist er nicht ein eifriger Anhänger des Naturgesetzes? Rousseau beschränkt den Menschen in seinem ursprünglichen Zustande der Tugend und der Unschuld auf die Nahrung, auf ein Weibchen, auf die

Ruhe. Sind das nicht schöne Lehren des Naturgesetzes?

Und die Sitten, haben sie diese geachtet? Haben sie hierüber nicht die frechsten Grundsätze aufgestellt, die ein Epicur, ein Aristipp zu äußern nicht gewagt hätte? Haben sie nicht die Wollust mit einer Art Begeisterung als die einzige Triebfeder der großen Handlungen und der Tugenden vertheidigt? Welche Achtung hatten sie vor der Ehe, der Grundlage der natürlichen Gesellschaft?

Aber die Rechtschaffenheit .... Sie kannten keine andere als eine solche, welche ihren Grund im persönlichen Vortheil hat. Damit ist Alles gesagt: sobald der persönliche Vortheil die einzige Richtschnur ist, sind die Geradheit, die Redlichkeit, alle moralischen Tugenden gründlich untergraben.

Haben sie wenigstens das natürliche Ansehen geschont und das bürgerliche Ansehen, welche die zwei Grundlagen der menschlichen Gesellschaft sind? Keineswegs: sie haben die Eltern von der Sorge für ihre Kinder, und die Kinder von der

Achtung und dem Gehorsam befreit, die sie ihren Eltern schuldig sind. Sie haben jedes moralische Band zwischen ihnen zerrissen, sie haben sie von jedem Joche frei gemacht, ihnen keine anderen Gesetze gelassen als die, an welche ein Jeder sich selber binden will, sie haben alle Regierungen als freiwillige Verträge dargestellt, die für jeden Einzelnen nur kraft seines gegenwärtigen Willens, sich dazu verbindlich zu machen, bestehen.

Das ist der Inbegriff der Irrthümer, die man mit dem schönen Namen Philosophie beschönigt und geschminkt hat. Ließ sich die Welt durch diesen schönen Namen täuschen? oder wollte sie sich verführen lassen? Die unkluge, blinde, leidenschaftliche Jugend konnte bis zu einem gewissen Punkte verführt werden. Die meisten Personen von reifem Alter aber, welche gegen die Grundsätze ihrer Erziehung, gegen ihr Gewissen, gegen alle Erkenntnisse der Vernunft und der Religion diesen sonderbaren Abschweifungen beistimmten, waren nicht die Opfer der Verführung. Die Neuerungssucht, die Ruhm-

sucht, die Verderbtheit des Herzens, der Stolz des Geistes haben sie irre geführt.

Unser Jahrhundert ist zwar nicht so nachdenkend, so gelehrt, so tief wie die zwei vorhergehenden Jahrhunderte. Aber man ist im Allgemeinen zu aufgeklärt, um in so grobe Schlingen zu gehen, ohne es zu merken und ohne die Mittel zu haben, sich davor zu bewahren. Und die Häupter der neuern Philosophie sind keine so überlegenen Männer gewesen, daß sie die Nation durch die Schönheit ihres Geistes, durch den Umfang ihrer Kenntnisse, durch die Stärke ihres Urtheils, durch ihre Beredsamkeit und den Adel ihrer Schreibart unterjochen konnten. Was sind sie in allen diesen Hinsichten alle zusammen neben einem Boussuet?

XXVI.

Was gegen die heilige Schrift einnimmt.

„Meinem Hochmuth gefiel die Einfachheit der heiligen Schrift nicht, und mein Geist drang nicht in ihre Tiefe ein.“ (Bch. 3. K. 5.)

Durchdrungen von einem heißen Verlangen nach der wahren Weisheit, nach-

dem er ein Werk Cicero's gelesen, und zugleich wenig befriedigt durch die Schriften der profanen Philosophen, weil er den Namen Jesus Christus nicht darin fand, den er mit der Milch seiner Mutter eingesogen hatte, fing Augustin an, die heilige Schrift zu lesen, um die Weisheit, nach der er so begierig war, aus ihr zu schöpfen. Allein gleich im Anfange brachten ihm zwei Dinge eine Abneigung vor ihr bei. Er fand ihre Schreibart zu einfach, da er an die Beredsamkeit Cicero's gewöhnt war; und er konnte ihren Sinn nicht ergründen, ein so großer Geist er auch war, weil er die nöthige Befähigung nicht besaß, um ihr Verständniß von Gott empfangen zu können. Er verachtete also die Schrift, weil sein Geist eitel, sein Herz verderbt war.

Das sind die zwei Hauptursachen, aus welchen diese göttlichen Bücher, in denen die wahre Philosophie, und Alles was dem Menschen zu wissen nöthig und nützlich, enthalten ist, selbst im Christenthum so wenig gelesen werden. Gute und ausgezeichnete Geister, welche leiden-

schaftlich für einen Plato, einen Cicero und für andere große Schriftsteller des Alterthums eingenommen sind, lesen ungern eine Seite der heiligen Schrift.

Manche lesen sie als Kritiker, als Gelehrte, um geschichtliche, chronologische, geographische Puncte zu erläutern, um den Urtext mit den Uebersetzungen zu vergleichen und sich von der Reinheit und dem buchstäblichen Sinne des Schrifttextes zu überzeugen. Aber die wahre, die ächte Nahrung des Geistes und des Herzens und das, was den Menschen zu Gott erheben und ihn zur Bewunderung der Absichten seiner Vorsehung bewegen kann, darin zu suchen, die Vorschriften seiner Weisheit und das, was man glauben und thun soll, um zur wahren Glückseligkeit zu gelangen, zu lernen, daran denken Wenige. Man wird entzückt über die Moral der Heiden, man bewundert ihren Geist, ihren gesunden Verstand, die Erhabenheit ihrer Gesinnungen, die Lehre des Evangeliums aber wird, sowohl, was die Gedanken als die Art, sie auszudrücken betrifft, gering geschätzt. Man mißt dem

Buche die Schuld bei, während man sie sich selber, seinem Mangel an gutem Willen, seinem verkehrten Urtheile und seinem schlechten Geschmacke beimessen sollte.

Denn war es, um mit der Schreibart zu beginnen, der Majestät Gottes nicht unwürdig, sich zu den Verzierungen der menschlichen Beredsamkeit herabzulassen, ihre Worte und Redensarten abzuzirkeln und schön zu setzen und den Menschen durch die Beobachtung der Regeln einer Kunst zu gefallen zu suchen, die sie erfunden haben? Je höher das, was Gott zu sagen hatte, je reizender es für den Menschen sowohl an sich, als durch das höchste Ansehen dessen war, der sich herabließ, zu ihnen zu sprechen, desto einfacher, vertraulicher, von jeder Ziererei entfernter mußte der Ausdruck sein. Für einen Jeden, der gesund zu urtheilen vermag, ist es einleuchtend, daß die ganze Pracht der Sprache des Plato und des Cicero die Erhabenheit der Schrift herabwürdigen würde. Der heilige Augustin urtheilte selber so, als sein Verstand reifer und erleuchteter war; und er näherte

sich, alle schönen Vorschriften der Rhetorik verachtend, in seinen Schriften und in seinen öffentlichen Reden so sehr als möglich der Einfalt der heiligen Bücher.

Sobald man überzeugt ist, daß diese Bücher Gott zum Urheber haben, sieht man leicht ein, daß sie nicht anders geschrieben werden durften. Gott weiß wahrscheinlich, welche Art und Weise zu reden, ihm zukommt; und wenn nichts der Einfalt seiner Ausdrücke gleichkommt, so hat dieß darin seinen Grund, weil nichts der Majestät seines Wesens nahe kommt. Er wollte nicht, daß wir, wenn wir ihn hören, unsere Aufmerksamkeit auf die Wahl und die Stellung seiner Worte richten, sondern daß wir einzig von der Wahrheit, von der Größe und der Wichtigkeit des Inhalts ergriffen werden sollten.

Was die Gedanken betrifft, so kann, wenn der menschliche Verstand sie gering schätzt, dieß nur daher kommen, weil er sie nicht begreift. Er ist zu niedrig, um sich zu ihrer Höhe erheben, zu beschränkt, um ihren Umfang ermessen, zu stumpf, um ihre Tiefe erforschen zu können. Sein

natürlicher Blick reicht nicht so weit. Er muß vom göttlichen Lichte erleuchtet sein, um die verschiedenen Sinne ergründen zu können, welche der heilige Geist in den Buchstaben der Schrift gelegt hat. Das Evangelium ist wie das alte Testament, das sich darauf bezieht, ein Buch, das für einen Jeden versiegelt ist, der die Augen des Glaubens nicht hat; man versteht es, man findet nur in dem Maße Wohlgefallen daran, als man ein reines Herz hat, als man demüthig und durch das Gebet innig mit Gott vereinigt ist.

Als der heilige Augustin vollkommen bekehrt war und ernstlich nach der evangelischen Vollkommenheit strebte, bekam er von oben das zum Verständnisse der Schrift nöthige Licht. Er las sie in einem andern Geiste und mit andern Augen, weil sein Herz nicht mehr dasselbe war. Er fand das Vortrefflichste der Vernunft, das Erhabenste der Geheimnisse, das Heiligste der Moral darin. Die Schriften der Philosophen, welche er so sehr geschätzt hatte, konnte er nur mehr gering achten, und er wurde selber nur

deßhalb ein so großer Philosoph, ein so großer Theolog, weil er weiter als sonst Jemand in die Tiefe dieser heiligen Bücher eindrang.

Lese sie Jedermann mit derselben Ehrfurcht, derselben Demuth und nehme wie er die Lehre und die Tradition der Kirche zum Führer; man lese sie in der Absicht, das zu lernen, was man zum Heile wissen muß, um seinen Wandel darnach einzurichten. Damit verbinde man, wie der heilige Augustin, das Gebet; und man wird, ein Jeder nach seinem Stande und nach den Pflichten, die er zu erfüllen hat, aller der Erleuchtungen theilhaftig werden, die man nöthig hat. Die dunkeln Stellen dürfen nicht zurückschrecken, weil man immer deutliche genug findet, welche Geist und Herz nähren und befriedigen; und was man nicht begreift, das ist eben nicht mehr für uns nothwendig, oder dient nur zur Befriedigung des Vorwitzes, oder enthält Weissagungen, deren Erklärung andern Zeiten vorbehalten ist.

Was die Moral, welche der für Je-

dermann wichtigste Theil ist, insbesondere betrifft, so begreift man ihre Wahrheit, ihre Schönheit, ihre Heiligkeit nur in dem Maße, als man auf den Wegen Gottes fortschreitet. Das sicherste Mittel, sie recht zu verstehen, ist daher, wenn man sich aufrichtig bestrebt, das, was man begreift, getreulich auszuüben. Die Erkenntnisse werden mit der Frömmigkeit zunehmen, und der Fortschritt des Geistes wird dem des Herzens entsprechen.

XXVII.

Aeußere Zeichen, an welchen man den Betrug erkennen kann.

„Sie sagten mir: Die Wahrheit, die Wahrheit; und sie wiederholten es mir in Einem fort: und die Wahrheit war doch nicht bei ihnen.“ (Bch. 3. K. 6. N. 10.)

Diese großen Versprecher der Wahrheit, die sie nicht besaßen, und es auch gar wohl wußten, waren die Manichäer. Je weiter sie sich von ihr entfernt wußten, desto mehr rühmten sie sich, allein in ihrem Besitze zu sein; und da sie die

Geister nicht durch den Inhalt der Dinge gewinnen konnten, so suchten sie sie durch den Klang zu täuschen. Es ist dieß der Kunstgriff aller Betrüger und Marktschreier gewesen; und obwohl er abgenützt ist, so wenden sie ihn doch noch immer mit Erfolg an.

Augustin verlangte nach der Wahrheit in seinem tiefsten Herzen, wie er in eben dieser Stelle sagt; er suchte sie voll Begierde und Unruhe. Wie hätte er sie aber finden können? Er hatte die Anmaßung, zu glauben, er könne sie selber finden, er suchte sie durch die Anstrengungen seines eigenen Verstandes, ohne Gott anzurufen und ihn zum Führer zu nehmen. Er suchte sie nicht in der heiligen Schrift, die zu lesen er keine Neigung hatte; nicht in der Lehre der Kirche, zu der er noch nicht gehörte, da er noch nicht geneigt war, zu glauben, ohne zu vernünfteln. Er irrte also von Secte zu Secte; er las Alles, was ihm unter die Hand kam; er klopfte, so zu sagen, an allen Thüren an, um endlich die Wohnung der Wahrheit zu finden.

Die Manichäer, die gewandtesten, listigsten, heuchlerischsten und verführerischsten von allen Häretikern, fingen ihn in ihren Netzen. Sie betheuerten ihm, und zwar mit jenem Tone, der einen wißbegierigen, unersättlichen und zugleich unbedachten Geist überredet, die Wahrheit sei nur bei ihnen zu finden; sie trugen ihm ihre Irrthümer mit viel Vorsicht, Verstellung und Milderung vor: sie klopften auf den Busch und gingen nur nach und nach weiter; und es gelang ihnen, sie ihm annehmlich zu machen, so ungereimt und gottlos sie auch waren.

Die tiefe und schwierige Frage über das Böse diente ihnen zur Einleitung. Als sie ihn ganz verlegen wegen der Schwierigkeiten sahen, die sie darbietet, behaupteten sie, ihm die deutliche Lösung in der Existenz von zwei Principien, einem guten und einem bösen, zeigen zu können. Vollends verführten sie ihn durch ihre Beredsamkeit, durch ihre scheinbare Frömmigkeit, durch eine verstellte Sittenstrenge. War er auch nicht ganz überzeugt, so blieb er doch lange im Zweifel,

und es kostete ihm viel Mühe, daraus zu kommen.

Mit Recht überrascht es, wie ein so guter Kopf die Wahrheit in einem Systeme zu sehen meinen konnte, das so offenbar falsch an sich und so lächerlich in seiner Entwickelung ist. Allein gerade die Schärfe seines Verstandes war hier eine Schlinge für Augustin. Er stürzte sich in seine eigenen Schlüsse; die Einwendungen, welche er vollkommen faßte, betäubten ihn; und da er sie nicht widerlegen konnte, wenn er nur ein einziges Princip annahm, so glaubte er nothwendig zwei annehmen zu müssen.

Der Schiffbruch Augustins ist eine Lehre für die jungen Leute, welche sich auf ihren Verstand Etwas einbilden und sich selbst für fähig halten, die spitzfindigsten und schwierigsten Fragen untersuchen, alle Bücher lesen zu können, worin die großen Wahrheiten der Philosophie und der Religion durch verfängliche Sophismen angegriffen werden, und welche, wenn sie sich nun von der Macht der Einwürfe überwältigt sehen, sich dem Un-

glauben in die Arme werfen, in der irrigen Meinung, eine Schwierigkeit, die für sie unlösbar, sei es auch überhaupt für Jedermann. Und nicht bloß den jungen Leuten, sondern Allen überhaupt sei dieß gesagt, welche die Dinge nicht hinreichend erforscht und sich nicht die nöthigen Kenntnisse erworben haben. Wenn sich Jedermann in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen möchte, so wäre die Zahl der Ungläubigen nicht so groß.

Um ihnen behilflich zu sein, von ihrem Irrthume zurückkommen zu können, will ich ihnen hier einige Andeutungen geben, wie sie die Wahrheit von der Lüge unterscheiden können, ohne den Grund der Dinge untersuchen zu müssen. Wir wissen Alle überhaupt, daß die Lüge und die Wahrheit ihre eigenthümlichen Merkmale haben; daß sich jene immer nur mit dem Gewande dieser bekleidet zeigt; und daß Alle diejenigen, welche sagen, die Wahrheit, die Wahrheit, welche sich rühmen, ihre Besitzer zu sein, welche feierlich versprechen, sie Andere zu lehren,

mit Recht vermuthen lassen, daß sie sie selber nicht kennen. Bei alledem ist man nicht hinreichend auf seiner Hut vor den Kunstgriffen, welche die Betrüger anwenden, um zu verführen. Man nehme sich doch die Mühe, sie zu beobachten und sie näher kennen zu lernen; es wird nicht so gar schwer sein, sie an den Zeichen zu erkennen, die ich hier angeben will.

Man mißtraue dem absprechenden, entscheidenden, imponirenden Tone. Die Wahrheit ist bescheiden; sie bildet sich nicht zu viel ein; sie will herrschen, ja, aber durch eine ruhige Ueberzeugung, und nicht durch eine hochmüthige Unterjochung. Die Lüge dagegen ist gebieterisch, voll Stolz und Prahlerei; sie spricht mit der entscheidendsten Miene: sie ist trotzig, hochmüthig, tritt die Vernunft und die Autorität, welche ihr widersprechen, mit den Füßen, und gestattet denen, welche sie anhören, weder einen Zweifel, noch eine Untersuchung.

Man mißtraue dem einschmeichelnden, süßlichen, einnehmenden Tone: er verbirgt immer eine List und die Absicht,

zu täuschen. Die Wahrheit, die sich ihrer selbst gewiß ist, wendet solche niedrige Mittel nicht an, um die Gemüther zu gewinnen. Ihr Ton ist männlich, fest, selbst streng, wenn es sein muß; und nie nimmt sie zur Ziererei und zur verstellten Freundlichkeit ihre Zuflucht.

Man mißtraue dem schwärmerischen, fanatischen Tone, welcher nur die Einbildungskraft zu erhitzen, die Leidenschaften aufzuregen sucht. Die Wahrheit spricht mit Nachdruck, aber sie spricht zur Vernunft; sie regt sie an, ermuntert, rührt sie, ohne wie ein Marktschreier auf Bühnen zu steigen, ohne in die Convulsionen eines Besessenen oder eines Wahnsinnigen zu gerathen.

Man mißtraue Allem, was sich mit dem Aufwand und Gepränge einer eiteln Beredsamkeit ankündigt. Jene so studirten, so gekünstelten Reden, die so voll von feurigen Anreden und Bildern sind, tragen nicht das Merkmal der Wahrheit, welche die rednerische Kunst weniger liebt als die Lüge. Sie hat allerdings ihre Beredsamkeit; ja es ist nichts beredter

als ihre Sprache. Allein diese Beredsamkeit ist natürlich, einfach, ungeschminkt; sie kommt aus dem Herzen; sie ist erhaben, weil sie nicht darnach strebt, es zu sein.

Man mißtraue den Reden, worin die Verwickelung, die Umschweife, die betrügerische Zweideutigkeit, die spitzfindigen und verfänglichen Beweisführungen herrschen; worin nichts definirt wird, oder nur auf eine dunkle, verwickelte, von den angenommenen Begriffen entfernte Weise: das Alles trägt das Gepräge der Lüge, die es nicht wagt, sich offen zu zeigen und sich klar und einfach auszusprechen. Die Wahrheit ist unverhüllt; sie bietet richtige und bestimmte Begriffe dar, die aus dem gesunden Verstande geschöpft, und nicht aus der Spitzfindigkeit genommen sind; sie geht gerade auf ihr Ziel los, und liegt immer offen da; weit entfernt, die Finsterniß zu suchen, ist sie immer bestrebt, sie zu zerstreuen.

Man mißtraue ferner dem beißenden, ironischen, spöttischen, boshaften Tone. Die Lüge ist ihres Erfolges gewiß, wenn

es ihr gelingt, zu gefallen und angenehm zu unterhalten; sie macht sich durch einen witzigen Zug schmackhaft. Wenn man sie aber entlarvt, so ist sie ärgerlich, heftig, aufgebracht; sie beißt, sie zerreißt. Die Wahrheit kann, obwohl sie immer anständig, immer, jedoch ohne Trübsinn, ernst ist, auch manchmal scherzen; nie aber thut sie es in den ernsten Dingen, die sich auf die Religion und die Sitten beziehen. Sie ist aufrichtig, freimüthig, jedem satyrischen und beißenden Zuge feind. Sie greift die Lüge an und wirft sie nieder, aber ohne Verachtung, ohne Hohn, ohne Beleidigung. Sie vertheidigt sich nachdrücklich, selbst warm, aber ohne Galle, ohne Erbitterung, ohne Rachsucht.

Junge Leute, die ihr ein gerades Herz habt, die ihr aufrichtig die Wahrheit suchet, und euch vor den Betrügern bewahren wollet, wendet diese Regeln auf die Personen, mit denen ihr umgehet, und auf die Bücher an, die ihr leset. Es sind dieß lauter Kennzeichen, die euch die Geradheit von der Hinterlist, die Auf-

richtigkeit von der Verstellung, die Wahrheit von der Lüge unterscheiden lehren.

Seid aber vor Allem vor euch selber auf der Hut. Die gefährlichsten Betrüger, die größten Feinde der Wahrheit sind in euren Herzen. Euere Leidenschaften sind es. Alles, was ihnen schmeichelt und sie frei macht, suchen sie euch als wahr darzustellen, und sie bringen euch endlich dahin, daß ihr es auch dafür haltet. Alles, was sie einschränkt, was sie als verwerflich darstellt, suchen sie euch als falsch erscheinen zu lassen. Lasset ihr euch von ihnen nicht verführen, dann könnet ihr nicht leicht durch fremde Kunstgriffe verführt werden. Die Verführung wird wenigstens weder sehr gefährlich, noch von langer Dauer sein: der erste Strahl der Wahrheit wird sie verscheuchen.

XXVIII.

Die Gegenwart Gottes in uns.

„Ich suchte dich durch den Sinn des Fleisches. Aber du warst tiefer als das Innerste in mir, und höher als das Höchste in mir."
(Bch. 3. K. 6. N. 11.)

Augustin, in den Fesseln des Mani-

chaismus liegend, träumte nur Hirngespinnste und körperliche Bilder; und unter diesen Bildern stellte er sich nicht bloß seine Seele, sondern auch Gott selbst vor. Erst nachdem ihn die Gnade bekehrt und erleuchtet hatte, begriff er vollkommen, daß die Seele ein reiner Geist, und daß Gott nicht bloß ein Geist, sondern der Geist der Geister ist, daß er tiefer ist als das Innerste im Menschen, und höher als das Höchste im Menschen, d. h. daß Gott durch seine innige Gegenwart das Innerste sowohl der Leiber als der Seelen durchdringt, und daß er sich durch die Erhabenheit seines Wesens unendlich über die Höhe der erschaffenen Geister erhebt.

Heut zu Tage gibt es keine Manichäer mehr. Aber wie Viele gibt es, selbst unter den Christen, noch, welche nichts für wirklich halten als die körperlichen Substanzen, als das, was man sieht und mit Händen greift; und denen es schwer fällt, sich von der Geistigkeit ihrer Seele und Gottes zu überzeugen. Sie sind ganz Sinn, ganz Einbildungskraft; sie haben

keine Begriffe; sie haben nur Bilder. Die äußern Gegenstände machen auf sie Eindruck, ziehen sie an, nehmen sie ein; darüber hinaus sehen sie nichts. Man spreche zu ihnen von den reinsten Wirkungen ihrer Seele, die von der Materie gänzlich unabhängig sind: sie verstehen dieß nicht, weil sie sich nie von den Sinnen zurückgezogen haben, um über das nachzudenken, was in ihnen vorgeht. Man spreche zu ihnen von der wesentlichen Gegenwart Gottes in Allem, was existirt: man sage ihnen, daß sie in Gott das Leben, die Bewegung und das Sein haben; sie verstehen dieß noch weniger. Sie sind nie in sich selbst eingegangen, um da Gott zu suchen. Wenn sie auch einmal an ihn denken, so stellt sich ihn ihre Einbildungskraft als außer ihnen und entfernt von ihnen vor; es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß sie in ihm existiren, daß ihm alle, auch ihre geheimsten Gedanken gegenwärtig sind, ja gegenwärtiger als ihnen selber: kurz, daß sie von der Gottheit ganz umschlossen, ganz durchdrungen sind, und daß sie, während sie

sich durch ihre unendliche Höhe über sie erhebt, durch ihre unendliche Tiefe innig mit ihnen vereinigt ist.

Gibt es eine gewisse und durch das reinste Licht der Vernunft erwiesene Wahrheit, so ist es diese, da sie eine nothwendige Folge der Einfachheit und der Unermeßlichkeit des göttlichen Wesens ist. Warum ist es nun für den Menschen so schwer, sich davon zu überzeugen? Warum achten diejenigen, welche davon überzeugt sind, fast nicht darauf? Es sind zwei Gründe dafür vorhanden. Der erste ist, weil, wie gesagt, die Meisten nur die äußern Gegenstände schätzen und lieben, das, was den Sinnen, der Einbildungskraft, den Leidenschaften schmeichelt. Darauf richtet sich also ihre Seele ganz und gar hin; sie lenkt alle ihre Fähigkeiten darauf hin; sie beschäftigt sich mit nichts Anderem. Dadurch verliert sie die Gewohnheit, sich an sich selber zu erinnern, über ihre Natur und ihre Wirkungen nachzudenken, sich und Gott kennen zu lernen. Sie ist immer außer sich, folglich außer Gott: jeder geistige Blick, jede

geistige Vorstellung ist ihr fremd; es ist für sie eine Qual, daran zu denken. Am Ende wird sie so grobsinnlich, daß sie glaubt, nur für ihren Leib da zu sein, auf den sie Alles bezieht, sich ganz mit ihm vermischt, und daß sie Liebe und Abneigung nur hinsichtlich der Güter und der Uebel des gegenwärtigen Lebens fühlt, die ihr allein als Güter, allein als wirkliche Uebel erscheinen.

Der andere Grund ist, weil der Gedanke an die Gegenwart Gottes in uns moralische Folgen von einem unendlichen Umfange hat: angenehme Folgen allerdings und tröstliche für die Guten, aber lästige und betrübende für die Bösen. Dieser unendlich klar sehende Zeuge, den man in seinem innersten Herzen hat, dem nichts von dem Geheimsten und Verborgensten, was in uns vorgeht, an keinem Orte, zu keiner Zeit entgeht, der jeden bösen Gedanken, jedes böse Verlangen, jede böse Handlung strenge verdammt, der Alles, selbst ein Wort, ein Lächeln, einen Blick vorhält: dieser Zeuge ist ein lästiger Warner, ein beschwerlicher Tadler,

ein zermalmender Richter für einen Jeden, der kein reines Gewissen hat und es sich nicht angelegen sein läßt, in Allem dem Lichte der Vernunft und der Religion zu folgen.

Man thut daher alles Mögliche, nicht um diesen Zeugen zu entfernen, sondern um sich von dem Gefühle seiner Gegenwart frei zu machen; und weil man sich seinen geheimen Vorwürfen nicht entziehen kann, so lange man in seinem eigenen Herzen wohnt, so meidet man sich sorgfältig, so entfernt man sich von sich selber; man unterdrückt alles Nachdenken, man flieht Alles, was dazu anregen kann; man setzt sich sogar außer Stand, nachdenken zu können, und hält die Augenblicke für glückliche, die man in der Betäubung und in der Trunkenheit zubringt: so sehr fürchtet man, was uns zu Gott zurückführt! Man glaubt sich gegen seine Gerechtigkeit gesichert zu haben, wenn man es dahin gebracht hat, ihn aus seinen Gedanken zu verbannen. Als wenn Gott uns vergessen könnte, weil wir ihn vergessen, und als wenn er

aufhören könnte, uns gegenwärtig zu sein, weil uns seine Gegenwart stört und beunruhigt.

Gleichwohl ist dieß der gewöhnliche Irrthum derer, welche in ihren Sünden ruhig dahin leben wollen. Und diesen Irrthum suchen sie um jeden Preis festzuhalten und sich so jedes Mittel zur Bekehrung zu entziehen. Denn gibt es ein Mittel gegen ihr Uebel, so kann es nur in diesem heilsamen Gedanken liegen, den sie so sorgfältig vermeiden. Wie unglücklich und unendlich zu beklagen wären sie, wenn es ihnen gelänge, ihn in ihrem ganzen noch übrigen Leben vermeiden zu können!

Will man aus dem Stand der Sünde kommen, so gewöhne man sich daran, in sich einzugehen, Gott in seinem Gewissen zu hören, das Auge der Seele immer für das Licht offen zu halten, das er uns zeigt. Dieses Licht ist uns nur in sofern verhaßt, als wir unser Uebel lieben; es ist uns sogleich angenehm, wenn wir uns davon heilen wollen. Ja ich sage, man ist schon mehr als halb

bekehrt, wenn man den Gedanken an Gott nicht fürchtet, und sich gern Allem zuwendet, was ihn erweckt. Eben dieser Gedanke ist, gleichwie er das wirksamste Mittel ist, um uns von der Unordnung zurückzuziehen, auch das geeignetste, uns vor ihr zu bewahren. Habe immer Gott vor Augen, und du wirst nie sündigen; denn wer sollte es wagen, vor dem Angesichte Gottes zu sündigen?

Der Gedanke an Gott erhält uns nicht bloß in der Unschuld, er bildet auch die Annehmlichkeit, den Frieden, die Glückseligkeit des Lebens. Man will es nicht glauben, weil man es nicht erfahren hat. Wenn man aber dem, was uns die Vernunft und der Glaube darüber lehren, keinen Glauben schenken will, so frage man die Personen, welche es gewohnt sind, an Gott zu denken, deren Nahrung dieser Gedanke ist, und die alles Mögliche thun, um ihn nicht aus dem Auge zu verlieren. Ist unter ihnen eine einzige, die nicht mit Freuden bekennt, daß sie ihm die Ruhe und den Gleichmuth ihrer Seele, die Stütze in ihrer Schwach-

heit, den Trost in ihren Leiden und die Linderung derselben, die wahre Freude und Glückseligkeit verdankt, die man auf Erden genießen kann, so kann man dann wenigstens einiger Maßen diese schreckliche Vergessenheit Gottes entschuldigen, in der man dahin zu leben strebt; man kann sogar glauben, daß Gott nicht das höchste Gut, und daß das menschliche Herz nicht für ihn gebildet ist. Für mich wenigstens ist es ausgemacht: wenn das klare Anschauen und der Besitz Gottes die Seligkeit des andern Lebens bildet, so muß der süße Gedanke an Gott die Glückseligkeit des gegenwärtigen Lebens bilden.

XXIX.

Die Vorsehung.

„Du sorgst für einen Jeden von uns, wie wenn er allein wäre; und du sorgst für Alle, wie für einen Jeden."

(Bch. 3. K. 11. N. 19.)

Wenn man Angesichts der Ordnung, welche in der Welt und in einem jeden von den Theilen, woraus sie besteht, herrscht, nicht ohne Ungereimtheit leugnen

kann, daß es eine physische Vorsehung gibt, welche diese Ordnung gegründet hat und sie aufrecht erhält, und deren Aufmerksamkeit sich auch auf die kleinsten Gegenstände der Natur erstreckt, so ist es noch weit ungereimter, keine moralische Vorsehung anzuerkennen, welche über das menschliche Geschlecht überhaupt und über einen jeden Menschen insbesondere wacht.

So unfehlbar diese Vorsehung in ihren Absichten auch ist, so beschränkt sie dennoch unsere Freiheit nicht, und überläßt dem Menschen die Wahl seiner Handlungen. Es muß auch so sein; denn wie gut oder wie bös könnten die menschlichen Handlungen sein, wenn sie nicht frei wären? So setzt denn das Dasein einer moralischen Vorsehung offenbar das Dasein und die Ausübung unserer Freiheit voraus. Es setzt auch eine moralische Ordnung voraus, welcher alle Menschen unterworfen sind, sobald sie guter oder böser Handlungen fähig; unterworfen, nicht durch eine physische Nothwendigkeit, sondern durch eine moralische Nothwendigkeit, welche ihnen die Verpflichtung aufer-

legt, sich nach gewissen Regeln zu richten, die ihnen Gott vorschreibt.

Unzweifelhaft ist es erstens, daß Gott der Urheber dieser Regeln ist, daß er es nicht unterlassen konnte, sie aufzustellen, als er vernunftbegabte und freie Wesen schuf, und daß er ihre Beobachtung gebietet, indem er Lohn verheißt, oder Strafe androht; zweitens, daß ihm keine Handlung, kein Gedanke, kein Verlangen entgeht, mag es nun diesen Regeln entsprechen oder nicht, und daß sich seine Wachsamkeit in dieser Hinsicht auf alle Individuen und auf jedes einzelne bezieht.

Man würde weder einen Begriff von Gott, noch von seiner Unermeßlichkeit, welche ihn Allem gegenwärtig macht, und seiner unendlichen Wissenschaft haben, welche nothwendig von Allem unterrichtet ist, wenn man glaubte, diese so ausgedehnte, so vielfältige Vorsehung könnte ihm die geringste Belästigung, die kleinste Unruhe verursachen, oder er sehe die Dinge nur im Allgemeinen, und nicht auch das Einzelnste. Man hätte, wenn ich es sagen darf, noch weniger einen

Begriff von seiner Heiligkeit und seiner Gerechtigkeit, wenn man sich ihn als gleichgiltig hinsichtlich des Guten und des moralisch Bösen dächte, das in der Welt geschieht, und wenn man behauptete, er belohne weder jenes, noch bestrafe er dieses.

Aber, sagt man, die Tugend leidet ja hienieden; sie wird verachtet, verleumdet. Das Laster dagegen triumphirt; es genießt Reichthum, Ehren, Freuden ungestraft. Und dieß soll die moralische Ordnung sein, die man uns rühmt? Ist denn nicht vielmehr Alles voll Unordnung in dieser Welt?

Diese Schwierigkeit ist nur eine scheinbare; und sie kommt einzig daher, daß man sich keinen vollständigen Begriff von dieser Ordnung macht. Wäre sie auf dieses Leben beschränkt, und erstreckte sie sich nicht darüber hinaus, so hätte man Recht, Gott der Gleichgiltigkeit, oder der Unwissenheit, oder des Unvermögens zu beschuldigen. Allein der Zweck der moralischen Ordnung in Bezug auf das gegenwärtige Leben ist nicht, Alles, was gut ist, zu belohnen, und Alles, was bös

ist, zu bestrafen; er ist, das eine zu gebieten, und das andere zu verbieten; er ist, zu verheissen und zu drohen. Was die Ausführung dieser Drohungen und dieser Verheissungen betrifft, so ist sie einem andern Leben vorbehalten, wo die Tugend ewig glückselig, und das Laster ewig unglückselig sein wird. Die Ordnung wird alsdann unverbrüchlich beobachtet werden; der Mensch wird es nicht mehr vermögen, sie zu stören; der Böse wird ihr wider seinen Willen unterworfen sein; und der Gute wird nicht mehr zu fürchten haben, daß er sie selber verletzen oder daß sie von Andern in Bezug auf ihn verletzt werden könnte.

Unter diesem Gesichtspunkte, in Bezug auf dieses ewige Loos der Seligkeit oder der Unglückseligkeit muß die moralische Ordnung betrachtet werden. Der Mensch ist zu einer ewigen Seligkeit erschaffen: Gott will aber, daß er sie verdiene, weil er sie ihm nur als Lohn geben will. Nichts ist gerechter, nichts der Ordnung entsprechender. In dieser Absicht hat er ihn also für eine gewisse Zeit auf die

Erde gesetzt; er hat ihm Gesetze gegeben, einen Verstand, um sie kennen zu können, einen Willen, der sich frei dazu entschließen kann, sie zu beobachten, ein Gewissen, das ihm seine Treue bezeugt, oder ihm seinen Ungehorsam vorwirft. All der Beistand, der zur Beobachtung dieser Gesetze nothwendig ist, wird ihm freigebig angeboten; er kennt sowohl die Verheißungen als die Drohungen, die damit verbunden sind. Aus einer großmüthigen Güte hat Gott auch der Reue Raum gegeben; und er ist immer bereit, zu vergeben, sobald man aufrichtig zu ihm zurückkehrt.

Er überläßt jedoch einem Jeden von uns sein Verhalten bis zum Augenblicke des Todes; und während dieses Zeitraums läßt er es gar oft zu, daß ihn die Bösen unbestraft beleidigen, daß ihnen ihre Unternehmungen gelingen, daß sie die Guten unterdrücken. Die Ordnung scheint verletzt zu sein; sie ist es wirklich Seitens des Menschen und eine Zeit lang; aber sie ist es nicht überhaupt und an sich, weil die Verheissungen und die

Drohungen für die Guten und für die Bösen unfehlbar stattfinden werden, wenn ihre letzte Stunde gekommen sein wird. Alsdann wird die kurze Prüfung zu Ende sein; das ewige Loos der einen und der andern wird beginnen. Der Theil der Guten wird ein von allem Uebel freies Gut, und der der Bösen ein von allem Gute entblößtes Uebel sein.

XXX.

Die Thränen der heiligen Monica.

„Gehe: es ist nicht möglich, daß ein Sohn, für den du solche Thränen vergießest, verloren gehe.“ (Bch. 3. K. 12.)

Dieß gab ein heiliger Bischof der heftig weinenden Monica zur Antwort, als sie ihn beschwor, für die Bekehrung ihres Sohnes zu wirken. Es ist nicht möglich. Dieser heilige Bischof dachte, so bittere, so unabläßige Thränen, die einen solchen Grund hatten, könnten nur eine Wirkung der Gnade sein; er dachte, die fromme Wittwe, welche sie seit so vielen Jahren vor Gott vergoß, könnte den Herrn nicht vergeblich bitten, und er

müsse früher oder später Thränen erhören, die er selber hervorrief.

Monica bat nur um die Bekehrung Augustins. Gott beabsichtigte, ihr eine weit größere Gnade zu verleihen: Augustin zu einem Manne zu machen, ausgezeichnet durch Weisheit und durch Heiligkeit, zu einem Bischof voll Eifer und Bruderliebe, zu einem der berühmtesten Vertheidiger des Glaubens, zum glänzendsten Lichte der Kirche. Fünfzehn Jahre lang zu beten und zu seufzen, war nicht zu viel für eine solche Wohlthat. Er hatte ferner die Absicht, daß sich die Mutter durch ihre Thränen heiligen solle; deßhalb verschob er es so lange, sie zu erhören; er wollte, die Gebete der Mutter für ihren Sohn sollten eben so nützlich für sie wie für ihn sein.

Wenn man wüßte, wie sehr Gott das Heil und selbst die Heiligkeit der Kinder von den Gebeten und den Thränen ihrer Eltern abhängig gemacht hat: wenn zumal die Mütter, welche mehr Zärtlichkeit für sie haben, diese Zärtlichkeit auf ihren Hauptzweck richteten, auf den, welchen

christliche Mütter vor Allem im Auge haben sollen, so würde sich die Heiligkeit gewisser Maßen mit dem Blute fortpflanzen, und die Kinder würden ihren Eltern ebenso das Leben der Gnade wie das der Natur zu verdanken haben. Wenn es Gebete gibt, welche Gott eingibt, wenn es Gebete gibt, welche er gebietet, und welche er zu erhören bereit ist, so sind es insbesondere die, welche ein Vater oder eine Mutter, nicht für die zeitliche Wohlfahrt, sondern für das ewige Heil ihrer Familie, an ihn richten. Diese Gebete sind so sehr Pflicht für sie, daß ihre eigene Heiligung davon abhängt. Die meisten Gnaden, welche Gott im Stande der Ehe verleiht, verleiht er um der Kinder willen; und der gute Gebrauch, den die Eltern davon machen, ist für sie wie für ihre Kinder ein wirksames Heilsmittel.

Allerdings haben manchmal fromme Eltern Kinder, die es nicht sind; die ihren Lehren und ihren Beispielen nicht entsprechen, und für die ihre Gebete fruchtlos sind. Doch das ist selten; und nach Vernunft- und Wahrscheinlichkeits-

gründen ist es unmöglich, daß diejenigen, welche so inbrünstig wie Monica beten, so vertrauensvoll und so beharrlich, nicht erlangen, um was sie bitten. Welches übrigens auch der Erfolg ihrer Gebete für ihre Kinder sein mag, für sie selber sind sie nie verloren. Sie müssen sie um ihres eigenen Heiles willen verrichten; und erfüllen sie diese Pflicht nicht, so wird Gott Rechenschaft von ihnen fordern, mögen ihre Kinder zum Heile gelangen oder nicht; er wird sie um so mehr von ihnen fordern, wenn ihre Kinder verloren gehen, weil sie nicht für sie gebetet haben.

Nehmen wir an, Monica hätte für Augustin nicht, oder nur schwach gebetet. Wahrscheinlich hätte er sich dann nicht bekehrt; denn er anerkennt in seinen Schriften, daß er seine Bekehrung den Thränen seiner Mutter verdanke. Welch ein unermeßlicher Verlust für die Kirche! Alles das Gute, das Augustin während seines Lebens und nach seinem Tode durch seine Werke gethan, wäre nie geschehen; und obwohl Monica es nicht hätte vor-

aussehen können, so wäre sie doch gewisser Maßen dafür verantwortlich gewesen. Augustin wäre verloren gegangen; wäre aber sie selber zur Seligkeit gelangt? Das ist sehr zweifelhaft. In der Ordnung der Gnadenwahl konnte ihr Heil an das ihres Sohnes gebunden sein; und da sie heilig geworden ist, nachdem sie mit so vielen Thränen um die Bekehrung dieses Sohnes gebeten, wäre sie vielleicht verworfen worden, wenn sie in diesem Punkte gegen die Gnade ungetreu gewesen wäre.

Christliche Eltern, die ihr euere Kinder zärtlich liebet, die ihr ihnen für diese Welt alle möglichen Güter wünschet, die ihr keine Sorgen und Mühen sparet, um sie ihnen zu verschaffen, richtet, ohne deßhalb ihre zeitlichen Vortheile zu vernachläßigen, euere Blicke höher hinauf; denket an ihr ewiges Wohlergehen. Ihr habt nicht bloß Menschen in die Welt gesetzt: sie sind auch Christen; und die Christen sind nicht von dieser Welt; sie gehen nur durch sie. Der Himmel ist ihr Vaterland; für den Himmel habt ihr sie ge-

boren. Beschränket euch nicht darauf, ihnen eine gute Erziehung und gute Beispiele zu geben. Betet für sie; betet inbrünstig; betet unabläßig. Entsprechen sie euren Sorgen nicht; haben sie eine stürmische Jugend; werden sie, wie Augustin, ausschweifend, und laufen sie Gefahr, den Glauben zu verlieren — lasset euch nicht abschrecken: betet nur um so inbrünstiger zu Gott: der Augenblick der Gnade wird kommen. Ihr werdet vielleicht den Trost haben, wie Monica, ihre Umwandlung zu sehen; und sterbet ihr, ehe sie stattfindet, so nehmet ihr doch diese süße Hoffnung mit in die andere Welt.

Denket nur immer an die Antwort jenes heiligen Bischofs; und sprechet voll Vertrauen zu euch selber: es ist nicht möglich, daß ein Sohn, dessen geistigen Tod ich seit so vielen Jahren beweine, für den ich Gott täglich so heiße Bitten darbringe, verloren gehen könne. Vielleicht wird der, für den ihr betet, ein Heiliger und das Werkzeug des Heils vieler Seelen.

Bedenket ferner, daß ihr, wenn ihr für euere Kinder betet, für euch selber betet; daß diese Pflicht eine strenge und unerläßliche Obliegenheit ist; daß euere Heiligung, euer Heil selber daran geknüpft ist. Euere Vater- und Mutterpflichten beziehen sich auf euere Kinder; und ihre Seele ist der Hauptgegenstand derselben. Bestrebet euch also auf alle Weise, sie zu retten, damit ihr wenigstens euere Seele rettet. Es kommt eine Zeit, wo euere Ermahnungen, euere Zurechtweisungen übel aufgenommen werden; wo unfolgsame Kinder euch fast das Recht bestreiten, gebieterisch zu ihnen sprechen zu dürfen. Aber die Gebete sind immer an der Zeit; sie sind bei Gott immer willkommen; und sie wirken mehr Gutes als Zurechtweisungen, die oft nicht von Schärfe und Bitterkeit frei sind. Nicht an euch liege die Schuld, wenn sich einst im Himmel nicht euere ganze Familie um euch versammelt befindet. Ihr werdet euch alsdann ewig glücklich preisen, daß ihr auf doppelte Weise ihre Väter gewesen, sowohl der Seele als dem Leibe nach.

XXXI.

Der Mensch kann sich nur verlieren, wenn er sich selber überlassen ist.

„Was bin ich ohne dich sonst als ein Führer, der sich zum Abgrunde führt?"
(Bch. 4. K. 1.)

Wer spricht so von sich selber, und wer anerkennt es mit so viel Demuth, daß er sich ohne Gott nur verirren und verlieren kann? Einer der größten Geister, eines der redlichsten Herzen, der weiseste, erleuchtetste, der Wahrheit aufrichtigst ergebene Mann, der auf Erden erschienen ist. Die Erfahrung seiner Irrthümer und seiner Unordnungen nöthigte ihn, diese Sprache zu führen; er wußte es, daß er nur durch die göttliche Erleuchtung und Gnade von ihnen zurückgekommen war, und daß er ohne diesen Beistand nie aus dem Abgrund gekommen wäre, in den er sich gestürzt hatte.

Blicke hier Jeder in sich, und lasse sich, wie Augustin, Gerechtigkeit widerfahren; er wiederhole in seinem Gedächtnisse den ganzen Lauf seines Lebens; er

rufe sich alle die falschen, sonderbaren, thörichten Vorstellungen zurück, die ihm in den Sinn gekommen; alle die Leidenschaften, die in seinem Herzen erwacht sind; alle die Versuchungen, denen er ausgesetzt gewesen: und er wird gern zugeben, daß er, sich selbst überlassen, sich nur verirren kann; daß er sich wirklich verirrt hat, so oft er sein eigener Führer gewesen, und daß er, wenn er so glücklich war, keinen falschen Schritt zu machen, dieß nur der Führung Gottes zu verdanken hat.

Der Zustand des Menschen, seine Unwissenheit, seine Schwachheit, die Stärke seiner Neigungen, die Macht der Gelegenheiten und des Beispiels, die unvermutheten Zusammenkünfte, die Verführung der falschen Grundsätze der Welt, endlich die persönliche Erfahrung fast aller Menschen: Alles gibt dieser Wahrheit Zeugniß und macht sie zu einem der gewissesten und augenscheinlichsten Grundsätze der Moral.

Wenige jedoch sind aufrichtig und demüthig genug, um diesen Grundsatz zuzugeben und ihn im Leben zu befolgen.

Man will über Alles selber urtheilen; man will sich selber leiten; man bildet sich auf seine Einsichten und seinen großen Verstand viel ein; man rechnet auf die Festigkeit seines Herzens, auf seine Vorsätze, auf seine Absichten. Man schmeichelt sich, seine Leidenschaften beherrschen zu können. Deßhalb nun setzt man sich Allem aus; man glaubt, man sei zu Allem tüchtig und im Stande, immer für sich bürgen zu können. Weit entfernt, sich Gott zu überlassen und ihm unsere Führung in den schwierigsten und gefährlichsten Umständen des Lebens unbedingt anzuvertrauen, fragt man ihn nicht um Rath, betet man nicht zu ihm, denkt man nicht an ihn, bildet man sich ein, seiner nicht zu bedürfen.

Und es ist doch unzweifelhaft, daß Gott das Licht der Geister und die geheime Triebkraft der Herzen ist, daß jeder gute Gedanke, jede gute Empfindung von ihm kommt. Die Vernunft allein hat die Philosophen gelehrt, daß er in der geistigen Welt das ist, was die Sonne in der sichtbaren Welt; daß er sie er-

leuchtet, erwärmt, belebt. Ohne ihn ist unser Verstand nur Finsterniß, unser Herz nur Verderbtheit. Wir haben alles Gute, das in uns ist, von ihm, Alles, was uns die Tugend kennen lehren und liebenswürdig machen kann; und wenn wir unsere Erkenntnisse und unsere Freiheit recht benützen, so ist auch dieß eine Wohlthat von ihm.

Dazu kommt, daß er allein vermöge seines unendlichen Vorherwissens alle die Gelegenheiten kennt, in denen wir uns befinden können; Alles das, was uns begegnen kann, und was wir unmöglich vorhersehen und abwenden können; die ganze Reihe und den Ausgang der Pläne, die wir machen werden; welches unsere Gedanken, unsere Empfindungen, unsere Handlungen in jedem Falle sein werden; in welchem Zustande uns endlich der Tod überraschen wird; daß er durch seine Vorsehung, die gleichfalls unendlich ist, Alles anordnet, Alles, selbst unsern Willen nach seinem Wohlgefallen lenkt; er vereitelt, wenn es ihm gefällt, unsere durchdachtesten Unternehmungen, so daß wir, weil wir

nie einer Sache vollkommen gewiß sind, eigentlich für gar nichts bürgen können; denn von Allem, was wir vorausgesehen, gefürchtet, gehofft, beschlossen haben, wird nur das geschehen, was Gott will oder zuläßt.

Ferner, Gott kennt unsere wahren Vortheile unendlich besser als wir selber; er betrachtet, er beurtheilt Alles in Bezug auf unser Heil und die Ewigkeit; auf dieses Ziel richtet er Alles hin; er weiß, was uns dahin führen, oder uns davon ablenken kann; er ist allmächtig, um alle Hindernisse zu entfernen und uns alle Mittel zu verschaffen. Uebrigens ist seine Güte gegen uns unendlich; er liebt uns, er will uns selig machen; und wenn wir ihn über uns verfügen lassen, so wird er uns unfehlbar selig machen.

Welche Gründe, wir mögen dabei an ihn oder an uns denken, uns unbedingt seiner Leitung zu überlassen, um nichts zu wollen, nichts zu unternehmen, ohne ihn um Rath gefragt zu haben, um ihn auf alle Weise zu bewegen, er möge uns seinen Willen offenbaren, und um uns

nach ihm zu richten, sobald er uns bekannt ist!

Wer aber überläßt sich Gott so? wer beschwört ihn unaufhörlich, er möge selber ihn leiten? wer legt ihm seinen eigenen Verstand, seinen eigenen Willen zu Füßen? wer macht von seiner Freiheit nur Gebrauch, um sie in seine Hände zurückzugeben? wer überträgt ihm alle seine, selbst zeitlichen Angelegenheiten? und wer will eigenmächtig keinen Entschluß fassen, keinen Schritt thun, nichts unternehmen, was auf seinen Stand, auf die Absicht der Vorsehung mit ihm Einfluß haben kann? Wie Viele gibt es selbst unter denen, die Religion und Gottesfurcht haben, welche sich einzig vom Geiste Gottes leiten lassen, und ihre Andacht von ihren Vorurtheilen, von ihrem Eigensinne, von ihren Launen, von ihrer Einbildungskraft ganz frei erhalten?

Nichts ist seltener; und sieht man, wie die Menschen denken und handeln, so möchte man glauben, sie seien gänzlich für sich allein in der Welt, sie allein hätten über ihr Loos zu entscheiden, oder

meinten es wenigstens, und Gott sei für nichts da, habe gar keinen Einfluß auf ihre Angelegenheiten.

Was ist die Folge davon? Erstens Irrthümer, Unordnungen und Vergehen aller Art, weil Jedermann dem trügerischen Lichte seines Verstandes und dem noch trügerischeren und gefährlicheren Neigungen seines Herzens folgt. Ueberall in der Welt streiten nur falsche Meinungen mit einander, die sich durchkreuzen und zusammenstoßen. Die Häresie, der Unglaube, die Zügellosigkeit, die Bosheit herrschen; und die Menschen stürzen sich überall ihrem Verderben entgegen, weil sie nur ihre eigenen Führer sein wollen.

Zweitens, beständige Verrechnungen; getäuschte Hoffnungen, Pläne, die mißlingen, und die man aufzugeben gezwungen ist; zerrüttete Glücksumstände, und als nothwendige Folge Unruhen, Kümmernisse, schreckliche Verzweiflung; viel Bewegung, Aufregung, Wechsel, nie Frieden, nie Ruhe. So vergeht das Leben, weil man allein der Lenker desselben sein und es nur nach seiner Einbildung ein-

richten will. Und welches ist das Ende von alledem? Ein ewiges Unheil für die meisten Menschen. Werden wir es nun nie einsehen, daß wir keinen größern Feind haben als uns selber, daß wir Niemanden mehr als uns selber mißtrauen sollen, daß Gott unsere einzige Hilfsquelle, unsere einzige Zuflucht, unser einziges Schutzmittel gegen alle zeitlichen und geistlichen Uebel ist, die uns unser blinder Eigendünkel zuzieht?

Ach! wie sehr haben wir Alle Grund, mit dem heiligen Augustin zu sprechen: Was bin ich ohne dich, o mein Gott? was sonst als ein Führer, der sich in's Verderben stürzt? Ueberlassen wir nach diesem demüthigen Geständnisse gleich ihm unsere Leitung den Händen Gottes. Bedenken wir, was Augustin war, ehe er sich ihm überließ, und was er geworden, nachdem er sich ihm überlassen. Dasselbe wird auch bei uns der Fall sein, wenn wir wollen. Wir werden nur in sofern wahrhaft erleuchtet sein, als Gott unser Licht ist, nur in sofern sicher geführt werden, als

er unser Führer ist, und nur durch seinen Beistand zur seligen Ewigkeit gelangen.

XXXII.

Gott allein ist das Band der wahren Freundschaft.

„Es gibt keine wahre Freundschaft außer der, die du zwischen denjenigen bildest, welche durch die Liebe mit dir vereinigt sind.“ (Bch. 4. K. 4. N. 7.)

Wenn diese Behauptung wahr ist, was ist dann von alledem zu halten, was die menschlichen Sittenlehrer, die alten wie die neuern, über die Freundschaft geschrieben haben? Was ist von den Vorstellungen zu halten, die man in der Welt gewöhnlich hievon hat? Der heilige Augustin hat indeß nicht so von der Freundschaft gesprochen, ohne viel darüber nachgedacht zu haben. Dennoch konnte er sich getäuscht haben; eh wir ihn aber des Irrthums beschuldigen, müssen wir die Sache ebenso tief und ebenso gründlich untersuchen, wie er selbst sie untersucht hatte.

Die Freundschaft ist keine wahre,

wenn sie nicht auf die Achtung gegründet ist, und wenn sie nicht beiderseits eine reine und dauernde Anhänglichkeit erzeugt. Die Achtung setzt, wenn sie gerecht und gegründet sein soll, bei den Freunden die Eigenschaften des Geistes und des Herzens voraus, welche den Menschen in seiner Art vollkommen machen, oder wenigstens ihn zu vervollkommnen streben; sie setzt ferner die Unterscheidungsgabe voraus, welche diese Eigenschaften zu erkennen vermag, so wie die Billigkeit, die ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Ebenso muß die Anhänglichkeit, welche die Freundschaft characterisirt, wenn sie rein sein soll, von aller Leidenschaft, von allem persönlichen Vortheil frei sein; und wenn sie dauerhaft sein soll, so muß sie aufrichtig, innig, auf Beweggründe gestützt sein, welche keinem Wechsel unterworfen sind.

Ferner, obwohl die Freundschaft ungeachtet einer gewissen Verschiedenheit der Meinungen und der Neigungen bestehen kann, so ist es doch nothwendig, daß die

Gefühle und Gesinnungen in den wesentlichsten Dingen übereinstimmen, z. B. in denjenigen, welche die Religion und die Rechtschaffenheit betreffen.

Daraus folgt, was selbst die Heiden erkannt haben, daß unter den Bösen, so wie unter den Guten und den Bösen, und unter zwei Personen, welche entgegengesetzte religiöse Ueberzeugungen haben (die Religion ist die wichtigste Angelegenheit des Menschen), keine Freundschaft stattfinden kann, und daß die Freundschaft folglich nur unter zwei Seelen möglich ist, welche Freunde der Frömmigkeit und der Tugend sind.

Sagen wir ferner: da die Seele unsterblich und zu einer Seligkeit bestimmt ist, die nie enden soll, so wäre die Freundschaft auf einen sehr kurzen Zeitraum beschränkt, wenn sie nicht über dieses Leben hinaus bestünde, und wenn der Tod, welcher die Leiber trennt, auch die Seelen trennte, so daß keine Gemeinschaft mehr unter ihnen stattfände. Die wahre Freundschaft darf also kein anderes Ziel haben als die Ewigkeit; ja erst nach dem

Tode ist sie vollkommen, gesichert, unwandelbar.

Ist dem so, wie man denn nicht daran zweifeln kann, wenn man bedenkt, welches die Natur des Menschen, welches sein Zweck ist, welches seine Pflichten, und welches seine Hoffnungen für das andere Leben sind; daß er Gott, welcher sein einziges, sein höchstes Gut ist, über Alles und alles Uebrige nur in Bezug auf ihn lieben soll: so sieht man ein, wie sehr der heilige Augustin Recht hatte, wenn er sagte, daß es keine wirkliche Freundschaft gibt außer der, welche Gott selbst durch die Bande der christlichen Liebe bildet. Das heißt: zwei Personen lieben sich nur in sofern wahrhaft, als sie Gott lieben, und als ihre Liebe zu Gott der Quell, die Grundlage, das Band ihrer gegenseitigen Freundschaft ist.

Nur Gott selber also führt die wahren Freunde zusammen, verbindet, vereinigt sie mit einander — kraft ihrer Vereinigung mit ihm; und ihre gegenseitige Freundschaft besteht so lange, als sie beide Freunde Gottes sind. In dem Augen-

blick, wo einer von ihnen, oder alle beide mit Gott brechen, brechen sie nothwendig mit einander, weil das geheime Band, das ihre Herzen vereinigte, zerrissen ist. Die Sünde, welche ein Feind der Bruderliebe, ist also auch der Feind der Freundschaft; sie zerstört sie von Grund aus und macht das Herz, worin sie wohnt, für sie unfähig.

Um diese Wahrheit vollkommen einsehen zu können, muß man ein Christ, und zwar ein wahrhaftiger und inniger Christ sein. Die fleischlich gesinnten Menschen, die sich ihren Sinnen, ihren zeitlichen Vortheilen hingeben, begreifen sie nicht. Sie kennen keine andere Freundschaft als die, welche die Dinge des gegenwärtigen Lebens zum Zweck hat, als die, bei welcher Gott in keine Rücksicht kommt, und welche durch den Tod des einen der zwei Freunde zerstört wird, so daß dem andern nur ein eitler Schmerz zurückbleibt. Diese Vorstellung hatte Augustin von der Freundschaft, eh ihn Gott erleuchtete, und auf diese Weise hatte er auch in seiner Jugend geliebt.

Sie würden ganz anders denken, wenn sie sich zu den ewigen Wahrheiten, zu den wahren und unwandelbaren Gütern erheben könnten, für welche sie erschaffen sind; wenn sie nach dem Besitze Gottes strebten und ihn in der Hoffnung, ihn einst zu besitzen, hienieden von ihrem ganzen Herzen liebten. Alsdann würden sie einsehen, daß Jemand lieben nichts Anderes heißt, als ihm eben das Gut wünschen, das man sich selber wünscht; daß ihn wahrhaft dauernd lieben, heißt, ihm das allein wahre und dauernde Gut wünschen, welches kein anderes ist als Gott; daß, wenn das aufrichtige und gegenseitige Verlangen nach diesem einzigen Gute die Freundschaft in diesem kurzen Leben beginnt, der Genuß eben dieses Gutes sie im andern Leben vervollkommnen und verewigen wird: daß man sich also auf diese Weise gegenseitig den beseligenden Genuß verschafft, nach dem alle Wünsche, alle Rathschläge, alle Ermahnungen, alle vertraulichen Mittheilungen der Freundschaft streben sollen.

Das Alles wird von den Weltlingen

nur für eine Träumerei gehalten werden; ich schreibe daher auch nicht, um sie in ihren Ansichten zu bestärken, sondern ihnen andere beizubringen. Was sie auch denken mögen, es wird immer wahr bleiben, daß, da das Maß und die Richtschnur der Freundschaft dieß ist: seinen Freund zu lieben, wie man sich selbst liebt, und da der Mensch sich selber nur in sofern wahrhaftig liebt, als er Gott liebt, nothwendig daraus folgt, daß die Liebe zu Gott die ursprüngliche Quelle und die erste Richtschnur aller wahren Freundschaft ist.

Auf diese Weise liebten sich der heilige Augustin und Alipius; auf diese Weise der heilige Basilius und der heilige Gregor von Nazianz. Ihre Freundschaft war ganz auf Gott gegründet; sie wurde in dem Maße stärker und inniger, als sie an Liebe zu Gott und an Heiligkeit zunahmen. Sie hatte kein anderes Ziel als die ewigen Güter. Sie endete nicht mit ihrem Leben. Ihre Seelen lieben sich noch, weil sie in Gott leben; sie werden sich ewig lieben, weil sie ewig

Gott lieben werden. Bei der allgemeinen Auferstehung werden ihre Leiber an dieser Freundschaft auf ihre Weise theilnehmen, und ihre Lieblichkeit wird sich den Sinnen mittheilen. Sie werden sich sehen, sie werden sich gegenseitig ihre Gedanken mittels des Wortes mittheilen, und sie werden sich gegenseitig die Beweise eines reinen und heiligen Wohlwollens geben. Bedenke man es doch, wie sehr die Religion die menschlichen Zuneigungen veredelt, wie sehr sie sie erhebt und heiligt; wie sie ihnen die Ewigkeit und die Unveränderlichkeit Gottes mittheilt.

Aus diesem Allem muß man nothwendig schließen, daß in der Welt nur diejenigen wahre Freunde sein können, welche der Welt in ihrem innersten Herzen entsagt haben, welche sich nur mit ihrem ewigen Heile beschäftigen; für welche dieß ihr wichtigstes, ihr einziges Geschäft ist, und welche sich nur deßhalb vereinigen, um sich gegenseitig zu unterstützen, damit es wohl gelinge: daß alle übrigen Freundschaften entweder verdammlich, oder gefährlich oder unnütz, oder höchstens nur

bloß moralisch gut sind, so daß die Religion keinen Antheil daran hat: daß sie folglich falsch, leer, unfruchtbar, der Auflösung aus der geringsten Ursache ausgesetzt, des heiligen Namens: Freundschaft unwürdig sind; daß sie mit diesem Leben vergehen, das nur ein Blitz, nur ein Traum ist, und daß sie für das andere Leben nichts Anderes bewirken, als daß sie vielleicht zum ewigen Verderben derer beitragen, welche sich hienieden auf solche Weise geliebt haben.

XXXIII.

Die traurigen Folgen der Anhänglichkeit an die erschaffenen Dinge.

„Jeder Mensch, den die Liebe zu den vergänglichen Dingen fesselt, ist unglücklich: sein Herz wird zerrissen, wenn er sie verliert; und nun fühlt er, daß er schon unglücklich war, noch eh er sie verlor."
(Bch. 4. K. 6.)

Die Anhänglichkeit an die vergänglichen Dinge ist einer schrecklichen, aber unvermeidlichen Unannehmlichkeit unterworfen: man muß sich nämlich endlich

von ihnen trennen und sie verlieren. Entweder verlassen sie uns, oder wir verlassen sie. Tausend Zufälle entziehen sie uns, und wenn wir sie auch während des ganzen Lebens ruhig besitzen, so kommt doch der Tod, der uns ihnen entreißt. Immer muß es zu dieser traurigen Trennung kommen, früher oder später; und weil ihr Augenblick ungewiß ist, so muß man sie in jedem Augenblicke befürchten. Wenn unsere Seele unsterblich ist, so ist sie offenbar nicht für solche Anhänglichkeiten gebildet; und wenn sie der Tod, der uns in jedem Augenblicke überraschen kann, einmal für immer unterbricht, so ist es unmöglich, daß sie uns, auch nur einen einzigen Augenblick lang, glückselig machen können.

Doch betrachten wir, was in uns vorgeht, wenn diese so theuern Gegenstände nichts mehr für uns sind. Dieser Verlust ist nothwendig nach Verhältniß unserer Zuneigung schmerzlich für uns; und wenn wir unsere Glückseligkeit darein setzten, so ist es unmöglich, daß wir nicht unglücklich sind, wenn wir sie verlieren.

Alsdann findet eine äußerst empfindliche Zerreißung statt, weil diese Gegenstände an unserer Seele hingen, fest an sie geklebt waren. Diese Vereinigung war nicht einmal eine bloß oberflächliche; sie war tief und innig; so daß der Schmerz der Trennung in das Innerste dringt. Ich sage nichts von der Ueberraschung, von der Beschämung und von dem Aerger, die sich damit verbinden, weil man seine Zuneigung auf Dinge gerichtet hat, die man nur so kurze Zeit besitzen sollte, weil man auf eine Glückseligkeit gerechnet hat, die von so kurzer Dauer und so gebrechlich ist.

Auf diese Zerreißung folgt ein bitteres Leid darüber, daß man sich dessen beraubt sieht, was man auf's Aeußerste liebte, dessen, was man sich mit so großer Mühe verschafft hatte, und das man noch lange zu genießen zuversichtlich hoffte. Zwanzig Jahre lang, sagt der Ehrgeizige, habe ich nach diesem Platze gestrebt; kaum habe ich ihn erreicht, so bin ich schon wieder herabgestürzt, oder ich muß von ihm aus in das Grab hinabsteigen.

Mein ganzes Leben, sagt der Geizige, habe ich damit zugebracht, diese Schätze zu sammeln, diese Güter zu erwerben; ich fange erst an, sie zu genießen, und siehe, schon sind sie mir wieder entrissen. Man hatte vielleicht Alles dafür geopfert, Pflichten, Gewissen, Religion. Umsonst hat man Neigung zu diesen Gegenständen, breitet die Arme über sie aus und thut alles Mögliche, um sie zu behalten. Eine überlegene Macht entreißt sie uns; sie fliehen, sie entrinnen uns, und wir können sie nur mit eiteln Wünschen verfolgen.

Diese schmerzvolle Empfindung macht bald der einen schrecklichen Leere Platz. Das Herz hat nichts mehr, dem es anhangen, in dem es ruhen kann. Es wird von einem heftigen Hunger gequält, und es findet nichts, das ihn stillen könnte; es verschlingt sich gleichsam und verzehrt sich selber. Welches ist der innere Zustand jenes Höflings, der plötzlich seine Stelle, seine Ehre, sein Ansehen verliert; jenes leidenschaftlich Verliebten, dem der Tod oder ein anderes Ereigniß den Ge-

genstand seiner Liebe entreißt; jenes Reichen, der sich plötzlich seines Vermögens beraubt und dem Elende preisgegeben sieht? Was haben sie noch? Welche Entblößung! welche schreckliche Dürftigkeit! welche Wuth und welche Verzweiflung! Alle Tage hat man diese Erscheinnng vor Augen; und man wird doch nicht ergriffen davon, und man denkt doch nicht daran, daß das, was heute Andern widerfahren ist, morgen uns widerfahren kann. Solche Vorfälle scheinen gar keinen Bezug auf uns zu haben, für uns unmöglich zu fürchten sein.

Daß man unglücklich ist, wenn man verliert, was man einzig liebte, das gibt man wohl zu. Man war es aber, fügt der heilige Augustin hinzu, schon, noch ehe man diesen Verlust erlitten. Warum denn? Weil man den Keim seines Unglücks in der unausweichlichen Nothwendigkeit dieses Verlustes trug, weil man ihn nothwendig voraussehen und befürchten mußte; weil man wußte, daß er unfehlbar stattfinden werde, sei es durch den Tod, oder auf irgend eine andere

Weise. Wer nun aber seine ganze Zuneigung einer Sache zuwendet, von der er weiß, daß sie ihm einmal entrissen werden muß, der ist schon deßhalb allein unglücklich, weil er es nicht vermeiden kann, es zu werden, und weil er dieses vollkommen weiß. Könnte, wer sich mit der Gewißheit, daß er Schiffbruch leiden werde, einschifft, ruhig dahin segeln? Sein einziger Ausweg wäre, sich diesen verhängnißvollen Augenblick aus dem Sinne zu schlagen und nicht daran zu denken. Welch ein Ausweg! Alle, die die Welt lieben, haben keinen andern.

Das Maß des Unglücks eines Herzens, das vergängliche Dinge leidenschaftlich liebt, wird dadurch übervoll, weil nichts das Verlorne ersetzen kann, was nicht derselben Unannehmlichkeit ausgesetzt ist. Wird es nach andern Ehren, nach andern Vergnügungen, nach andern Schätzen streben? Diese Güter sind von derselben Beschaffenheit und gleichen Unfällen unterworfen. Ein Weib, Kinder, Freunde sind ebenso wenig ausgenommen. Wenn man sich auch andere verschaffen

kann und ihnen ebenso zärtlich anhangt, der Augenblick der schmerzhaften Trennung kommt doch immer; das ist dann ein zweites Unglück, welches das erste nur schwerer macht.

Das Einzige, was man thun kann, ist, seine Zuneigung nicht dem hinzugeben, was vergehen muß, und nach dem Rathe des heiligen Paulus die Dinge dieser Welt so zu gebrauchen, als gebrauchte man sie nicht. Muß denn aber nicht das Herz doch irgend Etwas anhangen? Ganz gewiß: und eben deßhalb, um Gott anzuhangen, soll es sich von allem Uebrigen losmachen; Gott, der es nie zuerst verlassen wird, und den es nie verlieren kann, wenn es nicht will. Gott allein ist das Gut, dessen Besitz um so gesicherter ist, je mehr man es liebt; er ist allein das Gut, das uns schon durch die Hoffnung, es zu genießen, glückselig macht. Wie sehr sind die Menschen zu beklagen, und wie doppelt blind und unvernünftig sind sie, daß sie die falschen Güter suchen, und das wahre Gut geringschätzen.

XXXIV.

Man soll Gott lieben, seine Freunde in Gott, seine Feinde aus Liebe zu Gott.

„Selig ist, wer dich liebt, wer seinen Freund in dir liebt, und seinen Feind um deinetwillen.“ (Bch. 4. K. 9.)

Wie wahr, wie schön, wie heilig ist diese Moral, welche uns in Gott nicht bloß den Haupt-, sondern auch den einzigen Gegenstand unserer Liebe zeigt und uns die Menschen in ihm lieben lehrt! Dieser kurze Grundsatz umfaßt Alles und erstreckt sich auf Alles. Heut zu Tage wird die Moral der Heiden mehr als je bewundert; man zieht sie unverhohlen der Moral des Evangeliums vor. Nun, man finde doch in der ganzen heidnischen Moral einen Grundsatz, der diesem nahe kommt.

Ist es nicht erstaunlich, daß die größten Geister, daß die redlichsten Seelen (denn ich will gewissen Heiden hier keineswegs ihre moralischen Tugenden bestreiten) nach so vielem Studiren und Forschen nicht entdeckt haben, was zu wissen dem Menschen am Meisten daran

liegen muß, und was aus dem Innersten seines Wesens selbst geschöpft zu sein scheint? Ist in der That Etwas natürlicher, vernünftiger, richtiger, der innersten Neigung des menschlichen Herzens entsprechender, als den Sitz seiner Liebe in das vollkommenste und liebenswürdigste Wesen zu legen, in das Wesen, von dem er Alles bekommen hat, von dem er Alles erwartet, von dem er in jedem Augenblicke in jeder Hinsicht abhängt; als in Gott selber Alle, die unsers Gleichen sind und unsere Freundschaft verdienen, zu lieben: d. h. sie zu lieben, indem wir unsere Liebe zu Gott auf sie ausdehnen, sie aus demselben Grunde in der gehörigen Weise und Unterordnung zu lieben? Die Liebe wird folglich nicht getheilt; sie geht in allen Herzen von einem gemeinsamen Mittelpunkte aus und vereinigt sich wieder darin. Sie ist nicht unordentlich, weil die verschiedenen Grade der Zuneigung ein richtiges Maß befolgen und der Hauptzuneigung unterworfen sind. Sie ist nicht der Leidenschaft, nicht der Laune, nicht der Unbeständigkeit, nicht den Wech-

seln der Zeit unterworfen, weil sie auf einer unveränderlichen, ewigen, über das Fleisch und die Sinne unendlich erhabenen Grundlage ruht.

Was kann ferner vernünftiger sein, als nach den Grundsätzen der christlichen Religion seine Feinde zu lieben, nicht ihrer selbst wegen, da sie uns keinen Beweggrund, sie zu lieben, darbieten, sondern um Gottes willen, dessen Geschöpfe sie wie wir sind, die er geliebt, die er erlöst hat, wie uns, nach deren Heil er eben so sehr verlangt, wie nach dem unsrigen? Er ist immer bereit, ihnen ihre Beleidigungen gegen ihn selber zu vergeben, sich mit ihnen zu versöhnen, ihnen seine Gnade wieder zu Theil werden zu lassen. Sie schaden sich selber, wenn sie ihn beleidigen; er will ihnen durchaus nicht übel; er erwartet von ihnen nur eine Bereuung, nur eine aufrichtige Rückkehr zu ihm, um sie mit Gütern zu überhäufen.

Ist es nicht billig, daß wir dieselben Gesinnungen hegen? Wird nicht Gott zuerst und am Schwersten beleidigt, so oft

uns unser Nächster verletzt? Und da er die Vergebung gewährt, sobald man ihn darum bittet, sollen nicht auch wir sie gleich ihm gewähren? Bedürfen wir nicht für uns selber der Nachsicht Gottes, und bitten wir nicht täglich darum? Wie können wir hoffen, sie zu erlangen, wenn wir sie unsern Brüdern versagen? Warum sollte Gott Etwas gegen uns beobachten, das er uns gegen den Nächsten vorschreibt, dem wir uns aber nicht unterwerfen wollen? Der Grundsatz des heiligen Augustin ist also wahr, vernünftig, billig in allen seinen Punkten.

Wird er ausgeführt, so erhebt er den Menschen über sich selbst und über die Eigenliebe, die ihn kleiner und enger macht. Die Beweggründe, welche er ihm einflößt, beziehen sich alle auf Gott und gehen bis zum ersten Grunde zurück: es ist unmöglich, höher zu streben. Er reinigt seine Zuneigungen, welche alsdann nur ein Ausfluß, eine Ergießung der Liebe sind, die er zu Gott selber hat. Und da alle unsere Sünden von der Unreinheit und der Unordnung unserer Neig=

ungen herrühren, so würde dieser Grundsatz, wenn man ihn getreulich beobachtete, alle Verbrechen von der Erde verbannen, und nur geringe Fehler, Unvollkommenheiten auf ihr lassen, durch die sich der Mensch zur Demuth und zur Ausübung der Tugend ermuntert fühlen soll.

Wie einfach ist ferner diese Moral! Drei Worte enthalten Alles: wenn du Gott liebst, wie du sollst, wirst du auch deinen Nächsten, wirst du dich selbst lieben. Zur Kenntniß dieser Moral und aller ihrer Pflichten sind keine Lehrer, keine Bücher, kein langes und tiefes Studium erforderlich. Ein gewöhnlicher Verstand, eine große Geradheit des Herzens und ein guter Wille reichen hin. Der Mensch darf nur den Willen haben, sie auszuüben, er darf nur Gott demüthig um seinen Beistand bitten, ohne den er nichts vermag, so wird er sie vollkommen in sich selber geschrieben finden. Er liebe nur Gott; er bestrebe sich, ihm in allen Dingen zu gefallen; er scheue sich vor Allem, ihn zu beleidigen; er sei immer achtsam auf das, was Gott zu seinem

Gewissen spricht, so wird er in jedem Augenblicke so hinreichend erleuchtet werden, daß er seine Obliegenheiten erfüllen kann; und sollte er einen Fehltritt thun, so werden ihn geheime Vorwürfe auf seine Schuld aufmerksam machen. Hat er in seinen Zweifeln einen Rathgeber nöthig, so wird ihn Gott an erleuchtete Personen weisen; und er wird es nicht zulassen, daß man ihn zu einem Irrthum verleite.

Nein, die Kenntniß der christlichen Moral ist, obwohl sehr umfassend, doch weder schwierig noch verwickelt; Alles wird darin auf eine kleine Zahl von gewissen und einleuchtenden Puncten zurückgeführt. Ein gerades, reines Herz voll Liebe zu Gott ist von allen Casuisten der erste und sicherste Betreffs der persönlichen Leitung. Und wenn es in den Angelegenheiten des Lebens nicht immer leicht ist, alle Unannehmlichkeiten vorauszusehen und zu vermeiden, so kann man sich doch immer so verhalten, daß Gott nicht beleidigt werde.

Daß die Glückseligkeit der Menschen

schon in diesem Leben von der Beobachtung dieser Moral abhängt, beweisen zwei Dinge deutlich, die Vernunft nämlich und die Erfahrung. Was macht uns unglücklich? Die Eigenliebe. Alles, was den Geist betrübt, Alles, was das Herz quält, entspringt aus dieser einzigen Ursache. Diese Liebe ist der Hauptfeind der Liebe Gottes, weil sie Gott von Allem ausschließt, um sich an seine Stelle zu setzen. Indem uns daher das Evangelium gebietet, Gott über alle Dinge, und alles Uebrige in Bezug auf ihn zu lieben, bezweckt es geradezu, uns glücklich zu machen, weil es die Eigenliebe aus unserm Herzen verbannt.

So einleuchtend diese Folgerung, die ich noch durch viele andere begründen könnte, auch ist, so ist doch die Erfahrung noch entscheidender. Ich berufe mich immer auf die Erfahrung, weil sie der Probirstein, die gewissește und leichteste Regel, Etwas zu bestätigen, ist. Es gab zu allen Zeiten und gibt noch heut zu Tage in allen Ständen gute Christen, welche Gott um seiner selbst willen, ihre

Freunde in Gott und ihre Feinde im Hinblicke auf Gott lieben. Man frage sie, ob sie glücklich sind ungeachtet der Widerwärtigkeiten und der Leiden dieses Lebens, denen sie wie Andere, ja noch mehr als Andere unterworfen sind. Sie werden unbedenklich antworten, daß sie es sind, daß sie nicht die kleinste Sünde begehen möchten, um ihre gegenwärtige Lage irgend abzuändern, so peinlich und schmerzlich sie auch ist. Wer eine andere Antwort gäbe, wäre nicht gesinnet, wie jeder Christ sein soll. Ich gebe es zu, daß die Zahl der also Gesinnten sehr klein ist. Allein wem ist die Schuld beizumessen? Wären ihrer auch noch weniger, so viele wird es doch immer geben, daß dadurch diejenigen beschämt und verdammt werden, welche der Vernunft, der Religion, ihrem Gewissen entgegen die Glückseligkeit anderswo zu finden vermeinen als in der Beobachtung der christlichen Moral. Da, wo sie Gott nicht hingesetzt hat, kann sie nicht sein, sowie sie da sein muß, wo sie Gott hingesetzt hat.

XXXV.

Es ist unmöglich, sich Gott zu entziehen.

„Wohin geht, wer dich verläßt? wohin fliebt er sonst, als von dem Gott voll Güte hinweg zu dem Gott voll Zorn?“
(Bch. 4. K. 9.)

Wozu sich auch der Mensch entschliessen mag, er hat es mit Gott zu thun, entweder als mit einem Vater oder als mit einem Richter: es liegt schlechterdings nichts mitten inne. Das sollten diejenigen aufmerksam betrachten, welche den schrecklichen Entschluß fassen, in der Sünde zu sterben.

Welch furchtbare Wahrheit für sie! Sie wollen Gott entsagen; sie wollen ihn vergessen, und von ihn vergessen werden; sie wünschten, daß es keinen gebe, und sie suchen sich dieß auch durch eitle Vernünfteleien einzureden. Allein was sie auch thun mögen, sie sind und werden immer unter der Hand Gottes, unmittelbar von ihm abhängig sein. Mögen sie sich zum höchsten Himmel erheben; mögen sie in die tiefste Erde hinabsteigen;

mögen sie über die Meere hinausgehen, der Gegenwart, der Macht Gottes werden sie nicht entrinnen. Es steht bei ihnen, sich seiner Güte unwürdig zu machen, und sich ihrer zu berauben; in diesem Falle aber sind sie nicht im Stande, den Pfeilen seiner Gerechtigkeit auszuweichen: sie wird sie wieder finden, wann sie will; mögen sie immerhin fliehen, sich verbergen; nichts wird sie ihr entziehen.

Sie wissen das gar wohl, und sie sind auf alle Weise bestrebt, den Gedanken daran ferne zu halten. Was gewinnen sie aber dadurch? Sie häufen beständig neue Schätze des Zorns auf ihre Häupter; sie verstärken nur den Blitzstrahl, der sie zermalmen soll. Wir verschaffen uns wenigstens Sicherheit während des Lebens, sagen sie; es gelingt uns, ruhig zu sündigen, die ganze Lust zu genießen, die man in der Befriedigung seiner Leidenschaften finden kann. Unglückselige Sicherheit, die sie nur dem verstockten Bestreben, sich zu betäuben und zu verblenden, verdanken!

Diese Sicherheit sichert ihr Verderben und macht es unvermeidlich. Es wandelt ein Mensch auf einem schönen Wege, der zu einem Abgrunde führt. Er weiß es, man hat ihn darauf aufmerksam gemacht; allein der Weg gefällt ihm; und ohne sich um das Ende zu bekümmern, verstopft er sich, um seinen Gang ungestörter fortsetzen zu können, die Ohren und wendet seine Blicke ab. So groß und noch unvergleichlich größer ist die Thorheit des Sünders, der sich gegen den Zorn Gottes dadurch beschützen zu können glaubt, daß er nicht an ihn denkt.

Man bemerke die zwei Extreme, die der heilige Augustin mit einander verbindet; was der verliert, der Gott verläßt, und was er findet. Er verliert das höchste Gut, und er findet das höchste Uebel; er verliert das eine und findet das andere für immer; nie wird er weder seinen Verlust wieder hereinbringen, noch sein Uebel mildern können. Und warum setzt er sich diesem Uebel aus? Warum verliert er dieses Gut? Es ist das unbegreiflich: um einige Augenblicke

lang eine Leidenschaft zu befriedigen, die er doch nie ganz befriedigen können, und die ihn unaufhörlich peinigen wird.

O Gott! ist es möglich, daß man auf eine solche Weise dem reinsten Lichte der Vernunft und des Glaubens entsagt; daß man nicht bedenken will, daß man sich deiner Rache unmöglich entziehen kann, und daß du unfehlbar durch deine Gerechtigkeit über den herrschen wirst, der die Lieblichkeit der Herrschaft deiner Barmherzigkeit nicht genießen wollte? Es ist schrecklich, sagt der heilige Paulus, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen (Hebr. 10, 31.), nachdem man ihn muthwillig gereizt hat. Dagegen ist es unendlich wünschenswerth, in die Hände des Gottes der Erbarmung zu fallen. Der Mensch hat die Wahl auf Erden; er befindet sich zwischen der Erwartung der höchsten Seligkeit und der Besorgniß der äußersten Unglückseligkeit. Der Tod, welcher unvermeidlich ist und in jedem Augenblicke herantreten kann, wird über jene oder diese entscheiden.

Befinde ich mich in diesem Augen-

blicke in einem solchen Zustande, daß ich Alles von der Güte Gottes hoffen kann? Habe ich nicht vielmehr Alles von seinem gerechten Zorn zu fürchten? Ist es mir irgend möglich, ihm zu entrinnen? Nein; durchaus nicht. Wie kann ich also ruhig dahin leben? Wie kann ich, über dessen Haupte das Schwert des göttlichen Grimmes schwebt, noch eine Freude genießen? Droht es mir weniger, weil ich die Augen nicht erheben will, um es zu sehen? Was hält dieses Schwert zurück? Einzig die Güte Gottes; seine Geduld, die erwartet, daß ich mich bekehre. Wenn ich aber nicht anders werden will, oder wenn ich immerfort zögere, so wird die verhängnißvolle Stunde kommen, das Schwert wird auf mein Haupt fallen.

Wie viel Zeit habe ich noch für mich? Ich weiß es nicht; ich kann mir für keinen Augenblick bürgen. Vielleicht habe ich keine Stunde mehr. Wenn ich aber auch Jahre hätte, sie werden doch verfließen: einmal geht doch das letzte zu Ende. Wird mir meine Bekehrung, die Gott jetzt von mir verlangt, dadurch leich-

ter werden, daß ich sie verschiebe, und fortfahre, Sünden auf Sünden zu häufen? Gerade das Gegentheil; mein Herz wird sich verhärten; die Gnade, ohne welche ich nichts vermag, wird minder stark sein; Gott wird sich weiter entfernen, und ich werde mehr Hindernisse zu überwinden haben, um mich ihm wieder nähern zu können. Kann ich im Zweifel darüber sein, was ich thun soll? und bin ich nicht der grausamste Feind meiner selbst, wenn ich, so lange es noch Zeit ist, für mein ewiges Wohl nicht sorge?

O mein Gott! möge der Hinblick auf deine Güte vollenden, was der Schrecken vor deiner Gerechtigkeit in diesem Augenblick in mir beginnt. Es hängt nur von mir ab, in diesem gereizten Richter, den ich vergebens seit langer Zeit fliehe, einen Vater voll Zärtlichkeit zu finden. Ich sehe, daß du, wenn ich mich zu dir hin wende, die Arme mir entgegenstreckest, daß du mich einladest, zu dir zurückzukehren. Werde ich mich weigern, einige Schritte zu machen, um deine Umarmungen zu genießen? Wenn ich unempfind-

lich gegen deine Liebe bin, so verdiene ich, daß diese gröblich beleidigte Liebe selber meiner Verwerfung das Siegel aufdrücke.

XXXVI.
Welches der Ort der Ruhe des Menschen ist.

„Der Ort der unstörbaren Ruhe ist da, wo die Liebe nicht verlassen wird, wenn sie selber nicht verläßt."

(Bch. 4. K. 11. N. 16.)

Wonach streben die Menschen so rastlos und unruhig? Nach der Ruhe, und zwar nach einer solchen, welche nichts trüben kann: ein Beweis, daß die Glückseligkeit in der Ruhe liegt, welche die Folge der Befriedigung der Wünsche der Seele ist. Bin ich zu jener Stelle gelangt, sagt der Ehrgeizige, dann werde ich ruhig sein; ich habe dann Alles, was ich wünsche. Ich werde aufhören, zu häufen, sagt der Geizige, und meine Güter im Frieden genießen, wenn ich es so weit gebracht habe. Eben so spricht der Wollüstige hinsichtlich des Gegenstandes seiner Begierden; und es ist gewiß, daß

diese Sprache alle Menschen führen, die sich ihren Leidenschaften überlassen.

Ich weiß es wohl, daß sie sich in dieser Hoffnung täuschen, mit der sie sich schmeicheln, und daß sie, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, deßhalb doch nicht ruhiger sein werden. Allein davon ist hier nicht die Rede. Was ich darthun will, ist dieß, daß der Hinblick auf eine Ruhe in größerer oder geringerer Ferne der Beweggrund aller ihrer Bemühungen ist, daß dieser sie antreibt und aufrecht erhält; und daß ihre Leidenschaften sie nicht lange täuschen würden, wenn sie ihnen nicht immer diese angenehme Aussicht vorhielten. Ihre ganze List besteht darin, daß sie dieselbe immer weiter entfernen, je weiter man geht, und daß sie unaufhörlich zuflüstern: Geh so weit; so daß man immer nach der Ruhe strebt, und nie zu ihr gelangt. Das ist das wahre Bild des menschlichen Lebens: ein mühvolles und unabläßiges Gehen in der Absicht, bei einem Punkte stehen zu bleiben, zu dem man nie gelangt, weil man ihn immer weiter hinausrückt.

Alle streben also nach der Ruhe, und mühen sich nur, um sie sich zu verschaffen. Sie sind hierin nicht tadelnswerth, da dieß der tiefste Trieb unserer Natur ist. Aber außer der Täuschung ihrer Leidenschaften gerathen sie freiwillig noch in einen andern Irrthum, in eben den, welchen der Spruch des heiligen Augustin ausdrückt. Die Ruhe ist nicht da, wohin sie dieselbe setzen. Sie meinen, sie befinde sich im Genusse der vergänglichen Dinge, welche gewiß ihre Hoffnung vereiteln werden. Nehmen wir nur an, sie erlangen, was sie wünschen. Nehmen wir ferner an, was nie stattfindet, sie sind, nachdem sie es erlangt haben, vollkommen befriedigt, sie wünschen nun nichts mehr; sie werden des Genusses auch nicht überdrüssig. Zum Mindesten können sie sich nicht verhehlen, daß der Gegenstand, der ihnen so theuer ist, ihrer Liebe entrinnen wird; daß diese Beraubung für sie um so empfindlicher sein wird, je mehr sie ihm anhingen, und daß sie spätestens im Augenblicke des Todes stattfinden wird.

Mögen sie es versuchen, wenn es ihnen gelingt, sich durch gute Beweise davon zu überzeugen, daß ihre Seele sterblich ist, und daß mit diesem Leben Alles für sie enden wird. Oder mögen sie, wenn sie sich diese Ueberzeugung nicht verschaffen können, den Mittelpunkt ihrer Ruhe, da sie ja ein dauerndes Bestehen haben, nicht in Dinge setzen, welche kommen und gehen, und welche keine Macht festheften und zurückhalten kann. Gute Beweise, sage ich, müssen sie nothwendig haben; denn in dem Zweifel, ob sie unsterblich sind oder nicht, wären sie Thoren, wenn sie sich an die vergänglichen Dinge klammerten: welche Ruhe könnten sie übrigens im Zustande des Zweifels finden?

Wenn das nur ein Irrthum in Gedanken wäre, dann wäre das Uebel nicht so groß. Es ist aber ein Irrthum im Leben; es ist der bedeutungsvollste Irrthum in der Moral, der Hauptirrthum, die Quelle aller übrigen: ein Irrthum, der eben so schädlich für die menschliche Gesellschaft wie für jeden Einzelnen ist;

schädlich für die Zeit, und noch mehr für die Ewigkeit. Wie kann man sich absichtlich in seinem letzten Zwecke irren, in der einzigen Sache, die für den Menschen wahrhaft wichtig ist, da alles Uebrige für ihn nur in Bezug auf diesen Zweck wichtig sein soll?

Diese Täuschung kann man, so grob und so strafbar sie auch ist, bis zu einem gewissen Punkte in der frühesten Jugend entschuldigen, welche der Anblick der Welt verführt, welche nicht nachdenkt, welche die Heftigkeit der Leidenschaften fortreißt. Daß man sich aber im reifen Alter, ja im Greisenalter von diesem Irrthum nicht durch das Nachdenken, nicht durch die Erfahrung, nicht durch die Gebrechen abbringen läßt, welche uns daran erinnern, daß uns bald Alles verlassen wird: daß man noch Schätze aufhäuft, daß man begierig nach Stellen und Würden strebt, daß man Verbindungen unterhält oder gar bildet, wenn man sich am Rande seiner Grube befindet — das kann man weder entschuldigen noch begreifen.

Wie kann man aber glauben, daß

Gott der Ort unserer Ruhe ist, wenn man schon so lange gewohnt ist, diese Ruhe anderswo zu suchen? Wie kann man an einem so reinen, über die Region der Sinne so erhabenen Gegenstande Geschmack finden, wenn man ganz irdisch, ganz materiell ist? Wie kann man sich mit dem andern Leben beschäftigen, wenn man nur an das gegenwärtige Leben gedacht hat? Wie kann man plötzlich anders werden, sich ganz umformen? Es ist von keiner gänzlichen und augenblicklichen Umwandlung die Rede, sondern von einer solchen, die stufenweise geschieht. Spricht ein Kranker von der Unmöglichkeit, geheilt zu werden, weil ihm die Gesundheit nur nach und nach und durch eine lange Diät zurückkehren kann? Das Gute und das Böse haben in der Moral wie in der Natur ihre, oft langsamen und unwahrnehmbaren, Fortschritte.

Daß diese Umwandlung übrigens schwer ist, daß man sich nothwendig viel abbrechen muß, das gebe ich gern zu. Allein es reicht hin, daß sie nicht unmöglich ist, um sich ermuntert zu fühlen,

alle Mittel zur Erreichung des Ziels zu versuchen. Denn es handelt sich um die Ewigkeit; und es wäre die äußerste Thorheit, vor den größten Hindernissen zurück zu weichen, wenn von einer solchen Sache die Rede ist. Hat man kein Hinderniß auf dem Pfade des Glückes, selbst auf dem Wege der Sinnenlust gefunden? Hat man keines vorausgesehen? Hat man sich durch eines zurückschrecken lassen? Hat man nicht alles Mögliche gethan, um es zu überwinden? Nun, eben so mache man es auch in dem Geschäfte des Heils; und ich bürge für den guten Erfolg.

Ich behaupte kühn, wenn man gewisse Rührungen der Gnade, gewisse Gedanken, die sich von Zeit zu Zeit dem Geiste darbieten, gewisse Abneigungen, die man gar oft fühlt, und die uns wider unsern Willen nöthigen, daran zu denken, ja es tief zu empfinden, daß die Dinge hienieden nicht dazu gemacht sind, daß sie das Herz des Menschen ausfüllen sollen, wenn man in solchen Augenblicken seine Zuflucht zu Gott nähme, wenn man ihn bäte, er möge uns unsere Ketten zer-

reissen helfen, wenn man einige Schritte thäte, um sich ihm zu nahen und ihn uns näher zu bringen, so würde man in dieser Bekehrung nicht so viele Schwierigkeiten finden, als man sich einbildet.

Aber eben das, wird man sagen, ist schwer zu thun; es ist schwer, solche Gedanken, solche Abneigungen zu benützen; es ist schwer, zu Gott zu beten, wenn man ihn fast sein ganzes Leben lang vergessen hat. Oder vielmehr nicht an und für sich ist das schwer, nur es zu wollen, ist schwer. Was soll ich darauf sagen? Meint man, es gebe eine Zeit, wo die Rückkehr zu Gott unmöglich ist? Will man an seinem Heile verzweifeln, und seine Verzweiflung rechtfertigen? Wehe uns, wenn es so weit mit uns kommt: es kann das nur die Wirkung der furchtbarsten Strafe Gottes sein. Da unsrer Seits Alles im Wollen besteht, so bitten wir eben Gott um diesen Willen; wir haben ihn gewisser Maßen schon, wenn unsere Bitte eine aufrichtige ist: geben wir Almosen in dieser Absicht; flößen wir frommen Seelen Theilnahme für uns

ein; versuchen wir Alles, um unser Herz von der Sclaverei der vergänglichen Dinge loszumachen, und es auf den einzigen Ort seiner Ruhe und seiner Seligkeit hin zu richten.

XXXVII.

Die Ursachen, welche uns von der Gegenwart Gottes entfernen.

„Gott ist unserm Herzen auf's Innigste gegenwärtig; allein das Herz hat sich von ihm entfernt. Uebertreter, kehret zu euren Herzen zurück, und hanget dem an, der euch erschaffen hat.“

(Bch. 4. K. 12. N. 18.)

Daß Gott dem Herzen des Menschen auf's Innigste gegenwärtig ist, nicht auf eine bloß natürliche Weise, was eine nothwendige Folge seiner Unermeßlichkeit ist, sondern auf eine moralische Weise, auf eine solche Weise, daß er es erleuchtet, rührt und regiert — das ist eine Wahrheit, welche uns die Vernunft und der Glaube lehren, und von welcher uns das Gewissen fortwährend Zeugniß gibt. Denn was ist die innere Stimme, welche uns

zum Guten ermuntert, welche uns vom Bösen abwendet, welche uns warnt, uns Vorwürfe macht? Diese Stimme kommt nicht von uns, da sie sich oft wider unsern Willen hören läßt, ja gerade dann, wenn wir alles Mögliche thun, um sie zu ersticken. Sie ist also offenbar Gottes Stimme. Und wo läßt sie sich hören? An der geheimsten Stelle des Herzens, am Sitze der Vernunft und der Freiheit selbst, an einem für die Sinne, die Einbildungskraft, die Leidenschaften unzugänglichen Ort, mit einem Worte im Heiligthum der Seele. Diese Stimme richtet uns; sie gibt uns ihren Beifall bei den guten Handlungen, sie verdammt uns bei den bösen, und erhält uns in Ungewißheit und Unruhe bei den zweifelhaften. Sie hat also eine höhere Macht über uns. Und wer sonst als Gott kann in jedem Augenblicke eine solche Macht selbst über das Innerste unsrer Seele ausüben?

Wenn man diese große Wahrheit nie aus dem Auge verlöre; wenn, gleichwie Gott immer dem Herzen auf's Innigste gegenwärtig ist, auch das Herz Gott im-

mer gegenwärtig, immer voll Aufmerksamkeit, um ihn zu hören, immer bereit wäre, ihm zu gehorchen, so würde man ihn nie beleidigen; man würde mit Ehrfurcht und Liebe seinen Willen thun. Diese Uebereinstimmung des Herzens mit der Gegenwart Gottes ist ohne Widerrede seine erste Pflicht, und nichts sollte dem Menschen natürlicher sein.

Es sei ein König seinem Unterthan gegenwärtig, ein Vater seinem Sohne, ein Herr seinem Diener; er beobachte ihn, er spreche zu ihm, er achte auf seine kleinsten Schritte: wird dieser Unterthan, dieser Sohn, dieser Diener nicht vom Gefühle dieser Gegenwart durchdrungen sein? Wird er sich auch nur einen Augenblick lang der Aufmerksamkeit entziehen, die er ihm schuldig ist? Würde er sich nicht lebhaft diesen Mangel an Achtung vorwerfen? Wird diese Achtung nicht für ihn ein Antrieb sein, Gutes zu thun? Wäre er verwegen genug, sich zu vergessen, unter so achtungswürdigen Augen den empfangenen Befehlen entgegenzuhandeln?

Gleichwohl ist hier nur ein Mensch

dem andern gegenwärtig; es ist dieß nur eine äußere Gegenwart, und sie wirkt nur durch die Sinne auf die Seele. Gott aber ist seinem Geschöpfe als der Schöpfer gegenwärtig, dem Nichts als das unendliche Wesen; diese Gegenwart ist eine innere; sie wirkt unmittelbar auf die Seele; sie erstreckt sich auf Alles; sie durchdringt selbst die innersten Absichten. Wie weit mehr Herrschaft und Macht sollte sie nicht über uns haben? Wie leicht und angenehm sollte es nicht auch für uns sein, das Auge unserer Seele auf Gott hin zu richten, und es immer auf ihn geheftet zu halten, wenn wir die Gefühle eines treuen Unterthans, eines gut gearteten Kindes, eines eifrigen Dieners für ihn hätten?

Allein die äußern Gegenstände haben eine außerordentliche Gewalt über die Seele; sie bemächtigen sich ihrer rasch durch die Sinne, sie ziehen sie nach Außen, und entziehen sie dem Innern, worin Gott gegenwärtig ist. Sie beschäftigt sich mit den Gegenständen, welche Eindruck auf sie gemacht haben; sie läßt sich durch ihre Schönheit rühren; sie hat ein Ver-

langen nach ihnen; sie geräth in Leidenschaft und Flamme für sie; sie geht stufenweise so weit, daß sie ihnen ihre ganze Achtung und ihre ganze Liebe weiht. Auf solche Weise vernachläßigt sie Gott, verliert sie ihn aus dem Auge, denkt sie nicht gern an ihn; und wenn er ihr seine Gegenwart fühlbar macht, so verursacht ihr dieß eine peinliche, schmerzliche Empfindung; und sie sucht sich so schnell als möglich davon loszumachen.

Es ist indeß gewiß, daß die äußern Gegenstände nur die Gelegenheit zu dieser Unordnung sind. Ihr Grund ist ein unerklärlicher Hang des Menschen zu Allem, was sinnlich ist; daraus folgt das äußerste Widerstreben, wieder in sich einzugehen, um sich mit Gott zu beschäftigen. Diese Krankheit darf man nicht der Vereinigung der Seele mit dem Leibe, sondern man muß sie der Erbsünde zuschreiben, welche den Geist gewisser Maßen zum Sclaven des Fleisches gemacht hat.

Außer dieser mächtigen Hinneigung zu den sinnlichen Gegenständen ist aber die Seele an und für sich selber einem

andern tiefern und gefährlichern Uebel unterworfen, wodurch sie noch mehr angetrieben wird, sich von Gott zu entfernen: ich meine ihren angebornen Stolz und Streben nach Unabhängigkeit und ihre ausschließliche Selbstliebe. Das eine von diesen Lastern macht ihr jede Unterwerfung unerträglich und treibt sie zur Auflehnung und zum Ungehorsam an; das andere richtet sie nur auf sie selbst, so daß sie Alles auf sich bezieht.

Wenn nun ihre durch die sinnlichen Gegenstände gereizten Leidenschaften ein unordentliches Verlangen in ihr erwecken, und die Stimme des Herrn in ihr sich zugleich vernehmlich macht, der ihr verbietet, sich diesem Verlangen zu überlassen, und ihr mit seinem Unwillen droht, dann verletzt dieses Verbot ihren Stolz, regt ihn auf, empört ihn; sie kann es nicht leiden, sich so beherrscht zu sehen; sie schüttelt das Joch ab und spricht: Ich will nicht gehorchen. Auf solche Weise entflieht sie Gott als ihrem höchsten Herrn, ihrem Gesetzgeber und ihrem Richter; und um sich seiner Macht

ungehinderter entziehen zu können, verbannt sie ihn aus ihren Gedanken.

Ferner, Gott, welcher sieht, daß sich die Seele in der Verfolgung der äußern Gegenstände selbst liebt und sucht, indem sie sich zum Nachtheil der Liebe, die sie ihm schuldig ist, befriedigen will, läßt nun dieß große Gebot an ihr Ohr tönen: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben (Matth. 22, 37.); und dieses Gebot donnert die Eigenliebe nieder. Die Seele aber, empört darüber, daß ihr Gott untersagt, sich selbst auf eine andere Weise als in ihm und in Bezug auf ihn zu lieben, wendet sich ab und entfernt sich immer mehr von einer Gegenwart, die ihr verhaßt ist, weil sie durch sie sich selber entrissen und aufgefordert wird, alle ihre Neigungen der Liebe Gottes unterzuordnen.

Diese verschiedenen Ursachen zusammen, die Versuchungen des Teufels, die Begierlichkeit, der Stolz, die Eigenliebe, welche innerlich wirksam sind, machen der Seele zuerst die Gegenwart Gottes lästig; dann flößen sie ihr Widerwillen und Ab-

neigung dagegen ein. Endlich bringen sie sie so weit, daß sie ihn fast gänzlich vergißt, worauf ein geheimer Glückwunsch folgt, diesen Gedanken verbannt zu haben, und eine Art Wunsch, es möge keinen Gott geben, oder er sie wenigstens nicht sehen und sich nicht mit ihr beschäftigen.

Wie wird sie hinfüro von diesem Schlummer, von diesem geistigen Todesschlafe wieder erwachen? Diese Stimmung des Menschen ist sonderbar und kann nicht leicht erklärt werden. Er flieht sein eigenes Herz, weil er, wenn er wieder in dasselbe einginge, Gott darin fände: sein Herz flieht sich also selber. Wenn es sich aber flieht, wie kann es wieder zu sich zurückkehren? Es gehörte dazu ein Wille, der dem, den es hat, entgegengesetzt ist; und wie kann es durch sich selber einen andern Willen bekommen? Die von Gott entfernte Seele würde auch nie zu ihm zurückkehren, wenn er ihr nicht auf ihrer Flucht nachschriee und sie durch geheime Einladungen zurückriefe. Gott, der ihr immer ungeachtet ihrer Verirrung gegenwärtig ist,

spricht zu ihr: Ungetreue Seele, verlasse diese Gegenstände, denen du nachläufst, kehre zu deinem Herzen zurück, und eben dadurch zu deinem Gott. Kehre dich um; siehe, er ist nicht ferne. Du fliehst ihn, aber er läuft dir nach; du verlässest ihn, aber er sucht dich auf.

Wenn sie auf diese Stimme hin stehen bleibt, wenn sie sich umkehrt; wenn sie sieht, daß ihr ihr Gott so nahe ist, und ihm, voll Scham über seine Güte und ihre eigene Untreue, einen Reueschmerz darüber zu erkennen gibt, daß sie ihn verlassen hat, und ihn demüthig um Vergebung bittet, so ist sie von diesem Augenblicke an bekehrt, so ist sie von Gott wieder begnadigt; die Vereinigung Gottes und des Herzens findet wieder statt: die gegenseitige Gegenwart ist wieder hergestellt. Die Seele braucht sich nur mehr in dieser Gegenwart Gottes zu erhalten, indem sie immer auf ihn hin gerichtet bleibt. Alsdann wird sie, die äußerlich und den sinnlichen Dingen hingegeben war, innerlich, ganz Gott, sich selbst und den geistigen Gegenständen zugewandt.

Sie beharre, sie sündige nicht mehr, da sie sich ja alsdann nach Außen wenden müßte: sie wird sich täglich tiefer in Gott versenken; und ihr beständiger Verkehr mit ihm wird sie heiligen.

XXXVIII.

Durch die Demuth allein wird uns Gott wieder näher gebracht.

„Du nahest dich nur denen, die zerbrochenen Herzens sind, die Hoffärtigen aber werden dich nicht finden.“ (Bch. 5. K. 3. N. 3.)

Man mag Gott als die erste Wahrheit oder als das höchste Gut betrachten, so ist es gewiß, daß die Hauptbedingung, wenn man ihn in der ersten Hinsicht kennen lernen, und ihn in der zweiten besitzen will, die Demuth ist: die Demuth des Geistes, der sich auf seine Kenntnisse nichts einbildet, der sich seine Entdeckungen nicht zuschreibt, und der Gott dafür huldigt: die Demuth des Herzens, das kein eitles Wohlgefallen an sich hat, das sich weder seiner guten Eigenschaften noch seiner Tugenden rühmt, sondern alles Gute, das es in sich sieht, auf Gott bezieht.

Die meisten Philosophen des Alterthums haben sich alle mögliche Mühe gegeben, um Gott kennen zu lernen: sie haben ihre ganze Zeit, alle ihre Studien, den ganzen Scharfsinn ihres Verstandes hierauf verwendet. Ist es ihnen gelungen, ihn kennen zu lernen? Ja, so weit, als es zu ihrer Verdammniß nöthig war; so weit, als es nöthig war, um ihn nicht mit den falschen Gottheiten zu vereinigen, die das Volk anbetete, und die sie selbst mit dem Volke anbeteten. Wie sehr irrten sie aber, von diesem abgesehen, in dem Begriffe, welchen sie sich von dem ersten Grunde aller Dinge bildeten! Keiner von ihnen hat ihn Schöpfer genannt, sondern bloß Baumeister und Werkmeister, der einer Materie eine Gestalt gibt, die er unter seiner Hand findet; mehrere haben seine Vorsehung und sein Vorherwissen geleugnet oder beschränkt; einige haben ihn einem unausweichlichen Verhängniß unterworfen; fast Alle haben sich hinsichtlich seiner Natur getäuscht, und weder seine Geistigkeit, noch seine Unermeßlichkeit erkannt.

Gleichwohl sind dieß keine für die Vernunft unzugängliche Geheimnisse; läßt sie sich von der Offenbarung leiten, so erhebt sie sich zu diesen Wahrheiten, durchschaut sie, beweist sie sich; und wir wundern uns heut zu Tage darüber, daß sie den Forschungen so großer Geister entgangen sind. In der Geometrie und fast in allen Theilen der mathematischen Wissenschaften haben sie die schönsten Entdeckungen gemacht. Die Wissenschaften und die Künste verdanken ihnen das Beste, was sie haben. Was aber für sie zu wissen das Wichtigste war, das wußten sie nicht, oder nur auf eine sehr mangelhafte Weise.

Woher kommt dieß? Daher, weil sie hochmüthig waren, und weil die Hochmüthigen Gott nicht finden. Sie wußten nicht, daß Gott das wahre Licht ist, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt (Joh. 1, 9.); daß uns eben durch dieses Licht die geistigen Gegenstände geoffenbart werden, und daß ohne dasselbe die Augen der Seele nichts sehen. Gott hat ihnen

die übrigen Wissenschaften überlassen, deren Kenntniß nur dazu diente, sie noch stolzer zu machen. Die Wissenschaft dessen, was ihn betrifft, hat er ihnen aber verborgen, weil sie in diesem Studium einzig auf ihre Vernunft rechneten; und es war sein Wohlgefallen, diese zu Schanden zu machen, ihre ganze Schwachheit an's Licht zu bringen.

So verhielt es sich in allen Jahrhunderten. Der Stolz des Geistes, und die Wißbegierde, welche ein Sprößling von ihm ist, haben alle Irrthümer in Sachen der Religion erzeugt. So abgeschmackt diese Irrthümer auch waren, sehr gute Köpfe haben ihnen dennoch gehuldigt. Selbst der heilige Augustin hat sich ungeachtet seiner Liebe zur Wahrheit nicht vor ihnen geschützt. Er hielt Gott für körperlich; er nahm die albernen Träumereien der Manichäer an. Er war zu der Zeit nicht demüthig; er meinte, keine Wahrheit könne seinem Scharfsinne entgehen. Und Gott ließ, um es ihm fühlbar zu machen, daß der menschliche Verstand an sich nur Finsterniß ist, zu, daß

er sich den größten Abschweifungen ergab.

Warum hat man nun heut zu Tage, wo das Licht der Offenbarung einen so hellen Schein über die wichtigsten Gegenstände der Offenbarung verbreitet, und wo man in allen Sprachen so viele Schriften hat, worin sie vollkommen erklärt sind, die Irrthümer des profanen Alterthums über Gott, über die Seele, über das Naturgesetz erneuert und übertroffen? Warum hat die Religionsverachtung in ganz Europa so viele Anhänger erworben? Weil der menschliche Verstand, statt sich auf die göttliche Autorität zu stützen, seinen eigenen Forschungen sich überlassen hat; weil er sich geweigert hat, Gott zum Führer zu nehmen, und weil er sich selbst leiten wollte. In der Wissenschaft der Sitten und der Religion wird sich jeder Forscher, der nur auf seine Kräfte rechnet, immer verirren. Die Erfahrung der Vergangenheit und der Gegenwart bürgt für die Zukunft. Gott ist eifersüchtig darauf, daß die Menschen erkennen sollen, daß er es ist, der

die Geister erleuchtet; er ist eifersüchtig darauf, daß sie ihm die Ehre für ihre Kenntnisse als der Quelle geben, woraus sie dieselben geschöpft haben. Er will, daß sie voll Mißtrauen gegen sich selber an ihn sich wenden, ihn bitten, er möge sie auf den Weg der Wahrheit leiten, und daß sie sich nicht einbilden sollen, allein auf ihm wandeln zu können.

Es ist gewiß für Jedermann wichtig, in den großen Gegenständen der Religion unterrichtet zu werden; es ist dieß der edelste und beste Gebrauch, den man von seiner Vernunft machen kann. Die Absicht Gottes ist, Jeder soll, so weit es ihm eben sein Stand gestattet, nicht bloß Philosoph, sondern Besitzer der Weisheit sein. Die Schlichten finden sie für ihr Bedürfniß hinreichend im Unterrichte der Kirche. Die Uebrigen können ihr eigenes Nachdenken damit verbinden. Wollen sie aber sichere Kenntnisse erwerben, und sich nicht der Gefahr aussetzen, daß sie ihre Einbildungen den Wahrheiten beimischen, die ihnen der bloße Verstand zu erkennen gibt, so mögen sie demüthig sein, so mö-

gen sie es machen, wie der heilige Augustin, der nach seiner Bekehrung seine Zuflucht immer zu Gott genommen hat, um in dem unterrichtet zu werden, was er wissen wollte, der ihm für Alles dankte, was er gelernt, ohne irgend Etwas seinen eigenen Bemühungen zuzuschreiben, und der seine ganze Wissenschaft dem Dienste und der Verherrlichung seines Herrn weihte.

Wenn der Stolz des Geistes den Menschen verhindert, Gott als erste Wahrheit zu erkennen, so verhindert ihn die Aufgeblasenheit des Herzens noch mehr, ihn als höchstes Gut zu besitzen. Gott theilt sich keinem Herzen mit, das voll von Selbstschätzung und Selbstliebe, von eiteln Hoffnungen und von einem noch eitlern Selbstvertrauen aufgeblasen ist; keinem Herzen, das sich seine Glückseligkeit selber bereiten, und es nur den Gegenständen verdanken will, die seiner Eigenliebe schmeicheln. Eine so beschaffene Seele denkt gar nicht daran, daß Gott das höchste Gut ist; und weit entfernt, nach seinem Besitze zu streben, flieht sie ihn, so sehr sie kann.

Es hat daher auch im ganzen Alterthum keinen einzigen Philosophen gegeben, welcher glaubte, daß Gott das höchste Gut, der letzte Zweck des Menschen ist, und daß er nur in seinem Besitze glückselig sein kann. Gibt es gleichwohl eine Wahrheit, welche die Vernunft, das innerste Bewußtsein und die Erfahrung darthut, so ist es diese. Warum ist diese Wahrheit, die Grundlage der Moral, verkannt worden? Weil der Mensch wollte, seine Glückseligkeit solle von ihm selber abhängen, und weil er, statt sich auf Gott zu beziehen, Alles auf sich bezog. Gott gebe mir das Leben, sagten die alten Philosophen; er gebe mir den Reichthum: die Gleichmüthigkeit will ich mir selber verschaffen.

Dämpfen wir diese Aufgeblasenheit; zerbrechen, zermalmen wir unser Herz; denken wir von uns, wie wir sollen; anerkennen wir unsere Untüchtigkeit und folglich auch die aller erschaffenen Gegenstände, uns glückselig zu machen. Alsdann wird Gott dieß von der Liebe zu sich selbst und zu den Geschöpfen leere

Herz ausfüllen, das Feuer der göttlichen Liebe darin entzünden, die unsere Glückseligkeit auf Erden beginnen und im Himmel vollenden wird.

XXXIX.

Wenn man Gott finden will, muß man ihn mit herzlicher Frömmigkeit suchen.

„Sie sagen viel Wahres vom Geschöpfe; aber sie suchen nicht gottesfürchtig die Wahrheit, welche der Urheber des Geschöpfes ist. Darum finden sie sie nicht; oder wenn sie Gott durch den Verstand finden und erkennen, so ehren sie ihn nicht als Gott." (Bch. 5. K. 3. N. 5.)

Das ist der Character und zugleich das Verdammungsurtheil aller Philosophen außerhalb der wahren Religion und Aller derer, die es im Christenthum unternahmen, die Philosophie von der Religion zu trennen. Man wird mir verzeihen, wenn ich auf diesen Gegenstand zurückkomme, da mir der heilige Augustin die Gelegenheit dazu gibt, und wenn ich manchmal dieselben Gedanken wiederhole. Nichts ist nothwendiger

heut zu Tage, als die wahre und die falsche Philosophie zu erkennen zu geben und allgemein recht zu überzeugen, daß diejenigen, welche sich durch die Philosophie für berechtigt halten, den Unglauben zu vertheidigen, indem sie sagen: Wir sind Philosophen, und keine Theologen, eben so sehr Feinde der Philosophie als der Theologie sind.

Die Philosophen haben also sehr schöne Entdeckungen in Bezug auf das Geschöpf gemacht und ihre Kenntniß verbreitet. Sie sind mit einem wißbegierigen Auge durch die ganze Natur gegangen, und sie haben sie in allen ihren Erzeugnissen, in allen ihren Bewegungen, in allen ihren Gesetzen erforscht. Von den Wölbungen des Himmels an bis zu den Eingeweiden der Erde haben sie Alles gemessen, gewogen, berechnet. Durch ihre Darlegungen, ihre Systeme, ihre Beobachtungen haben sie sich den Ruf großer Geister erworben.

Nicht zufrieden damit, die Wissenschaften und die Künste zu erfinden oder zu vervollkommnen, haben sie sich auch

angemaßt, die Menschen zu regieren, ihnen Gesetze zu geben, die Mißbräuche abzuschaffen; sie haben geglaubt, bewirken zu können, daß der Frieden und die Tugend unter den Völkern blühen. Es sind das allerdings große Absichten, alles Lobes würdige Pläne.

Solche Forschungen und solche Studien mußten sie natürlich zur Kenntniß Gottes entweder als des Urhebers der Natur, oder als der Urquelle der Moral und der Gesetzgebung führen. Denn alle Wissenschaften ohne Ausnahme, die metaphysischen wie die physischen, die moralischen wie die politischen, hängen von dieser ersten Wahrheit ab; sie fließen aus ihr; sie führen zu ihr zurück.

Da aber diese Philosophen Gott nicht mit aufrichtiger Frömmigkeit gesucht haben, so fanden sie ihn theils nicht und verwirrten sich in ungereimte und gottlose Systeme, wo der Schöpfer der Welt, wo das Licht, das alle Geister erleuchtet, wo der Urheber, der Beschützer und der Bürge der Gesellschaft für nichts gerechnet wird. Diese konnten wohl einige

einzelne Wahrheiten entdecken; aber sie nahmen ihre Verkettung und ihren Zusammenhang nicht wahr, weil sie sie von der allgemeinen Wahrheit trennten, welche sie alle mit einander verbindet, und von welcher sie ihre Stärke und ihre Klarheit haben.

Theils zweifelten sie, ob das höchste Wesen existire, oder ob man gewisse Beweise von seinem Dasein haben könne. Daher ihre endlosen Streitigkeiten sowohl über diesen Gegenstand als über die Wahrheiten, welche davon abhängen. Daher die Secten der Akademiker, der Pyrrhonier, der Skeptiker, der Akataleptiker, endlich Aller derer, welche behaupteten, es gebe nichts Gewisses, Beweisbares, Begreifliches.

Diejenigen aber von den Philosophen, welche zu einer mehr oder minder deutlichen Kenntniß des wahren Gottes gelangt sind, haben sich kaum weniger schuldig gemacht als die andern. Die menschliche Rücksicht hat sie unterjocht; sie haben ihm die Huldigung versagt, von der sie wohl wußten, daß sie ihm gebühre;

und sie haben gleich dem unwissenden Pöbel Gottheiten geopfert, deren sie in ihrer Seele spotteten. Wer könnte in dieser Hinsicht Pythagoras und seine Schüler, Plato, Xenophon, die ganze socratische Schule und Socrates selbst rechtfertigen oder entschuldigen?

Die Quelle des Uebels ist, weil alle diese aufrichtigen oder verstellten Liebhaber der Weisheit, da sie Gott nicht suchten, wie sie sollten, auch nicht verdient haben, daß er sich ihnen offenbare, oder ihnen die nöthigen Gnaden verleihe, um ihn öffentlich bekennen und der Abgötterei gegenüber verherrlichen zu können. Aber was heißt denn, Gott suchen, wie man soll? Es heißt, ihn mit dem aufrichtigen Verlangen, ihn kennen zu lernen, mit geradem Herzen, mit einem demüthigen Mißtrauen gegen seine eigenen Einsichten, mit dem Vorsatze suchen, ihm die Verehrung zu erweisen, welche er seiner Natur nach verlangt, und seinen Gesetzen zu gehorchen. Hätten ihn die heidnischen Philosophen so gesucht, dann hätten sie sich nicht die gerechten Vor-

würfe zugezogen, die ihnen der heilige Paulus macht (Röm. 1, 18—32.); ihre Finsterniß hätte sich zerstreut; sie wären weiser, tugendhafter, religiöser, für das Volk nützlicher gewesen, das sie dann aus seinem Irrthum gerissen hätten; sie wären endlich Christen gewesen vor der Geburt Jesu Christi und in den zum Heile nothwendigen Wahrheiten unterrichtet wie Job.

Die Verblendung aber, oder vielmehr die Bosheit der Philosophen unserer Tage ist doch noch weit beklagenswerther. Wenn man ihnen zugestände, daß sie viel Wahres in Bezug auf das Geschöpf geschrieben und bekannt gemacht; wenn sie hinsichtlich aller Gegenstände der rein natürlichen Wissenschaften die Grenzen der menschlichen Kenntnisse erweitert hätten, so kann man doch nimmermehr von ihnen sagen, daß sie Gott mit kindlicher Liebe gesucht haben. Im Gegentheil, alle arbeiteten dahin, dem Menschengeschlechte die Erkenntnisse zu entreißen, welche es in dieser Hinsicht der Vernunft und der Offenbarung verdankte. Alle waren fest

entschlossen, die erste Wahrheit aus der Welt zu verbannen; oder gestanden sie Gott das Dasein zu, so entrissen sie ihm doch die unbestreitbaren Rechte, die er als erster Anfang und als letztes Ziel über den Menschen hat. Die gemäßigsten unter ihnen machten ihm die Macht streitig, den Menschen seine Absichten und seinen Willen auf eine außerordentliche Weise und anders als durch das Organ der Vernunft zu offenbaren, sie zu verpflichten, unbegreifliche Wahrheiten auf sein Wort hin, das durch Wunder unterstützt wurde, zu glauben, und ihnen die Art und Weise, wie er geehrt werden wollte, vorzuschreiben.

Sie wären nicht zu entschuldigen, wenn sie so unvernünftige und irreligiöse Systeme in der Kindheit der Wissenschaften und der Künste, mitten in der Finsterniß der Abgötterei, unter barbarischen oder wilden Völkern hervorgebracht hätten. Wie viel weniger sind sie es, da sie dieselben in dem erleuchtetsten Jahrhundert, im Schooße der gebildetsten Nation,

mitten im reinsten Lichte des Christenthums in die Welt geschleudert haben!

Wenn man je die Augen über eine so ungeheuere Verirrung öffnet, wird man dann nicht eine offenbare Züchtigung Gottes darin erkennen, welcher auf eine furchtbare Weise den bösen Gebrauch bestraft hat, den so viele gute Köpfe von ihren Talenten gemacht, indem sie dieselben dem Stolz, der Eitelkeit, der Wollust weihten? Einige wollten vielleicht Anfangs nicht so weit gehen, als sie gegangen sind. Einmal aber der Verblendung und ihren zügellosen Leidenschaften überlassen, durchbrachen sie alle Schranken, warfen sie alle Scham von sich; und sie predigten öffentlich die ausgelassenste Ausschweifung, die gänzlichste Unabhängigkeit, den vollständigsten Unglauben.

Ich für meine Person gestehe, daß mir das Uebermaß ihrer Abschweifungen als unbegreiflich erscheint, und daß mich dieß Geheimniß einer undurchdringlichen Vorsehung, welche den Menschen den Irrthümern seines Geistes und der Verderbtheit seines Herzens überläßt, mehr

in Erstaunen setzt als die höchsten Wahrheiten der christlichen Religion. Die Vernunft ist nicht minder eine Gabe Gottes als der Glaube; und wer den Glauben verachtet und ihn zu verwerfen sich erkühnt, der macht von seiner Vernunft einen sacrilegischen Mißbrauch, durch welchen er verdient, daß es Gott zuläßt, daß er sich immer blinder macht.

XL.

Die Kenntniß Gottes ist allein nothwendig, allein hinreichend.

„Unglücklich ist', wer alles Andere kennt, nur dich nicht. Glücklich ist, wer dich kennt, wenn er gleich alles Andere nicht kennt." (Bch. 5, K. 4.)

Der menschliche Geist hat die Bestimmung, daß er erkenne, gleichwie das Herz die Bestimmung hat, daß es liebe. Wenn das natürliche Verlangen, zu wissen, auf die Gegenstände gerichtet ist, deren Kenntniß nothwendig oder nützlich, übrigens aber in gerechten Schranken bleibt, so verdient es so wenig einen

Tadel, daß es vielmehr des Lobes würdig ist. Die Hauptsache ist, daß es vor Allem auf das gerichtet werde, was zu kennen für den Menschen schlechthin wichtig ist, und es hinsichtlich der übrigen Dinge nur im gebührenden Maße und Unterordnung zu befriedigen.

Die ganze Natur, alle Wissenschaften, alle Künste, selbst die, deren Zweck das Vergnügen ist, sind ein unsern Forschungen offen stehendes großes Feld: Gott untersagt uns nur solche Kenntnisse, die entweder eitel oder schädlich sind. Aber auch bei den guten ist eine Ordnung zu beobachten; die wichtigeren müssen voran gehen; und es ist einleuchtend, daß denjenigen der erste Platz einzuräumen, welche Gott und unsere Pflichten gegen ihn betreffen. Die übrigen Kenntnisse, so nützlich, ja sogar nothwendig für das Leben und die Erhaltung der Gesellschaft sie auch sein mögen, dürfen doch erst nachher kommen. Was diejenigen betrifft, welche bloß den Wissensdrang befriedigen und nur zur Bereicherung des Gedächtnisses und zur Ausschmückung des Geistes die-

nen, so darf man sich ihnen nie gänzlich hingeben, sondern ihnen eben nur überhaupt obliegen, mit großer Vorsicht jedoch und ohne Nachtheil für das, was wir als Menschen und Christen unserm Stande und unsern Obliegenheiten gemäß wissen müssen. Wenn diejenigen, welche natürliche Anlagen und Neigung zu den Wissenschaften haben, welche Zeit zum Studiren haben, welche sogar ihr Stand dazu verpflichtet, in der Eintheilung ihrer Studien und in der Zeit, die sie ihnen weihen, die strenge Regeln befolgten, welche ihnen Gott und die Vernunft vorschreiben; wenn sie den Hang unterdrückten, der sie zu den Gegenständen hintreibt, welche für die Wißbegierde anziehend sind; wenn sie sich bestrebten, sich in dem auszuzeichnen, was zu ihrem Berufe gehört; wenn selbst diejenigen, deren Studien frei sind, ihre Wahl auf gewisse Zweige der Kenntnisse, das Nützliche dem Angenehmen vorziehend, beschränkten; wenn sie sich lieber einen gründlich aneigneten, als viele oberflächlich berührten, wie viele Mißbräuche fielen dann weg! wie viele Vortheile würde

das Menschengeschlecht aus also geordneten Studien ziehen! Es wäre ein Jeder in seinen wesentlichen Pflichten, in dem unterrichtet, womit er ohne Nachtheil für sein Gewissen nicht unbekannt sein kann. Jeder Beruf hätte geschickte und in ihrer Art vollendete Männer; die Studien, welche nur zur Unterhaltung dienen, würden die Pflichten nicht benachtheiligen, und wären nur eine Erholung des Geistes, oder eine anständige Beschäftigung in unserer geschäftsfreien Zeit; man würde weniger suchen, viel zu wissen, als gründlich zu wissen; die Kenntnisse würden die Seele erheben, das Urtheil bilden, wären für die Religion und die guten Sitten nützlich, für die Bedürfnisse, die Verschönerung, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft dienlich; und die Gelehrten wären nicht, wie sie es oft sind, unnütze, oder für die Staaten gar gefährliche Menschen.

Eine andere Regel, die auch nothwendig beobachtet werden muß, wenn man die Wißbegierde im Zaume halten und den Uebeln begegnen will, die sie verur-

sacht, ist die, daß man sich im Studium der hohen und schwierigen Gegenstände das rechte Ziel zu setzen weiß; daß man sich nicht der Gefahr aussetzt, sich zu verirren, indem man zu tief eindringen will; daß man sich die eiteln, unnützen oder zu spizfindigen Fragen untersagt; daß man sich vielmehr an das Wirkliche hält, indem man den Meinungen, Vermuthungen und Systemen so wenig als möglich einräumt; daß man endlich die Ueberzeugung hat, daß es nicht einer der kleinsten Theile der menschlichen Wissenschaft ist, wenn man weiß, daß man nichts weiß, und warum man nichts weiß, und daß es einer der besten Beweise eines redlichen Gemüthes ist, wenn man diese Art von Unwissenheit ohne Erröthen gesteht. Das ist die weise Mäßigung, welche der heilige Paulus so sehr empfiehlt. Welche Irrthümer und selbst welche Lächerlichkeiten würde sie den Philosophen, den Theologen und den Gelehrten aller Art erspart haben!

Durchdringen wir uns recht mit dem Grundsatze des heiligen Augustin: Un-

glücklich ist, wer, wenn er gleich Alles Uebrige kennt, Gott nicht kennt; glücklich ist, wer Gott kennt, wenn er auch alles Uebrige nicht weiß. Der erste Theil dieses Grundsatzes wird uns, wenn wir ihn recht durchdenken, von der Eitelkeit der Wissenschaften, wenn man sie an und für sich und ohne Bezug auf Gott betrachtet, überzeugen; er wird uns lehren, daß wir uns auf ein Wissen nichts einbilden dürfen, das zu unserm Heile unfruchtbar ist, das nur dazu dient, uns aufzublähen, das uns höchstens einen zeitlichen Vortheil verschafft, und das uns nichts für die Ewigkeit erwirkt. Wenn sich Jemand zum geschickten Geometer gemacht hat; wenn er die Gesetze der Astronomie gründlich inne hat; wenn er das wahre Weltgebäude entdeckt hat und in die Geheimnisse der Natur eingedrungen ist — wozu nützt ihm dieß für den Himmel, wenn er es unterlassen hat, die wahre Religion kennen zu lernen und auszuüben? Was wird ihm von diesem Allem im Tode übrig bleiben?

Und welchen Lohn hat er von Gott für eine Thätigkeit zu erwarten, die ihn ganz und gar in Anspruch genommen und vielleicht seine Tage abgekürzt hat? Hatte ihn Gott nur deßhalb in die Welt gesetzt, daß er ein großer Naturforscher, ein scharfsinniger Mathematiker, ein gelehrter Chronolog werde? Er hat aber Niemand Etwas zu Leide gethan; er hat sogar Andern durch seine Kenntnisse genützt. Das kann wohl sein. Er hat sich dessen ungeachtet einen großen Schaden zugefügt, einen unersetzlichen Schaden, indem er das vernachläßigte, was zu kennen für ihn das Wichtigste war. Er mußte sich vor Allem in der Religion unterrichten, er mußte alle ihre Pflichten kennen lernen, er mußte sie gewissenhaft erfüllen, er mußte für seine Seele sorgen, sie mit Tugenden und guten Werken bereichern. Dazu hatte ihn Gott erschaffen; das erwartete er von ihm, und darnach wird er ihn richten.

Der andere Theil dieses Grundsatzes ist voll Trost für die Personen, denen ihr Geschlecht, ihr Stand oder andere Gründe

das Studium der Wissenschaften untersagen. Kennen sie Gott, lieben sie ihn, dienen sie ihm mit ihrem ganzen Herzen, wozu haben sie dann das Uebrige nöthig? Diese Wissenschaft ist hinreichend für sie, um sie glücklich zu machen. Mögen sie sich Glück dazu wünschen, daß es ihnen ihr Stand erläßt, gelehrt zu sein, und daß sie nicht gegen die Ordnung der Natur und die Einrichtungen der Vorsehung streben, es zu werden. Sie werden für dieses Leben dieß dadurch gewinnen, daß sie sich viele Geistesplagen ersparen; und in der andern Welt wird ihnen ihre Unwissenheit keinen Nachtheil bringen, wenn sie in der Wissenschaft bewandert gewesen sind, welche die guten Christen und die Heiligen bildet.

XLI.

Gott allein lehrt die Wahrheit.

„Auf welche Weise und woher uns auch die Wahrheit bekannt sein mag, es lehrt sie sonst Niemand als du."

(Bch. 5. K. 6. N. 10.)

Jede Wahrheit fließt aus Gott, weil

er die ewige und unendliche Wahrheit ist, die im höchsten Grade Alles enthält, was ist und was sein kann. Gott ist auch der Lehrer, der alle Wahrheit lehrt, weil er das Licht ist, das sie den Augen unserer Seele offenbart. Ohne dieses Licht könnten sie nichts wahrnehmen; gleichwie auch unsere leiblichen Augen keinen sichtbaren Gegenstand sehen könnten, wenn sie nicht vom Licht der Sonne oder von einem andern Lichte erleuchtet würden.

Wir haben in der That drei Dinge nöthig, um irgend einen Gegenstand sehen zu können: die Wirklichkeit oder die Wahrheit dieses Gegenstandes; denn das Nichts, das Falsche kann an sich selbst nicht gesehen, und nur durch sein Gegentheil erkannt werden; das geeignete Organ, um es erkennen zu können, und das Licht, das es wahrnehmbar macht.

In der sichtbaren Welt ist nun aber Gott der Schöpfer sowohl der Gegenstände, die wir sehen, als auch des Organs, durch welches wir sie sehen, und des Lichts, das sie färbt und sie uns sichtbar macht. Er ist es ferner, der

beim ersten Zeichen unsers Willens die Thätigkeit unsers Organs auf die Gegenstände richtet, auf dieses und auf das Gehirn den nothwendigen Eindruck macht, damit unsere Seele die Empfindung der gegenwärtigen Gegenstände bekomme. Gott ist also wahrhaftig der Urheber des Sehens und unserer übrigen Empfindungen, und wir erkennen nichts durch die Sinne, was er uns nicht selber lehrt.

In der geistigen Welt, zu welcher die eigentliche Wahrheit gehört, von welcher der heilige Augustin hier spricht, ist Gott durch sein unendlich vorbildliches Wesen selber die Wahrheit, welche unsere Seele erkennt; da zeigt er sich uns wie in einem unermeßlichen Spiegel, der sie klar, deutlich, getreu wieder gibt. Denn wo sonst als in Gott sollten die ewigen und unveränderlichen Ideen der Dinge existiren? wo sähe Gott sie sonst von aller Ewigkeit als in sich selber? wo wäre außer ihm der Gegenstand der unendlichen Wissenschaft, der allen Wesen und allen Zeiten vorangeht? Durch seine unendlich leuchtende Substanz, welche die

einzige Quelle alles geistigen Lichtes ist, ist er auch das Licht, welches die Wahrheit unserm Verstande sichtbar macht. Von ihm allein haben wir auch die Fähigkeit, zu verstehen, welche uns so sehr über die übrigen Thiere erhebt, welche uns mit der übersinnlichen Welt verbindet und uns zum Verkehre mit ihr befähigt. Da es endlich eine ausgemachte und allgemeine Erfahrung ist, daß wir nicht die Herren der Gedanken sind, welche uns in den Sinn kommen, so ist es gewiß, daß Gott es ist, der selber, oder nach dem Verlangen unsers Willens dem Verstande die verschiedenen Wahrheiten darbietet, die er erkennt. Unser Verstehen, unser Begreifen ist also das Werk Gottes selbst; und wer auch äußerlich zu uns sprechen mag, er allein lehrt uns innerlich.

Plato hatte hievon einige Kenntniß, mochte er sie nun selber entdeckt oder anders woher entlehnt haben, wenn er in seiner Republik sagte, daß Gott das, was die Sonne für die sichtbaren Gegenstände, für die übersinnlichen Gegenstände sei.

Und ich glaube nicht, daß man in irgend einem andern profanen Philosophen etwas so Erhabenes liest. Die Vernunft scheint sich nicht höher erheben zu können, wenn sie sich anders von selber so hoch erhoben hat.

Da es etwas Anerkanntes ist, daß, woher sich auch immer die Wahrheit uns darbieten mag, Gott der einzige Lehrer ist, der uns darin unterrichtet, so kann man daraus mehrere wichtige Schlüsse hinsichtlich des Gebrauches ziehen, den wir von unserm geistigen Vermögen machen sollen. Ich führe sie auf vier zurück.

Der erste ist, daß man, da dieses Vermögen an und für sich blind ist, wenn Gott es nicht erleuchtet, und keinen Gegenstand erkennen kann, wenn nicht Gott ihm denselben vorhält, nie darauf rechnen darf, als wenn es durch seine eigenen Kräfte allein irgend Etwas entdecken könnte. Wenn daher unser Verstand sich bemüht, irgend eine Wahrheit zu erforschen oder zu untersuchen, besonders aber diejenigen, welche zur moralischen Ordnung gehören, und hinsichtlich

welcher sich zu irren, sehr gefährlich wäre, so müssen wir uns vor allen Dingen unsers gänzlichen Unvermögens bewußt sein, dieß demüthig vor Gott gestehen, ihn bitten, er möge selber unser Licht und unser Führer sein, und uns unter seiner Leitung der allgemeinen Mittel bedienen, welche er uns gegeben hat, um zur Wahrheit gelangen zu können. Denn es wäre eine abgeschmackte Einbildung, ein unerträglicher Stolz, zu verlangen, Gott selber solle uns unmittelbar über Gegenstände erleuchten, die er schon durch eine Offenbarung bekannt gemacht und zu deren Verwahrern er gewisse Männer mit dem Befehle, Andere darin zu unterrichten, aufgestellt hat. Es ist einleuchtend, daß man sich, wenn man sich an diese Männer wendet, vorausgesetzt, daß sie mit den Merkmalen und der Autorität, die nothwendig, bekleidet sind, an Gott selber wendet, und daß man, wenn man sie nicht hören oder ihren Unterricht nicht befolgen will, die Augen vor dem Lichte verschließt, das uns Gott darbietet. Ist unter so vielen, welche heut

zu Tage sagen, sie haben die christliche Religion geprüft und sich von ihrer Falschheit überzeugt, auch nur ein Einziger, der sich so dabei benommen hat?

Der zweite ist, daß wir uns nie auf die Schärfe unsers Verstandes und auf den Umfang unserer Kenntniß Etwas einbilden sollen, wie wenn wir diesen Scharfsinn und diese Kenntnisse von uns selber hätten (und wie häufig kommt sie nicht dennoch vor diese Einbildung, selbst bei den Personen, welche nur ein sehr mittelmäßiges Verdienst haben!); daß wir diejenigen nicht verachten sollen, welche geistig weniger befähigt sind, als wir, und daß wir ihnen unsere Ueberlegenheit auf keine demüthigende Weise fühlbar machen sollen; daß wir kein Wohlgefallen an dem Lobe haben sollen, welches man uns ertheilt, wenn es auch noch so gerecht und noch so verdient ist, und daß wir nie den eiteln Beifall der Menschen im Auge haben, sondern dem Herrn, welcher der Gott der Wissenschaften, der Talente, die er uns gegeben, der Wahrheiten ist, die er uns geoffenbart hat, die

Ehre geben, und um so demüthiger, um so dankbarer gegen unsern Meister sein sollen, je mehr wir uns geneigt fühlen, auf unser Wissen stolz zu werden.

Der dritte Schluß ist, daß wir Andere mündlich oder schriftlich unterrichten sollen, da wir selbst nur Werkzeuge sind, welche Gott zu diesem Amte zu befähigen sich herabgelassen hat, nur Kanäle, durch welche er die Wahrheit gehen läßt; daß wir diese Wahrheit nicht mit einem dünkelhaften und anmaßenden Tone, sondern mit der Bescheidenheit, Mäßigung und Schamhaftigkeit vortragen sollen, welche einem Werkzeuge gebühren, das durch sich selber nichts ist, nichts weiß, nichts vermag; daß wir sie in der Absicht vortragen sollen, daß Gott verherrlicht werde, und daß diejenigen, welche uns hören oder lesen, ihn in dem Unterrichte, welchen er ihnen durch uns ertheilt, als ihren Meister erkennen.

Der vierte endlich ist, daß wir von den Erleuchtungen, welche wir von Gott empfangen haben, sowohl zu unserer eigenen als zur Heiligung des Nächsten

einen guten Gebrauch machen sollen; daß wir nichts von unsern eigenen Ansichten, Einbildungen, Muthmaßungen den Wahrheiten beimischen sollen, welche wir aus einer so reinen Quelle schöpfen; daß wir uns nie stellen sollen, als hätten wir Kenntnisse, die wir nicht haben, und daß unsere Gemüthsruhe dieselbe sein soll, wir mögen gelehrt oder ungelehrt sein; daß wir im Unterrichte die nützlichen und practischen Wahrheiten denjenigen vorziehen sollen, die lediglich für die zwar erhebende, aber doch eigentlich unfruchtbare Forschung bestimmt sind; daß wir sie auf eine einfache, vertrauliche, für Jedermann verständliche Weise vortragen sollen, so daß wir uns nicht scheuen, gleich dem heiligen Augustin von der Höhe unserer Betrachtung herabzusteigen und mit den Kleinen klein zu werden, um sie zu Gott zu erheben.

XLII.

Die Ruhe bei der Missethat ist eine Strafe Gottes.

„Die Bösen glauben ungestraft zu handeln,

wenn sie gerade durch die Blindheit, mit der sie sündigen, bestraft werden."

(Bch. 5. K. 8. N. 15.)

Die Ruhe bei der Missethat ist der Zustand, nach dem die Bösen streben, d. h. alle diejenigen, welche sich ihren Leidenschaften überlassen. So lange sie durch ihr Gewissen und durch lästige Gedanken gequält werden, genießen sie nur unvollkommen das Vergnügen, Böses zu thun, und freuen sich nur mit Angst über die Frucht ihrer bösen Handlungen. Sie geben sich daher alle Mühe, die Gewissensbisse zu ersticken, die Furcht vor dem andern Leben zu verbannen, wo möglich zu vergessen, daß sie an Gott einen Gesetzgeber, einen Zeugen, einen Richter, einen Rächer haben. Die menschlichen Gesetze kennen nicht Alles, bestrafen nicht Alles, und es gibt tausend Mittel, sich ihren Verfolgungen zu entziehen.

Besonders gegen Gott und das Gewissen müssen sich also die Bösen zu sichern suchen. Sie bilden sich ein, völlig ungestraft zu handeln, wenn es ihnen gelingt, in dieser Hinsicht ruhig zu sein.

Sehr selten gelingt ihnen dieß allerdings. Die Gedanken, welche sie verbannt zu haben glauben, dringen sich ihnen oft wider ihren Willen wieder auf; die Empfindungen, die sie erstickt zu haben wähnen, erwachen im Grunde ihres Herzens bei tausend Gelegenheiten wieder. Doch nehmen wir an, sie seien ruhig, ja bis zum letzten Seufzer ruhig.

Was ist aber von einem solchen Zustande zu halten? Es kann dieß nur der äußerste Grad der Verhärtung sein; es ist der traurigste Zustand, in dem sich ein Sünder befinden kann; es ist die Unempfindlichkeit des Brandes, wogegen es kein Mittel mehr gibt. Seitens Gottes ist es das sicherste Zeichen seines Grimmes und der gewisseste Beweis der Verwerfung. Der Böse mag an die göttliche Rache denken oder nicht, er mag sich sogar stellen, als glaube er nicht daran, er mag in seinem Herzen darüber spotten: sie ist darum nicht weniger wirklich, nicht weniger furchtbar. Sein ganzer Gewinn, wenn er die Erinnerung daran entfernt,

besteht darin, daß er sie für sich unausweichlich macht.

Dieser verhärtete Sünder, wird man sagen, der nichts mehr glaubt, nichts mehr fürchtet, der überzeugt ist, daß er gänzlich sterben wird, ist doch wenigstens während dieses Lebens glücklich; und das wünscht er ja eben; er will nicht mehr. Ich streite ihm das nicht ab, ich beneide ihn nicht um sein vorgebliches Glück, obwohl dieß Glück im Grunde nur eine Unbekümmertheit, ein Schlummer, ein Todesschlaf ist. Denn er gehört sich nicht; er besitzt sich nicht, er genießt sich selber nicht; er hat nur insofern einen Frieden, als sein Geist und sein Herz gleichsam erstorben sind. Er lebt als Vieh, hat nur mehr Empfindungen und wird gänzlich von den äußern Gegenständen in Anspruch genommen. Sein Glück ist also das Glück eines Thieres, und nicht das eines Menschen, für den es unmöglich eine Glückseligkeit geben kann, wenn sie nicht auf die Vernunft und auf das moralische Gefühl gegründet ist, wenn sie nicht in dem innersten Grunde der Seele

wohnt, wo die Empfindungen, die Einbildungskraft, die Leidenschaften keinen Zutritt haben.

Wie aber auch dieses Glück beschaffen sein mag, es wird doch nur bis zum Tode dauern. An diesem Ziele wird dieser eitle Schatten verschwinden und einem ganz andern Zustande Platz machen. Der Todesschlaf dieses Sünders wird nicht immer dauern. Es wird der Augenblick des Erwachens kommen; und dieser Augenblick wird ein furchtbarer sein. Wird es, weil er an kein anderes Leben glauben will, nun auch wirklich keines für ihn geben? Wird seine Seele sterben, weil ihm daran gelegen ist, daß sie nicht unsterblich sei, weil er es wünscht, und weil er sich alle Mühe gibt, dafür blind zu sein? Gibt es keinen Gott, keine Vorsehung, keinen Lohn und keine Strafe nach dem Tode, weil er diese Wahrheiten immer aus seinen Gedanken verbannt hat, oder weil es ihm durch eitle Spitzfindigkeiten gelungen ist, sie für sich zweifelhaft zu machen? Braucht man an eine Sache nur nicht zu denken, nur zu wünschen, daß sie nicht sei, damit

sie dann auch wirklich nicht sei? Dieß Mittel wäre sehr bequem, wenn man sich dadurch von aller Wahrheit, welche belästigt, von jedem Ereignisse, das man fürchtet, frei machen könnte.

Wenn aber die falsche Meinung des Geistes, wenn die betrüglichen Wünsche des Herzens nichts über die Wirklichkeit der Dinge vermögen; wenn das, was wahr ist, ewig wahr bleiben wird, ob wir es nun wollen oder nicht; wenn der freiwillige Irrthum, wenn die absichtliche, vorsätzliche Verblendung eben wieder nur ein Verbrechen ist, was wird dann aus diesem Sünder werden? und was wird es ihm nützen, die Gerichte Gottes in diesem Leben verachtet zu haben? Wird er die Vernunft, welche er während seines Lebens gefangen gehalten, im Tode nicht finden? Wird sein Gewissen nicht erwachen, und sich nicht gegen ihn erheben? Wird er zu seiner Verdammung einen andern Ankläger, einen andern Richter nöthig haben als sich selber?

Woran denkt der Mensch, wenn er sich auf solche Weise in ein rettungsloses

Unheil stürzt? Nach seiner Sünde hat er kein Rettungsmittel außer in der Reue; und er thut Alles, was in seinem Vermögen liegt, um sich dieses Rettungsmittel zu entreissen. So lange er es sieht, so lange er es fühlt, daß er Böses thut; so lange er sich Vorwürfe deßhalb macht, und die Gewissensbisse ihn verfolgen; so lange er den rächenden Gott fürchtet und bedenkt, daß er früher oder später in seine Hände fallen werde, ist er noch nicht ohne Hoffnung. Um sich aber selber diese Hoffnung zu entreissen, verschließt er die Augen vor den Beweisen der Religion, verbirgt er sie sich, hält er sich mit Wohlgefallen an eitle Einwürfe. Er geht noch weiter: es erheben sich in seinem Geiste Wolken über das natürliche Gesetz, über die Grundsätze der Sitten, über die Vorsehung; er widerspricht dem Zeugnisse seines Gewissens über seine eigene Freiheit; er geht so weit, daß er in seinem Herzen spricht: Es gibt keinen Gott, Alles ist Materie, die Seele überlebt den Leib nicht; und wenn es ihm gelungen ist, Zweifel zu bilden, und sich

in einer kalten Gleichgiltigkeit hinsichtlich dieser großen Wahrheiten zu befestigen, so wagt er es, sich glücklich zu nennen, während er in der That der beklagenswertheste und unglücklichste aller Menschen ist.

XLIII.

Der Mensch strebt immer aus Stolz, sich zu entschuldigen.

„Es schmeichelte meinem Stolze, daß ich mich vor jedem Vorwurfe geschützt glaubte und, wenn ich etwas Böses gethan hatte, mich nicht für schuldig erkannte.“
(Bch. 5. K. 10. N. 18.)

Außer Anderm fesselte Augustin besonders dieß an den Irrthum der zwei Principien, daß er (dieser Irrthum), da er dem Menschen keine Freiheit zugestand, alles Böse, das er that, einer bösen Seele zuschrieb, welche sich in ihm mit der guten vereinigt befinde; so daß er für nichts verantwortlich sei. Mein Stolz, sagt er, war entzückt darüber, daß ich nichts in mir sah, das man mir zurechnen konnte. Hätte aber nicht aus eben diesem Grunde

dieser Stolz gedemüthigt werden sollen, da er ja auch nichts Gutes in sich fand, das des Lobes und des Lohnes würdig sei, indem es eben so billig war, das Gute der guten Seele, als das Böse der bösen zuzuschreiben? Die Folgerung war natürlich; allein der Stolz urtheilt nicht; er sieht die Dinge nur von der Seite an, die ihm günstig ist.

Hat nicht derselbe Reiz so Viele der Häresie Luthers und Calvins zugeführt oder darin festgehalten? Ist es nicht wirklich sehr angenehm für den menschlichen Stolz, zu sich selber sprechen zu können: Wenn man gesündigt hat, so ist Gott die Ursache, weil er uns seine Gnade versagt hat; hätte man sie gehabt, so wäre man nicht unterlegen, hätte gar nicht unterliegen können; man hat nicht einmal die Gnade des Gebetes gehabt, um den nöthigen Beistand zu erlangen, da man nicht gebetet hat: mit einem Worte, man hat Gott nur deßhalb verlassen, weil er uns zuerst verlassen hat?

Findet hierin der Stolz seine Rechnung, so finden auch die Ausschweifung

und überhaupt alle Leidenschaften die ihrige darin. Diese Lehre läßt ihnen einen freien Lauf und beschränkt sie in gar nichts. Es ist Alles abgethan, wenn man sagt: Bin ich lasterhaft, so ist's nicht meine Schuld; hätte ich die Gnade, so wäre ich gut; und ich wäre es nach dem ganzen Umfange der Mittel, die mir zu Gebote stünden, um es sein zu können. Es haben daher der Ehrgeiz, die fleischliche Begierde, die Sinnlichkeit, welche sich befriedigen wollen, und der Stolz, der nie schuldig sein will, zusammengewirkt, um diese eben so abgeschmackten als gottlosen Irrthümer zu erzeugen oder zu begünstigen.

Der Stolz, welcher nach der Schrift der Anfang aller Sünde, ist also auch ihre Vollendung. Er macht ihr Maß voll, indem er sich immer bestrebt, die Schuld auf einen Andern zu schieben. Dieß Uebel ist uns von unsern ersten Eltern zugekommen; oder vielmehr bei ihnen wie bei uns rührt es von der wesentlichen Unvollkommenheit unserer Natur her. Adam warf seine Schuld auf sein

Weib und auf Gott, der es ihm gegeben. Eva ihrer Seits klagte die Schlange an, die sie betrogen, und folglich Gott, der die Versuchung zugelassen; keines bekannte sich für strafbar.

Wir sind in diesem Punkte nur zu getreue Nachahmer Adams und Evas. Wir können es nicht über uns bringen, ein Urtheil gegen uns selbst zu sprechen; und lieber hat man, eh man dieses that, die Freiheit geleugnet und das Verhängniß eingeführt; oder seine Handlungen auf die Rechnung der Gestirne gesetzt, welche bei der Geburt ihren beherrschenden Einfluß äußerten; oder sie dem göttlichen Vorherwissen als eine nothwendige Folge seiner Untrüglichkeit zugeschrieben; oder zwei Principien angenommen, das des Guten, und das des Bösen; oder die Wage der Fleischeslust und der Gnade erdichtet, deren Gewicht uns abwechselnd fortzieht. Und wenn man, ohne sich an diese Systeme zu wenden, nur den Stolz befragt, so wird er entscheiden: das Gute kommt von uns, und das Böse gehört jeder andern Ursache als unserm Willen an.

Wie verderblich ist nicht selbst in der katholischen Kirche dieser Stolz, die Folge der Sünde, für ihre gläubigen Kinder? Gott, der dieses Laster nicht vernichten, sondern uns durch die Demuth retten wollte, legte das Heilmittel unserer Fehler in das Geständniß derselben, daß wir einem Diener machen, der für uns seine Stelle vertritt. Statt daß man ihm danken und seine Güte preisen sollte, weil er die Vergebung unserer Sünden, selbst der größten, von einem an sich so leichten Mittel abhängig gemacht, beschuldigt man ihn der Härte und fast der Tyrannei, hegt man eine außerordentliche Abneigung vor der Beichte, betrachtet man sie als ein unerträgliches Joch. Je mehr man ihrer bedarf, desto ferner hält man sich von ihr; man verschiebt sie von Tag zu Tag; und obwohl man weiß, daß man den Frieden seiner Seele nur im Richterstuhl der Buße finden werde, so lebt man doch lieber mit einem gefolterten Gewissen dahin, selbst auf die Gefahr hin, in diesem Zustande zu sterben. Und wenn das Gebot der Kirche drängt, und wenn man

nicht länger zögern kann, welche Bangigkeit, Schrecken, fast Todesangst fühlt man dann! so zwar, daß manche Christen die heiligste ihrer Pflichten nicht erfüllen, und mehrere Jahre zubringen, ohne sich den Sacramenten zu nahen. So schwer fällt es, sich für einen Sünder zu bekennen! so ungern unterwirft sich unser unglücklicher Stolz dieser Demüthigung! Es sollte Alles zwischen Gott und uns abgethan werden, wünscht man, und man sollte nicht verpflichtet sein, einem Priester Kenntniß von unsern Schwachheiten und von unserm Elende, wenn gleich nur auf dem geheimsten Wege, zu geben?

Daher kommt es, daß man so selten einen wirklichen Schmerz über seine Sünden empfindet und eine aufrichtige Reue fühlt. Denn das Erste, was die Reue voraussetzt, ist dieß, daß man seine Schuld innerlich erkennt, und sie sich selber demüthig gesteht. Findet man nun aber viele Christen, welche sich hierin eine strenge Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche mit sich selber über die Bosheit und die Schwere ihrer Sünde eins wer-

den, und sie nur sich allein zuschreiben? Sind wir nicht fast Alle geneigt, sie in unsern Augen zu entschuldigen, die Schuld auf irgend eine Ursache außer uns zu werfen? Wer sich dieser Neigung bewußt ist, der hat gewiß allen Grund, an der Aufrichtigkeit seiner Zerknirschung zu zweifeln.

Hauptsächlich aber dann, wenn es zur Erklärung der Sünden kommen soll, spielt der Stolz seine Rolle und zeigt sich ganz und gar. Womit soll man beginnen? Es müßte mit den demüthigendsten Fehlern geschehen; man spart sie bis zuletzt auf. Wie schwer fällt es, sich deutlich auszudrücken! Die Scham bindet die Zunge. Man stottert einige unverständliche und zweideutige Worte daher, welche nichts ausdrücken; der Beichtvater muß uns errathen oder uns durch viele Fragen das entpressen, was zu erklären unser Stolz zittert. Wie Viele beichten sacrilegisch und gehen vom Beichtstuhle schuldiger zurück, als sie gekommen, weil sie einen beträchtlichen Fehler ganz verschwiegen oder unvollkommen bekannt, oder

einen Umstand übergangen haben, den sie hätten sagen sollen! O Gott! wie viel Eigenliebe, wie viele Ausreden, wie viele vorsätzliche Verschweigungen, wie viele Entschuldigungen, wie viele eitle Vorwände, wie viele Rechtfertigungen auf Kosten des Nächsten kommen bei einer freiwilligen und freien Anklage, in einer Sache vor, wo oft das Heil davon abhängt, daß die Beichte vollständig sei! Wie schwer wird das Gewissen verletzt! Wie viele Seelen klagen sich gerade und offen an, und fürchten, weit entfernt, Etwas zu verschweigen, nicht Alles gesagt zu haben! Ach wie selten sind sie! und wie viel Stolz schleicht sich bei den Beichten selbst derjenigen Personen ein, welche sich offen zur Frömmigkeit bekennen!

Werden nicht auch eben deßhalb gewisse unerläßliche Ersetzungen unterlassen? Man hat sich schwer gegen den Nächsten vergangen; man hat sein Herz durch ein verächtliches, beleidigendes, beschimpfendes Wort oder Benehmen erbittert; man sollte ihn besänftigen, sich entschuldigen, ja ihn um Vergebung bitten. Der Beicht-

vater hält sich für berechtigt, es zu verlangen; man will es nicht thun: es ist dieß zu peinlich für die Eigenliebe. Man hat Jemand verleumdet: man soll ihm seinen guten Namen wieder herstellen, und vor denselben Personen widerrufen. Man gibt die Nothwendigkeit dieser Widerrufung zu; allein der Stolz murrt dagegen; er widersetzt sich, und will sich nicht unterwerfen. Man hat sich schon seit langer Zeit veruneinigt; man besucht sich nicht mehr; man bricht überall in bittere Klagen, in gehäßige Vorwürfe gegen einander aus. Endlich willigt man in eine Versöhnung, zu welcher man uns auffordert. Allein keiner von Beiden will den ersten Schritt thun; jeder führt tausend Gründe zu seiner Rechtfertigung an: und diese Gründe laufen auf diesen hinaus: thue ich den ersten Schritt, so gestehe ich damit mein Unrecht zu, so suche ich den auf, der auch nicht mehr ist, als ich, und demüthige mich vor ihm; und eben das kann der Stolz nicht zulassen. So wird denn die Bitterkeit, der Groll, der Haß, die Rachsucht genährt; so dauern

die Feindschaften bis in's Grab; so gehen sie manchmal als ein Erbstück von den Vätern auf die Kinder über und verewigen sich in den Familien.

Die Sünde ist gewiß ein großes Uebel; allein der Stolz, der sie verheimlicht, entschuldigt, rechtfertigt, ist ein noch unvergleichlich größeres Uebel; und eigentlich durch den Stolz gehen wir verloren und werden wir verdammt. Der demüthige Sünder, der Sünder, welcher sich seiner Uebertretungen schämt, welcher sie offen und aufrichtig bekennt, findet leicht Gnade vor Gott. Der stolze Sünder aber, dem weniger seine Sünde als die Scham, sie zu bekennen, Peinen verursacht, und der Alles in's Werk setzt, um sie so gering als möglich darzustellen, hat keine Vergebung zu erwarten, hat keine Hoffnung, daß er sich bessern werde, wenn er nicht damit beginnt, daß er seinen Stolz bändigt. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, ist der Stolz blind und kennt sich nicht. Wie und wo soll man ihn angreifen? Wie soll man sich vor den falschen Vorwänden verwahren,

womit er die Sünden Anderer und seine eigenen bedeckt?

XLIV.

Es ist eine Unordnung, mehr auf die Form der Dinge als auf den Inhalt zu sehen.

„Ich bestrebte mich nicht, das, was Ambrosius sagte, gründlich kennen zu lernen, sondern bloß zu hören, wie er es sagte."
(Bch. 5. K. 14. N. 1.)

Augustin hörte den Manichäer Faustus, und Ambrosius in sehr verschiedenen Absichten. Was Faustus betrifft, so suchte er besonders seine Gründe zu erwägen, die er ungeachtet seines angenehmen und beredten Vortrags schwach fand: er begann nämlich von den Irrthümern des Manichäismus zurückzukommen. Bei dem heiligen Bischof von Mailand achtete er Anfangs nicht auf den Inhalt des Vorgetragenen, sondern merkte nur auf die schöne Form: er war nämlich gegen die katholische Kirche eingenommen, bei der er die Wahrheit nicht zu finden glaubte.

Bei ihm war dieß nur die Folge des Vorurtheils; denn er war sonst zu ehrlich und zu sehr ein Freund der Wahrheit, als daß er sich von der Stellung und der Wahl der Worte verblenden ließ und ihren Sinn nicht beachtete. Allein dieser Fehler ist sehr weit verbreitet; und obwohl ich mich schon weiter oben darüber erklärt habe, so komme ich doch hier wieder darauf zurück, sollte ich mir auch einige Wiederholungen zu Schulden kommen lassen.

Diese Geistesrichtung kommt in jedem Falle von einem wesentlichen Mangel an Urtheil her. Denn der Ausdruck ist nur für den Gedanken bestimmt; sein einziger Zweck ist, ihn darzustellen, damit er durch die Sinne in den Geist Anderer übergehe. Das erste Verdienst eines mündlichen oder schriftlichen Vortrags ist also, daß die darin enthaltenen Gedanken wahr, richtig, gegründet, die Beweise bündig seien; und eben das soll der Hörer oder Leser vor Allem darin suchen. Der Styl, die Beredsamkeit, Alles, was zur Kunst, zu reden und zu schreiben, gehört, soll nur an-

gewendet werden, um den Gedanken in seinem Lichte und in seiner Kraft darzustellen. Was liegt daran, ob eine Rede rein geschrieben sei; ob sie voll von erschütternden Stellen und Figuren sei; ob der Geist überall hervorleuchtet, wenn der Inhalt nicht gegründet ist, oder wenn dieser ganze Aufwand nur dazu dient, die Lüge zu bemänteln und zu verschönern? Welch so gar großes Uebel ist es dagegen, wenn ein Werk zwar nicht vollkommen geschrieben, sonst aber wohl durchdacht ist? Allerdings besteht die Vollkommenheit in der Vereinigung von Beidem; sollte man aber wählen, so dürfte man nicht schwanken; denn das wohl Durchdachte muß immer den Vorzug vor dem haben, was eben nur gut gesagt ist.

Man beweist also, daß man einen richtigen Verstand hat, wenn man auf den Inhalt der Dinge sieht. Das Gegentheil findet leider nur zu oft Statt, und zwar gerade bei den Gegenständen, wo man am Wenigsten auf den Ausdruck sehen sollte. Die Predigten z. B., deren Zweck es ist, das Volk in der Glaubens-

oder Sittenlehre zu unterrichten, können, was den Ausdruck betrifft, nicht zu einfach, zu vertraulich sein, gleichwie sie hinsichtlich der Gedanken nicht zu gründlich, zu genau sein können. Der Zuhörer soll nur das schätzen und lieben, was ihn erleuchtet, rührt, zum Guten ermuntert; und das ist auch der einzige Zweck, den der Prediger im Auge haben soll.

Als was betrachtet man aber die Predigten heut zu Tage? Als Prunkreden, worin der Prediger seine Talente, und der Zuhörer seinen feinen Geschmack zu erkennen gibt. Ein abscheulicher Mißbrauch, welcher ein erhabenes und ganz göttliches Amt erniedrigt und entweiht und es mindestens für das Heil der Seelen unnütz macht.

Wer hat das Uebel hervorgerufen? Die Prediger oder die Zuhörer? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur so viel, daß heut zu Tage diese und jene gleich und fast allgemein verdorben sind; daß jene nur zu gefallen, nicht aber zu bekehren suchen, und daß diese alles Andere im Auge haben, nur nicht das, sich belehren und

rühren zu lassen. Eine schöne Predigt ist nur mehr eine gut eingetheilte, schön geordnete Rede voll des Gesuchen und eines schimmernden, aber falschen Witzes, man mag nun die Gedanken oder den Styl in's Auge fassen.

O Paulus, wo bist du? Warum zerschmetterst du nicht mit deiner evangelischen Beredsamkeit diese unwürdigen Diener, bedeckest nicht mit Scham diese Christen, welche sich in die Kirche begeben, um zu beurtheilen, ob eine Predigt nach allen Regeln der Redekunst verfaßt ist und vorgetragen wird? Hörten die Athenienser ihren Demosthenes in dieser Absicht über die öffentlichen Angelegenheiten sprechen? Und wollte etwa dieser Redner ihnen mehr gefallen, als sie überzeugen? Sind nun die großen Angelegenheiten des Heils minder wichtig als Staatsangelegenheiten? Und wenn der Schöngeist, die gesuchten Gedanken, die gekünstelten Ausdrücke in jeder ernsten Rede durchaus am unrechten Orte angebracht sind, wie weit mehr sind sie es dann nicht in einer christlichen Rede?

Die Ursache des Uebels ist, daß weder die, welche predigen, noch die, welche hören, mehr einen Begriff vom evangelischen Predigtamt haben. Wenn jene bedächten, daß sie die Gesandten des Allerhöchsten sind, daß sie im Namen Jesu Christi sprechen, daß sie berufen sind, den Menschen die großen Wahrheiten, die ewigen Wahrheiten, die allein wichtigen Wahrheiten zu verkündigen, so besäßen ihre Predigten sowohl mehr Kraft als mehr Würde zugleich. Sie würden sich über die menschliche Beredsamkeit erheben, indem sie diese verachteten; sie würden die Gemüther überzeugen; sie würden tiefe Eindrücke auf die Herzen machen: sie wären endlich würdige Werkzeuge der Gnade.

Wenn eben so diese darüber nachdächten, was man in einer Predigt suchen soll, wenn sie über die Beweggründe nachdächten, aus welchen sie eine Predigt anhören, über die Gemüthsverfassung, womit sie dieselbe anhören, über den Nutzen, den sie davon haben sollen, dann würden sie von den Theaterrednern, von

den schönen Reden ferne bleiben, welche der Eigennutz, die Eitelkeit, der Ehrgeiz auf die christlichen Kanzeln bringen, und sie würden begierig den schlichten, belehrenden, rührenden und salbungsvollen Predigten der apostolischen Männer zueilen. Sie würden auch diejenigen zwingen, es zu werden, welche es nicht sind: es würden dann diese, da sie sich verlassen sehen, entweder dem heiligen Amte, das sie verunehren, entsagen, oder sich entschließen, es würdig zu erfüllen.

Die Prediger sollten allerdings keine Rücksicht auf den verdorbenen Geschmack ihrer Zuhörer nehmen; ihnen kommt es zu, Gesetze darüber vorzuschreiben, wie man predigen soll; und sie werden immer gut predigen, wenn sie es sich bei gewöhnlichen Talenten angelegen sein lassen, zu belehren und zu rühren; wenn sie, damit ihnen das Werk der Heiligung Anderer gelingen könne, zuerst mit ihrer eigenen Heiligung beginnen; wenn sie keine andern Absichten haben als solche, welche Apostel haben sollen, und wenn es ihr Leben beweist, daß sie von den Wahr-

heiten, die sie verkündigen, im Innersten durchdrungen sind. Sie sind also strafbar, wenn sie sich nach ihren Zuhörern richten und dem verdorbenen Urtheile derselben die heiligen Regeln aufopfern, welche ihnen die Religion und selbst der gesunde Verstand und der gute Geschmack zur Pflicht machen.

Eben so wenig sind aber auch die Zuhörer frei von Tadel, wenn sie tüchtige und christliche Prediger tadeln und verachten, welche nicht ganz den Geist, die Annehmlichkeiten der Gestalt, der Stimme und der Geberde haben, die man wünschenswerth finden mag, oder wenn sie gewisse Prediger, die man kaum christliche nennen kann, wegen ihrer schönen Aufsätze und ihres schönen Vortrags bis zu den Wolken erheben und ihnen haufenweise zulaufen.

Welches Unrecht thut der Religion diese Sucht, in den Predigten die eiteln und profanen Verzierungen der edeln und würdevollen Einfachheit des Evangeliums vorzuziehen! Nicht mehr das Wort Gottes hört man, verlangt man zu hören,

sondern das Wort des Menschen; und zwar nicht einmal des Menschen, der von so wichtigen Gegenständen mit der Würde spricht, die sie verdienen, sondern des eiteln, ehrgeizigen, eigennützigen Menschen, der das Predigtamt mißbraucht, um seine vermeintlichen Talente vor einer großen Versammlung zu zeigen, um sich im Sinne der Welt emporzuschwingen und sein Glück zu machen. O unwürdiges Verfahren! o Entweihung des Predigtamtes Jesu Christi! Was wird er in seinem jüngsten Gerichte zu solchen Predigern und zu solchen Zuhörern sagen?

Eben diese Verdorbenheit des Urtheils, aus welcher man mehr auf die Worte als auf den Inhalt sieht, bewirkt den ganzen glücklichen Erfolg der Ungläubigen. Ich will nur von den zwei berüchtigsten, Voltaire und Rousseau, reden. Ich habe schon einmal flüchtig von ihrem Character gesprochen; man wird es aber nicht übel nehmen, wenn ich hier etwas ausführlicher darauf zurückkomme.

Wodurch hat Voltaire so viele Per-

sonen verführt? Etwa durch die Tiefe seiner Gedanken? Nie war ein Schriftsteller oberflächlicher. Etwa durch die Methode, mit welcher er die Gegenstände behandelt, durch die Verkettung seiner Gedanken, durch die Stärke seines Urtheils? In seinen Abhandlungen sind keine Grundsätze, keine Verbindung, kein Zusammenhang. Etwa durch die Richtigkeit seiner Begriffe? Ich weiß nicht, ob man bei ihm einen einzigen richtigen Begriff über das finden kann, was zur Moral, zur Metaphysik und zur Religion gehört. Er beweist nichts; er führt keine Thatsache, keine Stelle getreulich an. In den wichtigsten Fragen scherzt und spottet er bloß. Kurz, der gesunde Verstand ist aus den meisten seiner Schriften verbannt.

Wodurch hat er also gefallen? wodurch hat er sich den Ruf eines Kopfes vom ersten Range erworben? Durch seinen Styl, durch das Natürliche seiner Ausdrücke, durch seine Contraste und Antithesen, durch seine zarte Ironie, durch seine feinen und muntern Züge, durch

das sonderbare Talent, auf Kosten der Wahrheit und der Schicklichkeit Alles lächerlich zu machen. Es mag dieß das Verdienst eines Dichters, eines Gelehrten sein, meinetwegen: ich gebe Alles zu, was man ihm unter diesen zwei Titeln einräumen will. Aber das Verdienst eines Philosophen war das nie. Es war auch nie Jemand weniger ein Philosoph, weniger ein Forscher als Voltaire. Bei ihm ist Alles Oberfläche und lebhafte Farbe; man darf weder Wahrheit noch Gründlichkeit bei ihm suchen.

Gleichwohl ist eben er das Orakel seiner Zeit in Sachen der Religion; hat eben er durch zwanzig Brochüren, worin er sich nur wiederholt, und von denen immer eine frivoler, unschicklicher, ungereimter, gottloser ist als die andere, so vielen jungen Leuten beiderlei Geschlechts den Kopf verdreht. Was haben sie von ihm gelernt? was bleibt in ihrem Geiste zurück, nachdem sie ihn gelesen? Sie wären wohl sehr in Verlegenheit, wenn sie es sagen müßten. Dieser Schriftsteller hat von Allem ge-

sprochen, je nachdem sich seine Einbildungskraft verstiegen hat, ohne je Etwas gründlich erforscht zu haben; er hat dem Publikum fünfzig Bände Prosa, und kein einziges überdachtes Werk gegeben. Er hat über Alles gespottet; er hat sich über Alles lustig gemacht, selbst über seine Leser, denen er sich nicht schämte, dieselben Flickwerke unter zwanzig verschiedenen Titeln darzubieten. Um ihn mit zwei Worten genau zu schildern: er schreibt angenehm; er unterhält die hohlen und leichtfertigen Köpfe; er beschmutzt die Einbildungskraft; er verdreht den gesunden Verstand, er verdirbt das Herz; er hat weder Glauben, noch Vernunft, noch Sitten, noch Anstand, noch Character. Dadurch ist er zu dem hohen Rufe gelangt, der ewig unser Jahrhundert mit Schmach bedecken wird.

Rousseau scheint mehr Philosoph zu sein; aber er ist es kaum mehr. Was ist er für die Religion? Ich fordere auf, es nach seinen Schriften zu bestimmen. Soll er ein Atheist, ein Materialist sein, der den Menschen auf den blo-

ßen thierischen Trieb zurückführt? Man lese die Abhandlung über die Ungleichheit der Stände. Soll er ein Deist sein, der die Thatsache der Offenbarung angreift und es für unmöglich hält, sie darzuthun; ein scheinbarer Bewunderer und ein wirklicher Verleumder des Evangeliums, der Jesum Christum im Sinne der Socinianer Gott nennt und ihn nur zu einem Marktschreier macht, welcher das Volk durch seine Blendwerke getäuscht hat? Man lese Emil und die Briefe vom Berge. Soll er ein Protestant sein? Man lese seinen Brief an Herrn von Beaumont. In Stellen, wo er gegen Genf schreibt, das ihn verdammt hatte, entlehnt er die Gründe und die Sprache der Katholiken. Gleichwohl gibt es nach seiner Behauptung keinen zusammenhängenderen, und consequenteren Autor. Wirft man ihm vor, daß er sich widerspricht, so sagt er, man verstümmle ihn, man lege ihn falsch aus, man verstehe ihn nicht.

Rousseau hat ebenso wenig hinsichtlich der Moral und des Naturgesetzes feste

Grundsätze. Die Abhandlung über die Ungleichheit der Stände beweist dieß unzweifelhaft, wo der Mensch, in seinem natürlichen, ursprünglichen Zustande betrachtet, eh ihn die Gesellschaft verdorben hatte, nach ihm keine Vernunft, keine Freiheit, nichts besaß, was ein vernunftbegabtes und moralisches Wesen characterisirt. In seiner Abhandlung: Ueber die Erziehung, mußte er im Menschen wohl die Vernunft, den freien Willen, das Bewußtsein des Guten und des Bösen annehmen, da sonst schon seine Ueberschrift ungereimt gewesen wäre. Im Grunde aber führt er die erste Erziehung auf das rein Physische zurück; und erst in einem sehr vorgerückten Alter soll man die geistigen und moralischen Fähigkeiten der Kinder bilden. Er donnert, er bricht los gegen die Laster; man sollte ihn für ihren unversöhnlichen Feind halten; und nach seinem eigenen Geständnisse ist kein Autor gefährlicher für die Sitten; er macht von der Liebe die wollüstigsten Schilderungen; und nach einigen Ziererеien führt dieser ernste Erzieher selber

seinen Emil an die Orte der Ausschweifung.

Nimmt man die Autorität, sei es in Sachen der Religion oder der Regierung, aus, gegen welche er sich ohne alle Schonung erklärt, indem er sich Niemand unterwerfen will, so stellt er über alles Uebrige an keinem Orte einen Grundsatz auf, den er nicht an einem andern wieder umstößt; er ist durchaus im Widerspruch mit sich selber, nicht bloß in einem und demselben Werke, sondern auch oft auf derselben Seite. Seine Begriffe sind überspannt, seine Urtheile falsch und verfänglich, seine Absichten grillenhaft, voll Sonderbarkeiten. Er hat es sich zum Gesetze gemacht, nicht zu sehen, wie Andere sehen; und er hält sich für den Einzigen auf Erden, der richtig denkt. Mit dem Tone der Vernunft spricht, declamirt, tadelt er als ein schwarzgalliger Narr. Der Ausdruck ist nicht zu stark; und seine letzten Schriften beweisen, daß ihm der Stolz den Kopf verwirrt hatte, so zwar, daß er glaubte, in ganz Frankreich hätten sich alle Stände von den

höchsten bis zu den niedrigsten gegen ihn verschworen.

Was hat nun an ihm gefallen? was hat seine Leser bis zur Schwärmerei entzückt? was hat ihm den Ruhm verschafft, den ihm Voltaire nie verzeihen konnte? Eine bezaubernde Schreibart, die ihm unter den Schriftstellern den ersten Platz anweist, eine Wärme des Ausdrucks, eine Lebhaftigkeit der Bilder, eine Mannigfaltigkeit der Figuren, eine Kraft, eine Bestimmtheit und, um ihm nachzusprechen, eine feurige Beredsamkeit, welche beim ersten Lesen hinreißen. Wer ihn aber kaltblütig gelesen, wer seine Begriffe zergliedert, zusammengestellt, verglichen, wer seine Gründe erwogen hat, der wird in ihm nur einen guten Redner sehen, welcher faselt, und nicht einen Philosophen, welcher den gesunden Verstand mit der Anmuth und der Stärke der Einbildungskraft bekleidet. Sucht man in den Schriften Rousseau's und seines Gleichen vor Allem das Wahre, Gründliche, richtig Gedachte, so wird man sie bald verachten, ja verabscheuen, wenn

man nicht anders selber grundsatzlos sein will.

XLV.
Die Autorität der heiligen Schrift.

„Du hast mich überzeugt, daß nicht diejenigen, welche deiner Schrift glauben, sondern diejenigen, welche ihr nicht glauben, des Tadels würdig seien.“
(Bch. 6. K. 5. N. 7.)

Bevor Augustin im Stande war, selber über die Göttlichkeit der heiligen Bücher zu urtheilen, machte das große Ansehen, welches Gott diesen Büchern fast bei allen Völkern verliehen hatte, Eindruck auf ihn und überzeugte ihn. Er konnte nicht glauben, daß es die Vorsehung hätte zulassen können, daß so viele Völker, welche, nachdem sie der Abgötterei entsagt, nur mehr ihn allein anbeteten, in den Hauptirrthum verfielen, Schriften als von Gott eingegeben aufzunehmen, die es nicht waren.

Dieser Beweisgrund hat heut zu Tage eine noch weit größere Stärke erlangt, da seit dem heiligen Augustin mehr als

dreizehnhundert Jahre verflossen sind, wo die Bibel in der ganzen christlichen Welt sowohl von Katholiken als von Häretikern und Schismatikern als das Wort Gottes betrachtet worden ist. Ein Mensch, welcher Kenntniß von dieser Thatsache und ihren Folgen hat und an die Vorsehung glaubt, muß sehr starke Gründe haben, um sich einer Stimme von so großem Gewichte zu widersetzen und um diesen Schriften das Ansehen zu versagen, welches ihnen so viele Völker seit einer so langen Reihe von Jahrhunderten einstimmig einräumen. Wenn die Gründe, welche man entgegensetzt, schwach sind, so können sie ein solches Zeugniß nicht aufwiegen. Sind sie aber falsch, gänzlich unstichhaltig; beweisen selbst die, welche einigen Schein haben, nichts, was soll man dann von denjenigen halten, welche sie anführen und um ihretwillen die heiligen Bücher und die Offenbarung, welche sie enthalten, verwerfen?

Und doch ist dieß das große Schlachtfeld unserer Ungläubigen, deren so wenige sind, deren Gelehrsamkeit so gering

ist, die in jeder Hinsicht so wenig bedeuten, wenn man sie mit der Menge von guten Köpfen, von gelehrten Männern vergleicht, welche seit dem Entstehen der Kirche die Schrift einmüthig als eine göttliche verehrt haben.

Einige von diesen Ungläubigen haben die Unverschämtheit gehabt, die Aechtheit des Alten und des Neuen Testaments zu bestreiten, während es für das Alte entschieden ist, daß es von den Händen der Juden in die der Christen übergegangen, und daß diese wie jene es immer öffentlich als ächt anerkannt haben, und während, was das Neue betrifft, die Schriften, woraus es besteht, fast alle vom Anfange an in allen Kirchen mit der Ehrfurcht gelesen worden sind, welche den Aposteln gebührt, deren Namen sie führen, oder von denen sie ausdrücklich gebilligt worden. Wenn nicht alle Bücher des Alten Testaments in den Canon der Juden aufgenommen worden, wenn eine Zeit lang ein Zweifel hinsichtlich einiger Briefe der Apostel bestand, was folgt daraus? Ist das, was immer ohne Widerspruch aufge-

nommen worden, nicht mehr als hinreichend zum Beweise der Wahrheit der christlichen Religion? gibt es einen einzigen Beweis in Betreff der Offenbarung, welcher einzig von irgend einer der Schriften abhängt, hinsichtlich welcher die Meinungen einst getheilt waren? Wenn man also auch diesen Theil der heiligen Bücher den Ungläubigen preisgäbe, so würde die christliche Sache doch nicht darunter leiden.

Was den andern Theil betrifft, der ohne Vergleich der bedeutendere ist, so führe man mir im ganzen profanen Alterthum einen einzigen Autor an, dessen Aechtheit der des Pentateuch, der Psalmen, der Propheten, der Evangelien, der Apostelgeschichte, der Briefe des heiligen Paulus gleich ist. Ich berühre, wie man sieht, diesen Gegenstand nur sehr leicht.

Andere Ungläubige haben selbst den Auslegern der Schrift einige Schwierigkeiten hinsichtlich der Chronologie, der Geographie, einige Stellen, die nicht mit einander übereinzustimmen scheinen, entnommen, und diese Schwierigkeiten bei

den Unwissenden für Beweise ausgegeben. Allein sie durften erstens die Antworten nicht verschweigen, welche die Ausleger darauf geben, und die meistens gründlich sind. Zweitens, wenn auch in der Bibel wirklich ein scheinbarer Widerspruch wäre, den man nicht entfernen, eine Stelle, die man nicht erklären könnte, würden die Beweise der Religion deßhalb an ihrer Kraft Etwas verlieren? Folgt z. B. daraus, daß es schwer ist, die zwei Genealogien des heiligen Matthäus und des heiligen Lucas in Uebereinstimmung zu bringen, irgend ein Beweisgrund gegen die Wunder Jesu Christi und die übrigen Beweise seiner Gottheit? Folgt, weil uns die Hilfsmittel zum Verständnisse mehrer Stellen der Propheten fehlen, daraus, daß keine offenbare Beziehung zwischen den Weissagungen, welche den Messias betreffen, und ihrer Erfüllung in der Person Jesu Christi stattfinde? Ist es je irgend Jemand in den Sinn gekommen, daß man die ganze Schrift vollkommen verstehen und alles Dunkle gänzlich aus ihr entfernen können müsse,

um einen unwiderleglichen Beweis für die Offenbarung daraus schöpfen zu können? Ein wenig gesunder Verstand und Aufrichtigkeit hätten solchen garstigen Spitzfindigkeiten vorgebeugt.

Einige beriefen sich auf einige Varianten, welche im heiligen Texte vorkommen. Was liegt aber an diesen verschiedenen Lesarten, wenn, man mag sie nun beachten oder nicht, doch immer dieselben Thatsachen, dieselben Voraussagungen, dieselben Wunder, kurz dieselbe Gesammtheit der Beweise fortbestehen? Einer Seits haben die Juden und andrer Seits die Christen mit der größten Sorgfalt den Urtext in seiner ganzen Reinheit bewahrt und ihn getreulich in andere Sprachen übersetzt. Daß sich mit der Zeit einige geringe Veränderungen in das Original durch die Schuld der Abschreiber eingeschlichen, daß die Uebersetzer einige Mißgriffe gethan haben, schwächt dieß auch nur im Allermindesten die Autorität der heiligen Bücher? verdienen sie deßhalb keinen Glauben mehr? und kann man aus den Erzählungen und den Voraus-

sagungen, die sie enthalten, nichts mehr schließen? Bringen so viele Varianten, die man in den Profanschriftstellern findet, diese Schriftsteller so um alles Ansehen, daß man sie für nichts mehr gelten läßt? oder sollte etwa diese ungerechte Regel der Critik nur hinsichtlich der heiligen Schriftsteller gelten? Ein gelehrter Engländer hat sich die Mühe genommen, alle Varianten des Neuen Testaments zu sammeln: es ist keine einzige darunter, welche beachtenswerth ist, und durch welche die Beweise der Religion irgend geschwächt werden. Dasselbe ist von den Varianten des Alten Testaments zu sagen.

Schließen wir: Wenn es keinen, auch nur scheinbaren, Grund gibt, den heiligen Büchern einen historischen Glauben zu versagen, so ist die christliche Religion bewiesen. Alles trägt zu diesem Beweise bei: der Zusammenhang der Thatsachen, die Weissagungen, die Wunder, die Glaubens-, die Sittenlehren; Alles hat da das Gepräge der Göttlichkeit.

XLVI.

Der Arme von Mailand.

(Bch. 6. K. 6. N. 9.)

Der heilige Augustin erzählt, daß er, ganz mit einer Rede beschäftigt, die er zum Lobe des Kaisers halten sollte, und zwischen der Hoffnung des Gelingens und der Besorgniß des Mißlingens getheilt, und von den Sorgen und Plänen seines Ehrgeizes verzehrt, in den Straßen Mailands einem weinberauschten Armen begegnete, der ausgelassen fröhlich war, und daß er beim Anblicke dieses Armen nicht umhin konnte, wieder in sich zu gehen, über sein inneres Elend nachzudenken und zu gestehen, daß dieser Arme die Freude sehr wohlfeil genieße, die er selbst vergebens mit so großer Anstrengung suchte. Diese Betrachtungen bewogen ihn, alle Güter des gegenwärtigen Lebens zu verachten.

Ein solcher Anblick bietet sich unsern Augen alle Tage dar. Warum ziehen wir nicht denselben Vortheil daraus?

Was nützt uns die Fähigkeit des Nachdenkens, wenn wir sie nicht zu unserm wahren Wohle anwenden? Für einen Jeden, der ein wenig über die Dinge nachdenken will, ist Alles, was er sieht, Alles, was er hört, Alles, was er erfährt, ein Mittel gegen die Leidenschaften. Man soll es nun aber auch anwenden, Schlüsse für die Einrichtung des Lebens daraus ziehen. Der Anfang alles Guten, sagt irgendwo der heilige Augustin, ist ein Verstand, der gern betrachtet.

Wir suchen das Glück; und wir quälen uns, um es hienieden zu finden. Werfen wir doch einmal einen Blick auf alle menschlichen Stände, und untersuchen wir, welche die glücklichsten sind. Ohne Widerrede sind es diejenigen, worin der wenigste Kummer und die meiste Freude vorhanden ist: wohl gemerkt, ich sage nicht, der wenigste Schmerz und das meiste sinnliche Vergnügen. Diejenigen folglich sind es, welche den Leidenschaften am Wenigsten nachgeben; denn alle Leidenschaften sind traurig. Diejenigen ferner sind es, wo wir am Wenigsten den

Leidenschaften Anderer ausgesetzt sind; denn die Angelegenheiten Anderer, die Verbindungen und die Verhältnisse sind oft eine Quelle von Klagen und Unruhen für uns. Diejenigen sind es auch, wo man am Wenigsten unbeschäftigt, am Wenigsten der vom Müssiggange unzertrennlichen langen Weile ausgesetzt ist. Es sind überhaupt diejenigen, welche uns ohne Knechtschaft beschäftigt erhalten, welche uns einen gewissen Genuß unser selbst gestatten, welche uns vom Strudel der Welt ferne halten, welche der Vernunft die Zeit zum Nachdenken und dem Herzen das Gefühl der Stille und der Ruhe verschaffen.

Wenn dem so ist, so sind die unglücklichsten Stände diejenigen, wo man vom Eigennutz, vom Ehrgeiz beherrscht wird; wo die großen Geschäfte, die großen Beziehungen weder die Zeit noch die Freiheit gestatten, an sich zu denken und über sich zu verfügen; wo man, weil der Wohlstand der Arbeit überhebt, der Faullenzerei, dem Bedürfniß der Schauspiele, des Spiels, der Besuche preisgegeben ist,

um die leeren Stunden des Tages auszufüllen; wo man unaufhörlich gegen die Leidenschaften Anderer kämpfen, vor ihnen auf der Hut sein oder ihnen zuvorkommen muß; diejenigen endlich sind es, wo man am Meisten dem Neide und der Bosheit der Menschen, den Launen des Glückes, dem Abscheu und dem Ueberdruß, dessen Keim man in sich trägt, ausgesetzt ist.

Das sind nun aber gerade die Stände, worin sich nach der Meinung der meisten Menschen das Glück befinden soll, die, nach denen sie mit der ganzen Gluth ihrer Wünsche streben, die, nach denen sie mit einem eifersüchtigen Auge gelüsten. Sie halten sich für unglücklich, wenn sie nicht dahin gelangen; sie machen sich unglücklich, indem sie alles Mögliche thun, um dahin zu gelangen; und sie sind mindestens auch unglücklich, wenn sie dahin gelangen: so wenig philosophisch ist der menschliche Verstand.

Ist man aber nicht glücklich, wenn man wenigstens wohlhabend, ohne Ehrgeiz, ohne Eigennutz ist, wenn man thut,

was man will, abwechselnd die Vergnügungen der Stadt und des Landes genießt, von jeder Fessel frei ist, nicht schwer zu arbeiten braucht und nur an sich zu denken hat? Nein, man ist es nicht, selbst nicht menschlicher Weise, wenn man keinen andern Zweck hat, als das sinnliche Vergnügen, wenn man gleich unaufhörlich von einem Vergnügen zum andern überginge, und die Kunst und die Mittel besäße, sie in's Unendliche zu vermannigfaltigen. Und warum? Vor allen Dingen deßhalb, weil die Glückseligkeit nicht in den Empfindungen liegt; weil sich ferner der Sinn der Lust abstumpft; weil die Gewohnheit unempfindlich für sie macht; weil das zu große Streben bewirkt, daß wir nicht wissen, was wir wählen sollen, und daß wir schwer zu befriedigen sind; ein Bug in einem Rosenblatte reicht schon hin, um einen Wollüstigen zu martern; weil endlich ein beständiger Genuß die Seele erschöpft und sie der langen Weile preisgibt.

Unbedenklich ziehe ich selbst hinsichtlich der bloß natürlichen Glückseligkeit dem

Leben solcher von Vergnügungen berauschten Faullenzer das des Landbewohners vor, der den ganzen Tag arbeitet, am Abend ein fröhliches und frugales Mahl im Schooße seiner Familie einnimmt und dann einen ruhigen Schlaf genießt. Ich ziehe das des Handwerkers vor, der bei seiner Arbeit singt, der täglich sein Brod verdient, keine Sorge für den andern Tag hat, und sich an den Ruhetagen mit seinen Freunden einer mäßigen Freude überläßt.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, die körperliche Arbeit sei für die Glückseligkeit hinderlich: im Gegentheil, nichts trägt mehr zu ihr bei, wenn sie anders nicht gezwungen ist. Sie erhält die Gesundheit und die Munterkeit. Die Anstrengungen des Geistes tödten uns, und diesen sind die Landleute und die Handwerker nicht leicht unterworfen.

Das Studiren ist, wenn es sich mit einem anständigen, wichtigen, anziehenden Gegenstande befaßt, wenn die Leidenschaft keinen Spielraum hat, und wenn man es nicht übertreibt, für diejenigen, welche

die Fähigkeit und die Zeit dazu haben, die angenehmste und erfreuendste Beschäftigung. Aber man darf nicht aus eigennützigen Absichten, nicht um des Ruhmes willen, nicht um eine eitle Wißbegierde zu befriedigen, nicht um viele Dinge in seinem Gedächtnisse aufzuhäufen, studiren. Jedes Studium, welches die Freiheit des Geistes beschränkt, und den Leib und die Seele in einer Art Knechtschaft erhält, ist eine Leidenschaft nach ihrer Art, und zwar eine der gebieterischsten. Das Hauptstudium eines jeden vernünftigen Menschen muß das der Philosophie sein, der schönen und wahren Philosophie nämlich, welche den Geist und das Herz vervollkommnet, dem Menschen den Sinn für seine Pflichten einflößt und ihn zu ihrer Erfüllung befähigt. Wenig Bücher enthalten diese schöne Philosophie: einige Spuren davon findet man im Plato; ganz, oder fast ganz ist sie im heiligen Augustin.

In welchem Stande man sich übrigens auch befinden mag, das glückliche Leben für uns hienieden ist das, welches uns fähig macht, die Seligkeit zu ver-

dienen, die uns in der Ewigkeit bereitet ist. Alles, was uns nicht zu diesem Endziele führt, soll für gleichgiltig gehalten werden, und was uns davon abwendet, für bös, für unglückbringend und für höchst verderblich.

XLVII.

Die göttliche Barmherzigkeit.

„Wer nicht über deine Erbarmungen nachdenkt, der schweige von deinem Lobe."
(Bch. 6. K. 7. N. 12.)

Die Erbarmung des Herrn, sagt David, geht über alle seine Werke (Ps. 144, 9.). Er ist groß, ja unendlich groß in der Schöpfung des Menschen und der Welt. Aber in dem unvergleichlichen Werke der Erlösung und des Heils des Menschen übertrifft er sich gewisser Maßen selber. Wenn uns das Schauspiel der Natur, wenn uns alle ihre Schönheiten, alle ihre Reichthümer, die uns gehören, einen unerschöpflichen Stoff zur Bewunderung und Dankbarkeit darbieten, mit welchen Empfindungen muß

uns dann nicht die Betrachtung der Wohlthaten Gottes in der übernatürlichen Ordnung und der Hinblick auf den Gottmenschen durchdringen, der am Kreuze, dem Wirkungskreis seiner Erbarmungen, für uns stirbt!

Wer aber beschäftigt sich wie David unaufhörlich damit, die Erbarmungen des Herrn zu singen, und wem ist die Erinnerung an sie tief in das Herz geschrieben? Man betet wohl zu Gott; geschieht es aber, um ihn zu loben, um die Wunder seiner Liebe zu uns zu feiern? Nein; daran denken gar wenig Christen; sie verstehen fast alle unter dem Gebet nur eine Bitte. Nicht deßhalb rufen sie Gott an, um ihm ihre leiblichen und geistigen Bedürfnisse vorzustellen; sie treten nur mit der ausgestreckten Hand zu ihm, um zu empfangen. Sich aber vor ihm an seine Wohlthaten zu erinnern, sich davon mit ihm zu unterhalten, ihn dafür zu preisen, ihm dafür zu danken, beim Gedanken an ihre Undankbarkeit mit Scham erfüllt zu werden, und sich eben deßhalb zum Vertrauen, zur Liebe und dazu zu

ermuntern, für den Gott, der ihnen so viel Güte bewiesen hat, Alles zu thun, Alles zu leiden, dieß Geschäft ist nur wenigen eifrigen Seelen bekannt. Und doch wäre Gott nichts wohlgefälliger und geeigneter, uns neue Gnaden zu erwirken.

Unsern Gesinnungen und unserm Verhalten nach könnte es scheinen, die Gaben Gottes seien Schulden, die er entrichtet; ja er bleibe noch immer unser Schuldner, und er gebe uns nie genug; wir hätten nur ein Herz, um zu wünschen, nur eine Zunge, um zu verlangen. Unsere Bedürfnisse sind beredt und dringend; unsere Erkenntlichkeit ist kalt und stumm.

Geben wir hier diesen eben so unempfindlichen als eigennützigen Herzen ein Bild von den Erbarmungen unsers Gottes; mögen sie es betrachten; mögen sie es immer vor Augen haben. Gibt es ein rührenderes, vermag irgend eines mehr den Sünder von seinen Verirrungen zurückzuführen, den Gerechten auf dem Pfade der Tugend zu erhalten und ihn zum Fortschreiten zu ermuntern, und Beide von Liebe zu entzünden?

Aus einer ganz freien Güte, da er weder meiner, noch der Ehre, die ich ihm verschaffen kann, bedarf, hat mich Gott dem Nichts entnommen, um mich durch den Besitz seiner selbst ewig glückselig zu machen. Die Vorzüge des ersten Standes der Unschuld, zu dem ich bestimmt war, waren von der Art, daß ihr Verlust ungeachtet der schwachen Vorstellung, die mir von ihnen geblieben ist, mich zu Thränen und Klagen bewegt. Da das ganze menschliche Geschlecht durch den Ungehorsam des ersten Menschen bei dem Schöpfer in Ungnade gefallen war, so gab er mir von freien Stücken einen Befreier: eine Gnade, auf die ich nie hätte Anspruch machen dürfen, und um welche zu bitten, schon mein Stolz nicht zugelassen hätte. Und dieser Befreier ist sein eigener Sohn, ihm gleich, Gott wie er.

O unbegreifliches Wunder von Barmherzigkeit! Der Sohn Gottes wird Mensch und nimmt alle unsere Sünden auf sich; er übernimmt es, die göttliche Gerechtigkeit zu befriedigen, und will deßhalb als der allein Schuldige behandelt werden;

er opfert sein Leben unter den schrecklichsten Qualen auf; er gibt seine Seele der ganzen Strenge der himmlischen Rache preis. Dadurch versöhnt er mich wieder mit Gott, erwirbt er mir die Würde eines Kindes Gottes, wird er selber mein Bruder, und gibt er mir ein Recht auf sein Erbe.

Während seines Lebens läßt er sich herab, mein Lehrer, mein Gesetzgeber zu sein; er legt mir ein Gesetz voll Billigkeit und Milde vor; ein Gesetz, das so sehr der Vernunft gemäß ist, daß ich es nicht übertreten kann, ohne daß mich mein Gewissen verdammt; ein Gesetz, das so sehr meinen Bedürfnissen angepaßt ist, daß es mir nur das gebietet, was zu meiner, selbst jetzigen, Glückseligkeit nothwendig ist, und mir nur das verbietet, was ihr widerstrebt; ein heilsames Gesetz, welches das Heilmittel der tiefen Wunden, die mir die Erbsünde geschlagen, das Schutzmittel gegen meine Schwachheit ist, welches allen meinen Uebeln in ihrer Quelle selbst abhilft; ein Gesetz, das ganz auf die Liebe Gottes abzweckt, in-

dem es mich lehrt, mich in ihm und meines Gleichen um seinetwillen zu lieben.

Um mich zu seiner Ausübung zu ermuntern, hat er es selbst zuerst in seiner ganzen Vollkommenheit beobachtet: von mir verlangt er bei weitem nicht so viel. Und mit diesem Beispiele verbindet er die wirksamsten Hilfsmittel in den Sacramenten, die er eingesetzt hat, in dem Gebete, das er zu erhören sich verbindlich macht, wenn es die erforderlichen Bedingungen hat, in dem Gottesdienst, den er uns vorschreibt, und der so einfach, so würdevoll, so rührend, so tröstend ist.

Da er voraussah, daß ich ihn ungeachtet so vieler Hilfsmittel und Beweggründe doch noch beleidigen würde, so beugt er dem Uebel vor, das ich mir zufügen könnte. Er verlangt nur die Bereuung meiner Fehler von mir und ihr aufrichtiges Geständniß zu den Füßen des mit seiner Macht bekleideten Dieners. Unter diesen zwei Bedingungen verheißt er mir so oft zu vergeben, als ich zu seiner Gnade meine Zuflucht nehme.

Gänzlich an seiner Güte zu verzweifeln, dieß ist das einzige Verbrechen, welches er nicht vergibt.

Das sind die allgemeinen Wohlthaten: Jedermann eigne sie sich an. Warum bin ich als Katholik geboren, und nicht als Schismatiker, als Häretiker, als Muselmann oder als Götzendiener? Wodurch habe ich diese so große Auszeichnung verdient? Ich habe die Taufe empfangen, während selbst im Schooße der Kirche so viele Kinder, dieses Sacramentes und folglich der ewigen Seligkeit beraubt, gestorben sind und noch immer sterben. Habe ich tugendhafte Eltern gehabt, die mir eine christliche Erziehung gegeben, die mir Abscheu vor der Sünde eingeflößt, die über die Erhaltung meiner Unschuld gewacht haben — wem verdanke ich dieß sonst als deiner erbarmungsvollen Vorsehung, o mein Gott? Wie viele Gefahren ist nicht diese gebrechliche Unschuld gelaufen? Wie vielen gefährlichen Gelegenheiten hat mich nicht meine unkluge Jugend ausgesetzt? Wer sonst als du hat mich beschützt?

Wenn ich, nachdem ich so unglücklich war, dich zu beleidigen, nicht gleich bei der ersten Sünde in deiner Ungnade gestorben bin; wenn ich jetzt nicht wie so viele Andere, die vielleicht minder schuldig sind als ich, in den ewigen Flammen brenne; wenn ich mich von meinem Falle wieder aufgerichtet, wenn ich mich zu einem tugendhaften Leben entschlossen habe, wenn ich darin beharre — wer hat mich vor der Hölle bewahrt? wer hat mich bekehrt? wer hat mich bis jetzt in der Ausübung des Guten erhalten?

Ein Jeder gebe sich hier selbst Rechenschaft von den unzähligen Gnaden, die er von Gott erhalten zu haben sich erinnert. Nur glaube er ja nicht, daß er sie alle kenne, er sei vielmehr überzeugt, daß es keinen einzigen Augenblick in seinem Leben gibt, den nicht irgend eine Wohlthat bezeichnet. Und um sich davon fest überzeugen zu können, so beherzige er recht diese drei Punkte: erstens, jede Sünde, die wer irgend begangen, konnte auch er begehen, und er würde sie begangen haben, wenn Gott es so gefügt

hätte, daß er dieser Gefahr ausgesetzt war, und wenn er ihn nicht auf eine besondere Weise beschützt hätte; zweitens, in allen den Augenblicken, die er mehrere Monate, mehrere Jahre, vielleicht während des größten Theils seines Lebens im Stand der Todsünde zugebracht, konnte er sterben und in die Hölle fallen; drittens, alles Gute, was er gethan, alles Böse, was er vermieden, alle Versuchungen, die er überwunden, alle guten Gedanken, guten Wünsche, guten Regungen, die er gehabt — das Alles ist das Werk der Gnade gewesen.

Gott der Güte, in welcher Hinsicht ich mich auch betrachten mag, ich sehe in mir nur deine Wohlthaten — und ich denke nicht daran! und mein ganzes Leben ist nicht unaufhörlich damit beschäftigt, dir dafür zu danken! und sie bewegen mich nicht zu größerer Liebe zu dir! und ich mißbrauche sie fortwährend! und ich widerstrebe deinen zärtlichen Einladungen, und ich verlasse mich auf deine Erbarmungen, um meine Bekehrung zu verschieben, und um mich neuer Sünden

schuldig zu machen! Ich bin böse, und ich bestärke mich in meiner Bosheit, weil ich weiß, daß du gut bist.

Ach! ich bin ein Ungeheuer von Undankbarkeit. Nein, eine ewige Hölle ist nicht zu viel, um einen so großen Frevel zu bestrafen, um den Mißbrauch so vieler Gnaden zu rächen. Wie oft habe ich sie nicht verdient? Ich verdiene sie noch in diesem Augenblick. Wer läßt mich nicht hineinfallen? wer hält mich über diesem Feuerabgrund zurück? Deine Erbarmung, o mein Gott, die mich nicht verderben will, und die mich einladet, mich zu retten. Wie tröstend ist es während des Lebens, sie immer bereit zu finden, mich aufzunehmen! Aber wie schrecklich wird es im Tode für mich sein, wenn ich sie zurückgewiesen, verachtet und verhöhnt habe, und dann zu mir sagen muß: Es gibt nun keine Barmherzigkeit mehr für mich!

XLVIII.

Das Unglück derer, welche sich von Gott entfernen.

„Wehe der vermessenen Seele, welche gehofft hat, sie werde, wenn sie sich von dir entfernt, etwas Besseres finden.“
(Bch. 6. K. 16.)

Diese trügerische und unheilvolle Hoffnung hegt jede Seele, welche sich der Sünde überläßt. Sie sucht ein Gut, ja das höchste Gut. Ihre Vernunft, ihr Gewissen, ihr Glaube sagen ihr, daß Gott dieses höchste Gut ist. Allein dieses Gut enthält nichts Sinnliches; man erfaßt es nicht mit den Organen des Leibes; es macht keinen Eindruck auf die Einbildungskraft und die Leidenschaften. Es ist rein geistig, ja geistiger als die Seele, welche es verlangt: sie erreicht es nur mit ihrem obern Theile, welches der Verstand ist: in ihrem innersten Grunde strebt sie, mit ihm vereinigt zu werden.

Will sie sich immer mit ihm beschäftigen, und soll kein fremder Gegenstand zwischen sie und dieses Gut treten, so

muß sie sich beständig über alle körperlichen Dinge, über sich selbst erheben; so muß sie über die Zeit hinaus gehen und sich in Gedanken in der Ewigkeit festsetzen. Das Alles ist schwer für eine Seele, welche, von einem sterblichen Leibe umhüllt, den Bedürfnissen und der Beschaffenheit desselben unterworfen, hinsichtlich ihrer eigenen Wirksamkeit von ihm abhängig und so mit ihm vereinigt ist, daß er mit ihr Eine Person, Ein Ich bildet; für eine Seele, die überdieß von den äußern Gegenständen angezogen wird, welche die Sinne kitzeln und die Leidenschaften lebhaft aufregen. Welcher Muth, welche Anstrengungen, welche Kämpfe sind nicht nöthig, um so vielen Lockungen widerstehen zu können, um sich nicht hinab ziehen zu lassen, und um sich immer in der hohen Region zu erhalten, wo Gott wohnt!

Die irdischen Güter bieten sich überall ihren Blicken dar; schon in der frühesten Kindheit wird sie an ihre Eindrücke gewöhnt: sie versprechen ihr einen gegenwärtigen Genuß. Statt sie mit ihrem

eigenen Erkenntnißvermögen zu beurtheilen, gewöhnt sie sich daran, sie mit den Sinnen und nach den lebhaften Erregungen, die sie ihr verursachen, zu beurtheilen. Sie kommt daher stufenweise dahin, daß sie sie als Güter betrachtet, die nicht bloß für sie wahre Güter, sondern auch größere Güter sind, als Gott ist, den sie nicht sieht, den sie nicht berührt, den sie nur durch den Glauben auf eine übernatürliche Weise genießen kann, und dessen Besitz ihr nur in einem andern Leben verheißen ist, von dem sie sich keine klare und deutliche Vorstellung zu machen vermag.

Wenn sie sich nicht durch die Betrachtung der ewigen Wahrheiten, durch das Gebet, durch die Ausübung der frommen Werke aufrecht erhält, ist es dann zu verwundern, daß sie, schwach wie sie ist, mächtig angezogen von außen und tyrannisirt von einem Feinde in ihrem Innern, dieß höchste Gut vernachläßigt, daß sie es vergißt, daß sie sich von ihm entfernt, und daß sie ihm die sinnlichen Güter vorzieht, deren Gegenwart sie rührt,

ergötzt, bezaubert, verführt? Sie hangt ihnen also an in der Hoffnung, etwas Besseres als Gott zu finden. Weder die Vernunft noch die Religion zieht sie zu Rathe, um einsehen zu können, wie falsch und ungereimt diese Hoffnung ist; sie beruft sich auf die Sinne, auf die Einbildungskraft, auf die Leidenschaften: das sind ihre Rathgeber und ihre Führer.

Aber wehe der unsinnigen und vermessenen Seele, welche auf solche Rathgeber hört, welche sich solchen Führern überläßt. Sie wird das höchste, das einzige Gut, das sie verachtet, verlieren: sie wird es für immer verlieren, und in den falschen und vergänglichen Gütern, denen sie anhangt, nichts finden, das sie für diesen Verlust entschädigt. Sie genießt sie vielleicht einige Augenblicke lang; allein sie wird ihrer gar bald müde werden und ihnen um anderer willen entsagen, die ihr denselben Ekel verursachen werden. Sie wird sie verfolgen: sie werden vor ihr fliehen; man wird sie ihr streitig machen; man wird sie ihr entreißen: immer nur lebhafte Besorgnisse, immer nur

heftige Wünsche, immer nur getäuschte Hoffnungen; nie eine wirkliche Glückselig-keit; nie ein sicherer Genuß. Im Tode endlich werden ihr diese Güter für immer entrinnen; sie werden vergehen, aber sie wird nicht vergehen; sie wird sie über-leben und sich ihrer ewig beraubt sehen. Keine Reichthümer, keine Ehren, keine Vergnügungen mehr. Ihr Hunger wird ihr aber doch bleiben; und da sie ihn nicht mehr befriedigen, ja nicht einmal hinhalten und täuschen kann, so wird sie von ihm gemartert, verzehrt, grausam zerrissen werden.

Wehe ihr alsdann; wehe ihr für im-mer; wehe ihr rettungslos. Sie ist gänz-lich eines jeden Gutes beraubt: des höch-sten Gutes, das sie verworfen hat, und das sie nie besitzen wird; der unterge-ordneten Güter, in die sie ihre Glückselig-keit gesetzt hatte, die nicht mehr für sie sind, und die nicht mehr wieder kommen werden. Hätte die Seele nach dem Tode auch nur diesen gänzlichen Mangel, diese Entblößtheit, diese allgemeine Beraubung, während sie zudem schlechterdings keine

Hilfsquelle in sich selber hat, zu leiden, so wäre zu ihrer Marter weiter nichts erforderlich. Denn es ist doch gewiß, daß ihre Bedürfnisse unvergleichlich stärker, dringender, unabweislicher sind als die des Leibes. Wenn nun aber ein Mensch fortwährend einen verzehrenden Hunger, einen brennenden Durst fühlte, ohne sich weder irgend eine Erquickung verschaffen, noch den Tod hoffen zu können, so wäre dieß für ihn eine so schreckliche Pein, daß sie sich bis zur Raserei steigern würde. Gleichwohl ist diese Pein, welche für die Seele gewisser Maßen etwas Unbekanntes ist, da sie dieselbe nur des Leibes wegen fühlen kann, nur eine schwache Schilderung, nur ein Schatten der unaussprechlichen Trostlosigkeit, die sie erfahren wird, indem sie sich für immer ihrer Nahrung, ihres Lebens, ihrer Glückseligkeit beraubt sieht, wonach sie einen unermeßlichen Hunger und Durst hat.

Ja, auch abgesehen von den verzehrenden Flammen der Hölle, von der fürchterlichen Schwere der göttlichen Rache, von dem nagenden Wurm des Gewissens,

ist schon die Lage der Seele allein, welche sich selbst überlassen ist und weder in Gott, noch in den Geschöpfen, noch in sich irgend Etwas findet, das ihr Verlangen, glückselig zu sein, nicht etwa befriedigen, nein, nur einen Augenblick lang täuschen, hinhalten könnte, mehr als hinreichend, um sie in Aengsten, in einer Verzweiflung, in einer Wuth zu erhalten, wovon man sich unmöglich eine Vorstellung machen kann.

Gibt es also, abgesehen von dem, was uns die Offenbarung lehrt, einen Gott, eine Vorsehung, ein Naturgesetz, ein anderes Leben, so kann die Seele dieser Strafe nicht entgehen; und die Vernunft ist gezwungen, anzuerkennen, daß sie unendlich gerecht ist. Denn die Billigkeit spricht aus, daß derjenige, welcher aus einem freiwilligen, sträflichen, hartnäckigen Irrthum der einzigen Quelle seiner Glückseligkeit entsagt hat, um falschen Gütern anzuhangen, verdient, mit dem Verluste des wahren Gutes, das er verachtet hat, und der nichtigen Güter, für die er eingenommen war, bestraft zu

werden und ewig in dem gewaltsamen Zustande der schmerzlichsten Beraubung zu bleiben.

XLIX.

Warum die stolze Philosophie das Evangelium verwirft.

„In jenen (platonischen) Büchern habe ich nicht gelesen, daß das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat.“
(Bch. 7. K. 9. N. 14.)

Der heilige Augustin bemerkt in dieser Stelle, daß er, als er die Bücher der Platoniker zu lesen begann (ohne Zweifel derjenigen, welche nach Jesus Christus geschrieben haben) manches dem Anfange des Evangeliums des heiligen Johannes sehr Aehnliches über die ewige Zeugung des Wortes, über seine Herrlichkeiten und darüber, daß es das Licht ist, welches die Welt erleuchtet, darin gefunden, aber nichts in Bezug darauf, daß das Wort Fleisch geworden, so wie über die Folgen des Geheimnisses der Menschwerdung gelesen habe. Die Platoniker

jener Zeiten hatten eine Kenntniß von diesem Evangelium; und es ist gewiß, daß einer unter ihnen, Numenius, denk' ich, sagte, man solle die ersten Worte desselben mit goldenen Buchstaben schreiben.

Da sie darin einige Aehnlichkeit mit dem, was man im Plato liest, fanden, (er hatte diese Lehre wahrscheinlich von der Schule des Pythagoras entlehnt, welcher kurze Zeit nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft entweder von Juden oder von den Magiern in Babylon unterrichtet worden war), so bewunderten sie die ersten Verse des Evangeliums des heiligen Johannes und nahmen sie gern an als eine schöne und erhabene Forschung, welche dem Stolz ihrer Vernunft schmeichelte (denn diese Platoniker waren die stolzesten unter den Philosophen), verwarfen aber aus einer gewissen Aufgeblasenheit des Herzens, was der Apostel von dem Worte hinzufügt, daß es nämlich Fleisch geworden und mit den Menschen verkehrt hat (Philipp. 2, 6—8.).

Nicht das Erhabene in den Geheimnissen der christlichen Religion schreckte

einst die stolze Philosophie zurück, sondern das Kleine und, wenn man so sagen darf, das nach menschlicher Ansicht Niedrige und Verächtliche, das sie enthält. Ein Gottmensch, ein armer Gott, ein leidender Gott, ein mit Schmach beladener Gott, der an einem Kreuze als ein Missethäter stirbt, das war für jene eiteln und von sich selbst vollen Geister der große Stein des Anstoßes.

Noch heut zu Tage wie in den ersten Jahrhunderten sind nicht die Glaubenslehren des Evangeliums für die Ungläubigen anstößig, sondern die moralischen Folgerungen aus diesen Glaubenslehren; nicht das ist anstößig, was es zu glauben gebietet, sondern das, was es zu thun einschärft. Man nimmt Alles gern an, was die Begriffe erhöht, das aber, was das Herz beschränkt, abtödtet, demüthigt, will man nicht. Aus eben der Ursache, woraus das Uebel entsprungen, verwirft man das Heilmittel. Statt ein Verlangen nach seiner Heilung zu haben, will man nicht einmal zugestehen, daß man krank ist. Sonderbarer Zustand des Menschen!

beklagenswerthe Folge seines Stolzes und seiner Verderbtheit!

Wenn es möglich wäre, einen Augenblick vernünftig zu sprechen . . . . Doch wie kann man mit freiwillig Blinden vernünftig sprechen? Wie kann man ihnen zeigen, was sie nicht sehen wollen? Wie kann man sie von dem überzeugen, was sie entschlossen sind nicht zuzugeben? Mögen sie gleichwohl zuhören, wenn sie noch einige Geradheit, noch einigen Eifer für ihre wahren Vortheile haben.

Nehmen wir das Dasein Gottes, des Naturgesetzes, den Unterschied des Guten und des Bösen, die Wirklichkeit der Belohnungen und der Bestrafungen in einem andern Leben, nehmen wir das an, was man nicht bestreiten kann, ohne ein entschiedener Ungläubiger zu sein. Nehmen wir ferner an, was die Erfahrung zeigt und zu jeder Zeit gezeigt hat, daß die drei großen Krankheiten des Menschen, die drei Ursachen der Verbrechen, welche die Erde überschwemmen, der Stolz, der Geiz und die Sinnlichkeit sind. Welches auch der Ursprung dieser drei Uebel sein

mag, im menschlichen Herzen muß man ihn suchen. Die Vernunft kann sich nicht enthalten, ein Verlangen nach dem Heilmittel derselben zu haben. Wer kennt aber dieses Heilmittel? Wer hat ein Recht, es dem Menschen vorzuschlagen? Wer besitzt das Geheimniß, seinen Willen zu bewegen, daß er Gebrauch davon mache? Ohne Zweifel Gott allein.

Nun aber sage ich, daß die christliche Religion selber das Heilmittel ist, welches wir suchen; ich sage, daß sie allein uns vollkommen unsere Uebel offenbart; daß sie uns ihre Unordnung zu erkennen gibt; daß sie uns die Mittel zu ihrer Entfernung anzeigt und uns allen nöthigen Beistand leistet. Wenn dem so ist, so ist es Thorheit, so ist es Wahnsinn, sie eben deßhalb zu verwerfen.

Was kann hier der Feind dieser Religion einwerfen? Wird er leugnen, daß der Mensch stolz, geizig, sinnlich ist; und daß diese Laster für ihn und für die Gesellschaft die verderblichsten Folgen haben; daß sie ihn anreizen, bei jeder Gelegenheit das Naturgesetz in allen seinen Punk-

ten zu übertreten? Allein dieß hieße den Augenschein leugnen. Wird man sagen, man solle den Menschen lassen, wie er ist, und es nicht unternehmen, ihn zu heilen? Es wäre sehr grausam, zu wollen, daß er schuldig und rettungslos unglücklich sei. Welches Murren, welche Klagen würden nicht gegen die Vorsehung laut werden, wenn Gott diesen Entschluß gefaßt hätte, der an sich nach den Grundsätzen des Christenthums gerecht wäre, aber nur bloß rächend gerecht, ohne alle Spur von einer Barmherzigkeit!

Wird man sagen, daß das Naturgesetz ein hinreichendes Mittel ist? Allein es ist offenbar, daß dieses Gesetz nicht selber ein Heilmittel ist. Gibt es uns, indem es uns unsere Pflichten vorschreibt, auch das Vermögen, um sie erfüllen zu können? Zerstreut es die Blindheit des Geistes? Stärkt es die Schwachheit des Willens? Es verwirft die drei Laster, von denen die Rede ist; aber heilt es sie? liefert es die Mittel dazu? Ist es ihm gelungen, sie bei allen den Völkern der Erde zu heilen, welche, nachdem sie

die ursprüngliche Religion verdorben und von ihr keine Hilfe mehr zu erwarten hatten, auf das Naturgesetz allein angewiesen waren? Ja haben sie dieses Gesetz in seinem ganzen Umfange gekannt? Und was sie davon gekannt, haben sie es in Ausübung gebracht?

Es bleibt nur mehr übrig, zu sagen, daß das christliche Gesetz in dieser Hinsicht auch nicht wirksamer ist als das Naturgesetz. Das wird sich aber kein Deist zu sagen getrauen, wenn er noch ein Gefühl von Billigkeit und Scham hat. Denn es ist erstens offenbar, daß uns die christliche Religion über die Quelle dieser drei Krankheiten auf eine Weise aufklärt, wie es durch das Naturgesetz nicht geschieht; zweitens, daß sie sie an der Wurzel angreift und bis in ihre kleinsten Fibern verfolgt; drittens, daß sie dem Menschen alle Gnaden zusichert, die er nöthig hat, um gegen sich kämpfen und sich selbst überwinden zu können; daß sie ihm die stärksten und dringendsten Beweggründe vorhält, diesen peinlichen Krieg zu unternehmen, und

daß sie ihm in Jesus Christus selbst, seinem Haupte, seinem Erlöser, seinem Meister, seinem Vorbilde, seinem Richter, ein Beispiel zeigt, dem nachzufolgen ihn Alles einladet, und das ihn, ohne daß er Etwas dagegen sagen kann, schamroth macht, wenn er davon abweicht.

Man wird mir hier jede Beweisführung erlassen: abgesehen davon, daß mich dieß zu weit führen würde, spricht die Sache von selber; und es sind dieß eben die Gründe, welche den Ausschweifenden und den Ungläubigen diese Religion verhaßt machen. Würde sie den Menschen nicht mehr demüthigen, würde sie seine Begierlichkeit nicht mehr unterdrücken, würde sie die Fleischeslust mehr schonen — sie würde sie dann nicht mehr zu ihren Feinden zählen.

L.

Der richtige Begriff von dem Geschöpfe.

„Ich habe alle Dinge betrachtet, die unter dir vorhanden sind, und ich habe ge-

sehen, daß sie weder ganz das Sein, noch ganz das Nichtsein haben."

(Bch. 7. K. 11.)

Es ist wichtig, ja nothwendig für uns, einmal einen richtigen Begriff von den Geschöpfen zu bekommen, um zu wissen, wie wir von ihnen urtheilen sollen, wie wir sie zu gebrauchen haben, und inwiefern wir uns auf sie verlassen können.

Gott ist; er ist durch sich selber und durch die Nothwendigkeit seiner Natur; er ist auf eine unbedingte, unabhängige, unveränderliche Weise. Nur er ist und kann so sein; und es muß schlechterdings ein solches Wesen geben wie Gott, und zwar nur ein einziges.

Die Geschöpfe sind auch, nicht durch sich selber; denn nichts in ihrer Natur fordert das Dasein; sondern weil es Gottes freier Wille war, daß sie sein sollen. Sie haben angefangen, zu sein: sie gehören also nicht der Ewigkeit, sondern der Zeit an, deren einziges Maß ihre (der Geschöpfe) Dauer ist. Sie sind das, wozu sie Gott gemacht hat: sie haben

Eigenschaften, Beziehungen, Gebrauch, Bestimmung nur nach dem Willen und den Absichten des Schöpfers. Ihr Dasein ist also untergeordnet, abhängig, der Veränderung unterworfen. Sie sind in Bezug auf Alles das, was sie von Gott bekommen haben; sie sind nicht, insofern sie immer dem Nichts zustreben, woraus sie gekommen sind, und insofern sie ihrer Grenzen, ihrer Veränderlichkeit, ihrer Mangelhaftigkeit wegen nothwendig an dem Nichts theilnehmen.

Der Mensch, ein freies und vernunftbegabtes Geschöpf, befindet sich gewisser Maßen in der Mitte zwischen Gott und den übrigen Wesen, woraus diese Welt besteht. Selbstverständlich bleibt immer ein unendlicher Abstand zwischen dem Schöpfer und dem vollkommensten Geschöpfe. Es ist auch nicht von einer Mitte hinsichtlich der Natur und der Vollkommenheiten die Rede, sondern hinsichtlich der Beziehungen. Was ich also sagen will, ist: die Wesen, welche nicht vernunftbegabt sind, beziehen sich unmittelbar auf den Menschen, indem sie nur

für ihn da sind und gewisser Maßen in ihm endigen; und der Mensch hat eine unmittelbare Beziehung auf Gott, um dessen willen er gemacht, und der sein Ziel ist.

Diese Wahrheit ist einleuchtend. Gott konnte die übrigen Geschöpfe nicht direct für sich selber hervorbringen, welche ihn weder zu erkennen, noch ihn irgendwie zu verherrlichen vermögen. Und es ist unzweifelhaft, daß seine Weisheit, welche nichts Unnützes thut, ihm nicht gestattet hätte, sie hervorzubringen, wenn er nicht die Absicht gehabt hätte, sie zu unserem Gebrauche zu bestimmen. Der Mensch dagegen, der mit Vernunft und Freiheit begabt ist, hat beide nur empfangen, um Gott durch die Kenntniß und durch die Liebe zu verherrlichen: das ist seine Bestimmung; einen andern Zweck hatte und konnte Gott nicht haben, als er ihn erschuf.

Daraus gehen die wichtigsten Folgerungen hervor, welche die Pflichten des Menschen sowohl in Bezug auf Gott als in Bezug auf die Benützung der Geschöpfe bestimmen.

Da der Mensch einzig für Gott gemacht ist, so muß er nach dem streben, was unwandelbar, nach dem, was ewig ist. Sein Verstand hat zum Wirkungskreis die Wahrheiten, welche immer dieselben sind und seinen Urtheilen und seinem Verhalten zu Grunde liegen sollen. Der Wirkungskreis seines Willens und seiner Liebe ist das höchste und unendliche Gut. Seine Freiheit ist der Leitung der ewigen Gesetze unterworfen, welche aus seinen Beziehungen zu Gott fließen, und welche ihm theils durch das natürliche Licht, theils durch die Offenbarung angezeigt werden. Theils durch die Offenbarung, sage ich, weil die geoffenbarten Gesetze, obwohl sie positiv und hinsichtlich ihres Gegenstandes frei, doch insofern nothwendig sind, als Gott, als er den Menschen erschuf, es nicht unterlassen konnte, ihm die Absichten, welche er mit ihm hatte, zu offenbaren und ihm vorzuschreiben, wie er von ihm geehrt werden will. Gott ist also als Wahrheit der Mittelpunkt unserer Kenntnisse, als Gut der Mittelpunkt unserer Zuneigungen, als

höchstes Gesetz die Richtschnur unserer Handlungen.

Wenn der Mensch nur Geist wäre, so wäre Gott für ihn Alles; und das Uebrige in dieser Welt wäre für ihn nichts; die Welt wäre gar nicht für ihn da; denn der Mensch bedürfte ihrer ja nicht. Allein er hat auch einen Leib: und durch diesen hängt er mit der ganzen Natur zusammen; einzig deßhalb steht er in Verhältnissen mit den nicht vernunftbegabten Geschöpfen. Man sehe doch, wie hoch die Würde des Menschen schon in der bloß natürlichen Ordnung ist. Seine Seele ist unvergleichlich über alle übrigen Geschöpfe erhaben, welche nicht geistig sind, wie sie; und diese Geschöpfe sind für den Gebrauch und die Bedürfnisse seines Leibes bestimmt. Man denke sich, wenn es möglich ist, wie sehr er sich entwürdigt, wenn er ihnen seine ganze Werthschätzung schenkt, wenn er sie sucht, wenn er ihnen anhangt, kurz, wenn er sich ihrer anders als nach der Absicht und dem Willen des Schöpfers bedient. Die Absicht des Schöpfers ist nun aber

diese, daß, da ihn die übrigen Geschöpfe nicht selber verherrlichen können, der Mensch ihn für sie verherrlichen soll, indem er sich ihrer bedient, um sich zu Gott zu erheben, nicht aber, um sich von ihm zu entfernen.

Man denke sich ferner, wie tief er sich erniedrigt, wie sehr er die von Gott gesetzte Ordnung verletzt, wenn er seinen eigenen Leib übermäßig liebt, wenn er ihm schmeichelt, ihn befriedigt, wenn er nur für ihn da zu sein scheint. Alsdann zieht er, die ärgste Verkehrung, den Leib, welcher der Sclave ist, der Seele vor, welche die Herrin ist; er zieht grobsinnliche und thierische Empfindungen den reinsten, den befriedigendsten Genüssen des Geistes vor; er zieht diesen Leib Gott selber vor, welcher der Seele und dem Leibe das Dasein gegeben hat. Und er sage nur nicht, diese Vorziehung geschehe nicht durch seine Vernunft; diese kenne den Abstand zwischen dem geistigen und dem materiellen, zwischen dem unerschaffenen und dem erschaffenen Wesen gar wohl. Es macht ihn dieß nur um

so schuldiger, weil diese Vorziehung durch seinen Willen ungeachtet aller Erkenntnisse seiner Vernunft geschieht.

Nicht minder erniedrigt er sich, wenn er den Leib seines Gleichen liebt, da er ihn nur in Bezug auf den seinigen liebt und seine Glückseligkeit in den Genuß einer vergänglichen Schönheit setzt. Noch weit mehr erniedrigt er sich, wenn er den Reichthümern als einem Mittel, um sich sinnliche Vergnügungen zu verschaffen, anhangt, und sich durch eitle Ehrentitel blenden läßt, die nur ein äußeres Zeichen sind.

Kann sich aber der Mensch nicht wenigstens wegen der großen Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens schätzen und lieben? Ich will nicht dagegen sagen, daß diese Eigenschaften nicht so groß sind, wie er sich einbildet, und daß er sie fast immer falsch beurtheilt. Ich sage nur, daß er es nicht kann, und daß er sich gleichfalls erniedrigt, wenn er seine Werthschätzung und seine Liebe auf sich selbst richtet. Was er in sich schätzt und liebt, ist nichts, durchaus nichts, wenn er es

von Gott trennt, weil sein Geist nur insofern ein wirkliches Verdienst hat, als er sich bestrebt, Gott kennen zu lernen und alle seine Gedanken auf ihn zu beziehen, und weil sein Herz nur insofern schätzenswerth ist, als alle seine Neigungen Gott geweiht werden. Denn der Verstand und der Wille sind nur Fähigkeiten der Seele, und keine Fähigkeit ist an und für sich schätzenswerth, sondern nur in Bezug auf seinen Gegenstand. Wenn nun der Gegenstand des menschlichen Verstandes Gott ist; wenn der Gegenstand des menschlichen Willens Gott ist, so sind diese zwei Fähigkeiten von keinem Werthe; sie sind sogar verächtlich, wenn sie nicht auf Gott bezogen werden. Schätzt und liebt sich also der Mensch in Bezug auf sich selbst, so schätzt und liebt er nur die Eitelkeit und das Nichts; er beschränkt auf das menschliche Ich, was nichts ist, was ihm Gott nur gegeben hat, damit er es auf ihn richte, der Alles ist; und durch diese Unordnung setzt er sich sogar unter das Nichts, weil es besser ist, nicht zu sein, als bös und verdorben zu sein.

LI.

Um in sich selbst bleiben zu können, muß man in Gott bleiben.

„Wenn ich nicht in Gott bleibe, so kann ich nicht in mir selber bleiben."
(Bch. 7. K. 11.)

Ist dieser Lehrspruch wahr? Warum ist er wahr? Zwei Fragen, welche genau zu untersuchen, für jeden Menschen wichtig ist. Zuvor aber muß mit zwei Worten erklärt werden, was es heißt, in Gott bleiben, und in sich selbst bleiben.

In Gott bleiben, heißt nicht bloß, im Stande der Gnade sein; sondern es heißt, innig mit Gott durch den innersten Willen vereinigt sein; es heißt, sich gewöhnlich mit dem Gedanken an Gott beschäftigen; es heißt, Alles auf ihn beziehen, sich einzig auf ihn stützen, in ihm ruhen. Es heißt folglich, entweder schon heilig sein, oder auf dem Wege der Heiligkeit wandeln. Man erinnere sich an das, was ich weiter oben nach dem heiligen Augustin gesagt, daß nämlich die Gegenwart Gottes bis zum Mittelpunkt der

Seele dringt. Wenn nun die Seele alle ihre Kräfte in diesen Mittelpunkt zurückzieht, wo Gott wohnt, so bleibt sie in Gott. Wenn die meisten Christen dieß nicht verstehen, so kommt dieß daher, weil sie nie in sich selbst eingegangen sind, um Gott in sich zu finden.

In sich bleiben, heißt, nicht aus sich selbst hinaus gehen, um sich äußerlich mit den erschaffenen Gegenständen zu beschäftigen; es heißt, seine Gedanken und seine Neigungen auf sich zurückführen; es heißt, sich selber besitzen; es heißt, in seinem Nachdenken und in dem Zeugnisse seines Gewissens irgend Etwas finden, das uns beruhigt, das uns einen Frieden, eine Zufriedenheit, ein unerklärliches Wohlsein verschafft. Die Weltlinge, die sich auf ihr Denken und Philosophiren viel einbilden, werden es besser zu wissen glauben, was es heißt, in sich selbst, und in Gott bleiben; denn sie bilden sich ein, daß sie in sich selbst bleiben; und sie geben sich wenig Mühe, in Gott zu bleiben. Sie sollen aber sehen, daß sie sich täuschen.

Ist es nothwendig, in Gott zu bleiben, um in sich selber so bleiben zu können, wie ich es eben erklärt habe? Ja: der heilige Augustin sagt es bestimmt; und die Heiligen beweisen es eben so wie die Sünder. Unter den Heiligen verstehe ich die gesammelten und innerlichen Seelen. Was die Christen betrifft, die, ohne innerlich zu sein, fromm sind und die Sünde meiden, so bilden sie einen besondern Stand, von dem ich nicht reden will.

Die Heiligen stehen nur insofern gut mit sich selber, als sie mit Gott gut stehen; die Gegenwart Gottes, die sie genießen, versteckt sie in sich selber und gestattet ihnen nicht, sich äußerlich zu zerstreuen; die Einsamkeit, wo sie sich, getrennt von den Geschöpfen, allein mit Gott befinden, ist ihre Hauptneigung. Selbst in ihrem nothwendigen Verkehr mit der Welt bleiben sie immer im Innern gesammelt, so daß das äußere Geräusch zwar zu ihren Sinnen, aber nicht bis zum Herzen gelangt. Die Geschäfte, die Sorgen, die Unruhen sind auch ihnen nicht erlassen; aber sie rühren sie nicht,

sie entziehen ihnen den Frieden nicht, welchen sie in Gott genießen. Sie sind weder dem Ueberdruß, noch den Kümmernissen, weder den Wünschen, noch den Befürchtungen und dem Reueschmerz, noch überhaupt der Aufregung der menschlichen Leidenschaften unterworfen, indem sie in ihrem Innern immer Etwas haben, das sie gesammelt erhält, das sie beruhigt und erfüllt.

Unter allen den Personen, welche in Gott bleiben, wird man keine einzige finden, welche die Wahrheit nicht kennt, von der ich spreche, und nicht die beständige Erfahrung von ihr macht, Gott mag sie nun trösten oder betrüben. Denn ihre Trübsale sind von der Art, daß sie, so lange sie bei Gott bleiben, auch im Frieden mit sich selbst bleiben. Die Leiden, durch welche sie Gott übt und reinigt, berauben sie nicht einer gewissen geistigen Freude, und verhindern nicht, daß sie ihren Zustand, so schmerzvoll er auch ist, allen den Vergnügungen vorziehen, die ihnen die Geschöpfe verschaffen könnten. Man rathe diesen innerlich mit Gott ver-

einigten Seelen, sie sollen aus sich selber hinausgehen, irgend eine Zerstreuung, einen Trost, eine Stütze außer sich suchen; sie werden nie einwilligen: Gott genügt ihnen; Gott ist ihr Alles. Wo kann man sich wohl befinden ohne ihn? sprechen sie mit dem heiligen Augustin; wo kann man sich übel befinden mit ihm?

Ganz entgegengesetzt verhält es sich mit den Sündern. Weil sie schlecht mit Gott stehen, stehen sie auch schlecht mit sich selber; weil sie ihn fliehen, fliehen sie auch sich; weil für sie der bloße Gedanke an seine Gegenwart unerträglich ist, können sie sich auch selbst nicht mehr ertragen. Sie denken daher auch nie über sich selbst und über den Zustand ihrer Seele nach; sie gehen nie in ihr Herz ein; und wenn sie wider ihren Willen in dasselbe zurückgerufen werden, so ist dieß für sie eine Marter. Man beobachte sie; man wird sehen, daß sie nichts so sehr fürchten als die Einsamkeit; daß sie die Zerstreuung, die Ergötzungen, die Ränke und dergleichen suchen,

um sich selber und der langen Weile zu entgehen, die sie verfolgt. Wenn man in ihre Seele dringen könnte, oder wenn sie selber Rechenschaft von ihr geben wollten, so würde man sehen, daß sie weder den Frieden noch die Glückseligkeit kennt; daß die Augenblicke der Freude, die sie fühlt, eine Trunkenheit sind, nach deren kurzer Dauer sie in einen traurigern Zustand zurücksinkt.

Dazu kommen die Leidenschaften, denen sie preisgegeben sind, die Gewissensbisse, die sie zermartern, die Schrecknisse des andern Lebens, die sie beunruhigen, selbst die Furcht vor den menschlichen Gerichten, die sie argwöhnisch, mißtrauisch, auf einen Blick, auf ein Lächeln, auf ein Wort aufmerksam machen. Sie können nicht bloß nicht bei sich selbst bleiben, weil sie nicht bei Gott bleiben, sondern sie können auch nicht bei andern Menschen bleiben: sie haben keine Freunde, keine Vertrauten, und ihre Lage ist peinlicher, schrecklicher, als man sich vorstellen kann. Es ist dieß nicht aus der Luft gegriffen. Alle diejenigen, welche, nachdem sie sich von Gott

entfernt hatten, wieder zu ihm zurückgekehrt sind, haben bekannt, daß dieß ihr Zustand war, und daß sie nie einen Augenblick Ruhe genossen.

Warum kann man aber nicht in sich selber bleiben, wenn man nicht in Gott bleibt? Der Grund ist einfach. Gott allein nämlich kann das Herz des Menschen beruhigen, seine Wünsche befriedigen, seine Leiden lindern, seine Hoffnung nähren. Und dann ist es unmöglich, daß das menschliche Herz sich selber genug sein kann, oder daß es außer Gott Etwas finden kann, das ihm genug sein könnte. Der Mensch kann nun aber nur insofern bei sich bleiben, als er mit seinem gegenwärtigen Zustande zufrieden ist, und als er nicht nach der Veränderung desselben strebt. Wenn er nun keine Gelegenheit hat, diese Befriedigung von den äußern Gegenständen und von sich selbst zu erwarten, so wird er nie bei sich wohnen können; sondern er wird sich fliehen und sich mit Ungestüm auf Alles werfen, was sich ihm darbietet, um da vergeblich zu suchen, was er in sich nicht findet; er

wird sich täuschen; er wird sich an Trugbildern weiden; und immer betrogen, wird er sich unaufhörlich auf's Neue betrügen, bis er sich endlich entschließt, zu dem wahren Gute zurückzukehren, für welches er erschaffen ist.

Gott wäre weder der Anfang noch das Ziel des Menschen, wenn der Mensch seine Glückseligkeit außer Gott, entweder in sich selbst oder in den übrigen Geschöpfen finden könnte. So wahr und augenscheinlich es also ist, daß der Mensch sich nicht selbst gemacht, und daß er Gott zum Urheber hat, so unbestreitbar ist es, daß er Gott anhangen muß, um schon in diesem Leben die ganze Glückseligkeit genießen zu können, deren er fähig ist.

LII.

Was uns zu Gott hinzieht, und was uns von ihm hinwegzieht.

„Ich wurde durch deine Güte zu dir hingezogen; bald aber zog mich meine Schwere wieder von dir hinweg." (Bch. 7. K. 17.)

Unsere Seele hat, wenn man so sagen darf, zwei Gestalten. Durch die eine

wird sie zu Gott hingewandt; durch die andere betrachtet sie die bemerkbaren Gegenstände. Ihre Natur macht sie geneigt, sich zur Betrachtung der geistigen Dinge und besonders des höchsten Wesens zu erheben. Allein ihre Vereinigung mit dem Leibe und noch mehr die Fleischeslust drücken sie zu den materiellen Dingen hinab. Schenkt sie einer Seits den reinen Begriffen des Verstandes auch nur einige Aufmerksamkeit, so kann sie nicht umhin, die ewige Wahrheit, die ewige Schönheit zu bewundern und zu lieben, mit der sie in einem geheimen und innigen Zusammenhange steht. Anderer Seits bewegt sie ihre Abhängigkeit von ihrem Leibe, ihre Werthschätzung und ihre Zuneigung der Lüge, der Eitelkeit, dem, was nur in der Zeit besteht und mit der Zeit vergeht, zuzuwenden. Sie fühlt sich also nach und nach erhoben, hingezogen zu dem höchst schönen, höchst guten Wesen zu erheben; sie bekommt erhabene Vorstellungen von ihm; sie fühlt, daß sie gebildet ist, um mit ihm vereinigt zu werden; und sie hat ein heißes Verlangen nach dieser Vereinigung.

Und bald darauf hat sie niedrige Absichten, grobsinnliche Empfindungen, die sie wieder zum Irdischen zurückführen: sie findet nur das schön, gut, ihrer Bestrebungen würdig, was in ihre Sinne fällt, was diesen schmeichelt; und in diesen scheinbaren Genuß setzt sie ihre Glückseligkeit.

Wenn die Seele, von Allem losgemacht, was sie unter sich sieht, und was sie nur mittels des Leibes rührt, den verständigen Theil in sich ausbildet, der auf die geistigen Gegenstände gerichtet ist und sie erfaßt; wenn sie sich durch den Gedanken und durch die Zuneigung in dieser hohen Region erhält, wo nichts als Ewiges, Einfaches, Reines, Unwandelbares existirt; wenn sie zugleich die Regeln der Sitten, welche sie da kennen lernt, auf ihr Verhalten anwendet, und es nicht bei einer kalten und unfruchtbaren Betrachtung bewenden läßt, so ist sie ein Philosoph oder Liebhaber der Weisheit, welche nichts Anderes ist als Gott selber. Wenn sie dagegen, indem sie Alles das, was den Sinnen und der Einbildungskraft un-

zugänglich ist, als eitle Vorstellungen und als Trugbilder behandelt, auf der Erde kriecht, und nur dem Wirklichkeit einräumt, was zur Materie gehört, und nur dem anhangt, was ihr angenehme Empfindungen verschafft, und zu diesem Zwecke ihre edelsten Fähigkeiten anwendet, dann ist sie thierisch, fleischlich, mit dem Leibe, den sie bewohnt, gewisser Maßen vermischt.

Ich frage nicht, für welches von den zweien die menschliche Seele gebildet ist, für das Sinnliche oder für das Geistige. Wer hinsichtlich dieser Frage zweifelhaft sein kann, der ist des Namens Mensch unwürdig. Dagegen frage ich, zu welchem von den zweien unsere eigene Wahl und unsere Gewohnheiten unsere Seele hinlenken. Prüfen wir uns selbst ein wenig, und sehen wir, was wir sind: die Sache verdient wohl, daß man darüber nachdenkt. Sind es die geistigen Dinge, welche uns anziehen? Beschäftigen wir uns gern mit ihnen? Denken wir mit Vergnügen, ja mit Entzücken daran, daß wir für das erschaffen sind, was

ewig ist; daß diese sichtbare Welt für uns nur ein Ort der Verbannung und der Pilgerschaft ist; daß unser wahres Vaterland jene übersinnliche Welt ist, wo Gott in sich selbst existirt und uns sein klares Anschauen und seinen Besitz verheißen hat, wenn wir uns hienieden bestreben, uns dessen würdig zu machen? Nährt sich unsere Seele mit dem, was immer wahr, immer schön, immer gut ist, mit dem, was sich nicht verändert, mit dem, was nicht vergeht, mit dem, was wesentlich und unendlich vollkommen ist? Bietet sie nur aus Nothwendigkeit die Hand zu den Bedürfnissen des Leibes, so daß sie ihm nichts darüber hinaus gestattet und seufzt, daß sie sich ihm unterworfen sieht? Fühlt sie sich durch die Kämpfe des Fleisches gegen den Geist gedemüthigt? Wiedersetzt sie sich mit ihrer ganzen Kraft der Fleischeslust, so daß sie ihre Sinne gefangen hält, und alle die eiteln Ergötzungen verachtet, deren Werkzeuge sie sind? Ist sie nicht leidenschaftlich eingenommen für die Schauspiele, welche die Neugierde verlocken, für die

Reichthümer, welche die Habsucht erregen, für die vergänglichen Schönheiten, welche die Sinnlichkeit reizen, für die Ehren und die Würden, welche den Ehrgeiz anstacheln? Sieht sie das Alles mit einem gleichgiltigen Auge an? Gebraucht sie mit einem Worte diese Welt, als gebrauchte sie sie nicht, überzeugt, daß die Gestalt der Welt vergeht, und daß, da sie unsterblich ist, diese vergängliche Gestalt, dieser flüchtige Schatten weder ihre Achtung noch ihre Anhänglichkeit verdient?

Das soll den Stoff zu einer ernsten Prüfung für ein vernunftbegabtes Wesen bilden, das in der Schule der wahren Philosophie und der wahren Religion erzogen ist, welche nur Eins und dasselbe sind. Es muß sich eine genaue und strenge Rechenschaft von seinem innern Zustande geben: es muß sehen, von welcher Richtschnur es seine Urtheile leiten läßt: ob die Wahrheit, wie der reine Verstand sie erfaßt, diese Richtschnur ist, oder ob es die eiteln Trugbilder sind, welche sich die Einbildungskraft auf den Bericht der Sinne hin bildet; ob es die

Dinge ihrem Wesen, oder dem Anscheine nach betrachtet; ob es die Sache der Zeit für nichts hält im Vergleiche mit der Sache der Ewigkeit. Es muß die Empfindungen seines Herzens erforschen, seine Befürchtungen, seine Hoffnungen, seine Zuneigungen, seine Abneigungen; ob es rein ist in seinen Beweggründen, weise und erleuchtet in seinen Wahlen, der Ordnung und der Regel entsprechend in seinen Anhänglichkeiten, frei und unabhängig von allen den Ereignissen, welchen unsere Natur unterworfen ist; ob es nur dem Willen und dem Wohlgefallen Gottes gemäß nach irgend Etwas strebt; ob es seine größte Furcht ist, ihn zu beleidigen, sein größtes Verlangen, ihn zu lieben, die erste und theuerste seiner Pflichten, ihm zu gehorchen.

Wohl der Seele, welcher das Gewissen über das Alles ein günstiges Zeugniß gibt! Wohl der Seele, welche die entzückende Schönheit Gottes unaufhörlich anzieht, welche diesem Reize getreulich folgt, ihn nach ihrem ganzen Vermögen nährt und unterhält; welche die Last des

Fleisches wohl manchmal in Versuchung führen und erschüttern kann, aber nie zu den vergänglichen Dingen hinabzieht; oder welche sich wenigstens nach ihrem Falle sehr bald wieder erhebt, sich desselben schämt, und sich seiner als eines Sporns bedient, um eifriger als bisher nach Gott zu streben!

Soll aber die Seele, welche, wenn sie über ihren Zustand nachdenkt, sieht, daß sie der Sclave ihres Leibes und der sinnlichen Gegenstände ist, aus Stolz sich darüber ärgern und grämen, und aus Verzweiflung, sich dieser Knechtschaft entreißen zu können, den schrecklichen Entschluß fassen, ihre noch übrigen Tage darin znzubringen? Das verhüte Gott. Sie erhebe vielmehr aus dem Schlamme, in den sie versunken ist, die Hände zu dem, der sie daraus ziehen kann und will; sie demüthige sich vor ihm; sie rufe ihn an und spreche zu ihm: Errette mich aus dem Schlamme, auf daß ich nicht stecken bleibe (Ps. 68, 15.); sie wirke getreulich mit der ihr verliehenen Gnade; sie benutze wie der hei-

lige Augustin das Licht, das sie erleuchten, und die Gluth, die sie erwärmen wird. Gibt es Jemand, der, wenn er nur einigen guten Willen hat, sich nicht angetrieben und ermuthigt fühlt, wenn er bedenkt, was dieser große Heilige vor seiner Bekehrung war, und was er nach ihr geworden? Die Erbarmungen Gottes sind nicht erschöpft: geben wir ihm nur Gelegenheit, sie an uns ausüben zu können.

LIII.

Zwei große Wirkungen der Menschwerdung.

„Das Fleisch gewordene Wort heilt unsern Stolz und nährt unsere Liebe.“

(Bch. 7. K. 18.)

Mit diesen zwei Worten drückt der heilige Augustin die zwei großen Wirkungen der Menschwerdung aus. Der Stolz hat die Sünde erzeugt; und die Sünde hat im Herzen des Menschen die Liebe zu Gott ausgelöscht. Ihr werdet wie Götter (Gen. 3, 5.): diese falsche

Verheißung und diese thörichte Hoffnung verursachten den Ungehorsam unserer ersten Eltern; und kaum haben sie gesündigt, so sehen sie in Gott nur mehr einen Gegenstand des Schreckens; sie fliehen ihn, sie verbergen sich vor seiner bisher so süßen Gegenwart; sie wollen keine Verbindung, keinen Verkehr mit ihm mehr haben. Dieser Gemüthszustand Adams und Evas ist der getreue Ausdruck des Gemüthszustandes aller Sünder. Sie empören sich aus Stolz gegen Gott; und ihr Herz entfernt sich immer mehr von ihm, nachdem sie ihn beleidigt haben.

Das Mittel gegen diese zwei großen Uebel konnte sich der schuldige Mensch nicht verschaffen; und weit entfernt, ein Verlangen danach zu haben, war es vielmehr so weit mit ihm gekommen, daß er seine Krankheit gar nicht mehr fühlte. Wie hätte er sich mit seiner Heilung beschäftigen sollen? Selbst die Philosophie hat diese zwei Wunden des menschlichen Geistes und Herzens nicht gekannt: nirgends hat sie das Mittel dagegen vorgeschlagen: die Demuth und die Liebe Got-

tes sind zwei Dinge, von denen man nicht die kleinste Spur in den Schriften der Philosophen des Alterthums findet. Es ist vielmehr nur zu wahr, daß die Philosophie den Stolz des Menschen gestärkt und ihn durch ihre eiteln Vernünfteleien und ihre Systeme in den Unglauben gestürzt hat.

Das Gesetz und die Propheten, worin die Demuth und die Liebe Gottes so sehr empfohlen werden, hatten die Juden eben so wenig geheilt. Sie waren nur eitel geworden durch die Auszeichnung, welche Gott ihrer Nation erwiesen hatte; sie hegten nur Verachtung gegen die Heiden; und sie hielten sich für heilig, wenn sie den Buchstaben ihres Gesetzes beobachteten, obwohl die Meisten den Geist desselben nicht kannten. Ihr Stolz war um so tiefer und gefährlicher, als er ein geistlicher war und auf dem Mißbrauch der Gnaden Gottes ruhte. Ihr Herz war eben so wenig zur Liebe Gottes geneigt, als ihr Geist zur Demuth; sie dienten ihm aus irdischen Absichten und aus Furcht. Nach ihren Verirrungen konnten

sie nur durch Strafen zu ihm zurückgeführt werden.

Das ist der Zustand des Menschengeschlechts bis zur Geburt Jesu Christi gewesen. Um die Aufgeblasenheit des Menschen zu heilen, wurde der Sohn Gottes Mensch: er erniedrigte sich, und zwar so sehr, daß er unser Fleisch annahm. Diese Erniedrigung wäre immer außerordentlich und unendlich, selbst dann wenn Jesus Christus mit dem Titel und der Macht des unumschränkten Herrn der Welt auf Erden erschienen wäre. Er ist aber auf ihr arm geboren worden und hat arm, verborgen, verachtet, verleumdet, verfolgt auf ihr gelebt; er ist als ein Missethäter verurtheilt und auf die schmachvollste Weise getödtet worden; er war der Gegenstand des Spottes und der Lästerungen der Juden und der Heiden: und das Alles aus seiner eigenen Wahl.

Indem er uns in seiner göttlichen Person solche Beispiele gab, predigte er uns die Lehre der Demuth. In der Krippe, in der Werkstatt eines Zimmermanns, in der Mitte seiner armen Jünger

und des gemeinen Volkes, das ihn umgab, von seinem Kreuze herab verkündigt er die Demuth. Welcher Mensch dürfte es wagen, eine Lehre zu verwerfen, welche Gott vorgetragen, welche Gott selbst im höchsten Grade der Vollkommenheit ausgeübt hat; zumal wenn man bedenkt, daß er uns durch seine Demüthigungen erkauft und uns zugleich erklärt hat, daß es für uns keinen andern Heilsweg gibt?

Und wie sollte man ferner den Gott nicht lieben, der, obwohl er uns Alle verderben konnte, ohne weder seiner Ehre noch seiner Glückseligkeit zu schaden, und auch einen gerechten Grund dazu hatte, sich uns nahte, um uns mit sich wieder zu vereinigen, statt auf seinen Zorn zu hören; unsere Natur annahm, unter uns lebte, sein Blut für uns vergoß, in jedem Augenblicke bereit ist, uns die Verdienste dieses kostbaren Blutes anzueignen, um unsere Sünden zu sühnen oder uns davor zu bewahren; und noch immer im Sacramente des Altares mitten unter uns ist, wo er das Opfer des Kreuzes erneuert und fortsetzt und uns seinen an-

betungswürdigen Leib zur Nahrung unserer Seelen gibt?

Erwägen wir alle Merkmale der Liebe Gottes zu uns, und urtheilen wir, ob er die unsrige nicht verdient hat. Es ist die Liebe des beleidigten Gottes, den seine Gerechtigkeit berechtigte, sich an seinem Geschöpfe zu rächen. Es ist die Liebe eines Vaters, der uns seinen eigenen Sohn gibt und uns in diesem Sohne an Kindesstatt annimmt. Es ist die Liebe des eingebornen Sohnes Gottes, der unser Opferlamm, unser Erlöser, unser Gesetzgeber, unser Vorbild, unser Bruder wird; der uns auf Kosten seines Lebens ein Recht auf das ewige Erbe erwirbt. Es ist die zuvorkommende, freiwillige, unendlich freigebige Liebe, die sich durch unsere zahllosen Beleidigungen nicht abschrecken läßt, die uns beständig ihre Vergebung anbietet und uns auf alle Weise ermuntert, uns ihrer nicht unwürdig zu machen. Was hätte nun Gott mehr thun sollen, um unser Herz zu gewinnen?

Ist man nun geneigt, das unbegreifliche Uebermaß der Bosheit des Menschen

einzusehen? So geeignet, so nothwendig, so unerläßlich das Heilmittel auch ist, das ihm Jesus Christus in seiner Lehre darbietet, dennoch verwirft er diese Lehre, weil sie seinen Stolz demüthigt. Alle Geheimnisse Jesu Christi sind nur die Ausübung dessen, was er gelehrt hat: er weist die Geheimnisse mit Abscheu von sich; und besonders das des Kreuzes, das auffallendste, das liebenswürdigste, das anbetungswürdigste von allen. Um seine Lehre zu begründen und zu beweisen, daß sie Gott zum Urheber habe, hat Jesus Christus Wunder gethan, viele, öffentlich, selbst von seinen Feinden bestätigte: er weist mit Verachtung diese Wunder von sich, und insbesondere das außerordentlichste, das der Auferstehung Jesu Christi selber. Diese Lehre und diese Wunder sind in glaubwürdigen Büchern aufgezeichnet, die von Augenzeugen geschrieben wurden, welche Zeitgenossen und die heiligsten, aufrichtigsten und in jeder Hinsicht glaubwürdigsten Männer waren. Er verwirft die Evangelien, obwohl sie die einmüthige Stimme aller christlichen Na-

tionen seit so vielen Jahrhunderten für sich haben. Ein lange Reihe von Propheten, die unbestreitbar mehrere Jahrhunderte vor Jesus Christus gelebt haben, gibt seiner Lehre, seinen Wundern, seinen Geheimnissen, allen Umständen seines Lebens, seines Todes und der glorreichen Folgen seines Todes Zeugniß; und diese Voraussagungen sind, wenn man sie mit den Ereignissen vergleicht, handgreiflich klar. Es thut nichts; er verwirft hartnäckig die Weissagungen. Die götzendienerische Welt, die in alle Laster versunkene Welt, die Welt, der Feind dieser Lehre, hat sie angenommen, nachdem sie sie länger als dreihundert Jahre heftig verfolgt hatte: er gibt die große Thatsache der Bekehrung der Welt zu; und er verwirft die unfehlbare Folgerung, welche daraus fließt.

Ist das genug? Nein: lieber wird er sich, ehe er sich dem demüthigenden, aber heilsamen und zugleich unendlich süßen Joche des Evangeliums unterwirft, von seinem gereizten Stolze verleiten lassen, nicht bloß das Vorhandensein, sondern die

Möglichkeit einer Offenbarung zu leugnen, folglich keine von Gott eingeführte Gottesverehrung auf Erden anerkennen; er wird sich von ihm verleiten lassen, sich gegen das Naturgesetz zu erheben, gegen das Dasein der menschlichen Freiheit zu kämpfen, das moralisch Gute und Böse als bloße Erfindungen zu vermengen, den Menschen allen seinen Leidenschaften und dem Trieb der Thiere preiszugeben, alle Bande der bürgerlichen und der häuslichen Gesellschaft zu zerreissen. Ja, er wird sich von ihm in den Atheismus, in den Materialismus, in den unbedingtesten und allgemeinsten Pyrrhonismus stürzen lassen. Mit einer übermüthigen Freude wird der Mensch auf alle diese ungeheuern Irrthümer gerathen; er wird sie verkündigen, sich ihrer rühmen; er wird nicht bloß über die Leichtgläubigkeit des Volkes, sondern auch über die der besten Köpfe, eines Chrysostomus, eines Augustin, eines Bossuet spotten; er wird sich zu seinem Unglauben Glück wünschen und sich deßhalb bis zu den Wolken erheben. Und warum denn? Wiederholen wir es:

weil Jesus Christus auf die Erde herabgekommen ist, um dem Menschengeschlecht den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen, indem er es lehrte, seinen Stolz, die Quelle aller seiner Uebel, zu bändigen, und Gott, sein höchstes, sein einziges Gut, zu lieben.

LIV.

Die Gewohnheit, zu sündigen, wird zur Nothwendigkeit.

„Mein verkehrter Wille war zur Leidenschaft geworden; indem er mich der Leidenschaft preisgab, hatte er sich in eine Gewohnheit verwandelt; und die Gewohnheit, der ich mich nicht widersetzte, war zur Nothwendigkeit geworden.“

(Bch. 8. K. 5. N. 10.)

Auf solche Weise fesselt sich der Wille selber; auf solche Weise bilden sich die Ketten, die so schwer zu zerreissen sind. O! wenn man es wüßte, wohin eine Leidenschaft führt, die gefällt, die Anfangs bezaubert, und von der man sich die Glückseligkeit seines Lebens verspricht! Wenn man wüßte, daß diese so süße Leidenschaft eine Quelle von Kümmer-

nissen und Bitterkeiten sein wird; daß diese Schlange, deren erstes Zischen so angenehm in die Seele dringt, sie mit ihrem Hauche vergiften und sie zerreissen wird; daß man die Heilung wünschen, und sie nicht erlangen können wird; daß man unter einem eisernen Joche seufzen und sich vergebens bemühen wird, es abzuschütteln! Eine traurige Erfahrung lehrt es; allein es ist nicht mehr Zeit, sie zu benutzen: man ist gefesselt; man wird tyrannisirt; man wird gleichsam gezwungen. Man kann nicht mehr umkehren; und man ist genöthigt, wider seinen Willen einem gebieterischen Herrn zu gehorchen, den man sich selber ganz freiwillig gegeben hat. Das ist die unvermeidliche Wirkung aller Leidenschaften, sowohl derer, welche der Stolz einflößt, als auch derer, welche aus der Begierde oder aus der Vergnügungssucht entspringen.

Aber wie! wird man sagen, bindet sich denn nicht der Wille selber? und kann er, da er sich aus freiem Antriebe in die Knechtschaft begibt, sich nicht wieder von ihr frei machen, wann es ihm

beliebt? Nein: der Wille kann allerdings seinen ersten Regungen folgen oder sie unterdrücken; sie sind nie so stark, daß er alsdann nicht die volle Freiheit hätte, sich ihnen zu widersetzen. Er sei aber auf seiner Hut; und er glaube es nur fest, daß er schwächer wird, wenn er ein Mal nachgibt. Was Anfangs nur ein bloßer Reiz, nur eine Neigung war, welche ihm die Macht ließ, zu überlegen und zu wählen, wird sich, wenn er sich ihr nur im Mindesten überläßt, in eine heftige Leidenschaft verwandeln, welche sich der Sinne und der Einbildungskraft bemächtigt, die Vernunft unterjocht, das Nachdenken unterdrückt, dem Gewissen Stillschweigen gebietet, die Seele ganz und gar mit sich fortreißt. Entsteht nicht auf solche Weise die Brunst der Leidenschaften? Beginnt sie nicht mit einem Funken, den die Seele aus Gefälligkeit nährt und unterhält? Sie hegt kein Mißtrauen; sie fühlt keine Beunruhigung. Plötzlich jedoch zeigt sich das Feuer, nachdem es lange heimlich thätig gewesen; es bricht von allen Seiten mit Ungestüm

hervor; nichts hemmt die reißende Schnelligkeit seines Fortschritts; es greift immer weiter um sich; der Brand wird allgemein; es ist zu spät, entgegen zu wirken.

Wenn die Leidenschaft erst im Entstehen begriffen ist, dann ist sie schon noch heilbar. Man wird nicht dermaßen von ihr bestürmt, daß man sich nicht durch die Mittel von ihr losmachen kann, welche die Religion darbietet. Denn ich glaube nicht, daß die Vernunft allein im Stande ist, die Leidenschaften zu heilen. Gelingt es ihr manchmal, so macht sie dann eben nur eine Leidenschaft durch die Schwächung einer andern stärker. Wenn man aber der Leidenschaft einen freien Lauf gelassen hat, dann verwandelt sie sich bald in eine Gewohnheit; d. h. sie wird zur Natur. So groß ist die Macht der wiederholten Handlungen. Im Anfange konnte man dieß Bäumchen wieder in die gehörige Form bringen, weil es noch biegsam war. Mit der Zeit aber hat es eine gewisse Steifigkeit erlangt, die es nicht mehr gestattet, ihm einen andern Bug zu geben: man wird es eher zerbrechen.

Ist die Leidenschaft zur Gewohnheit geworden, so hat sie nicht mehr dieselben Reize: man ist überdrüßig; man ist ekelig; allein man ist an den Gegenstand gewöhnt: man beschäftigt sich gleichsam maschinenmäßig mit ihm. Alsdann nun ist man wahrhaft unterjocht, und vermag der gefangene Wille seine Regungen nicht mehr zu beherrschen.

Die lange Gewohnheit wird endlich zur Nothwendigkeit; zwar nur zur moralischen, die aber doch so groß ist, daß sie der Wille ohne ein Wunder nicht mehr überwinden kann. Die Leidenschaft gefällt dann so wenig mehr, daß sie zur Last ist: sie ermüdet, sie peinigt, sie erschöpft die Seele. Man faßt tausendmal den Entschluß, ihr zu entsagen; man würde viel dafür geben, wenn man von ihr frei würde; man fühlt die ganze Last seiner Kette, und man schleppt sie wider seinen Willen fort. Allein alle Gründe, alle Erwägungen, alle Vorsätze dienen zu nichts. Man hat sich ein Bedürfniß gemacht, das fast eben so unumgänglich ist als das Essen und das Trinken. Zu

klagen, sich tief zu betrüben, dazu ist es zu spät: man muß sich dem Gesetze des Stärkern unterwerfen. Man empfindet Reue; man schämt sich seiner selbst; man fühlt sich entwürdigt, erniedrigt; und ungeachtet dieser Reue, ungeachtet dieser Scham sieht man sich täglich zu neuen Ausschweifungen fortgerissen, deren man sich nicht für fähig hielt. Was thut man nicht, um erkaltete Neigungen wieder zu erwecken? Zu welchen Erkünstelungen der Ausschweifung nimmt man nicht seine Zuflucht? Welche Schwelgerei! welcher viehische Zustand! O Mensch, wo ist da das Bild deines Schöpfers in dir? Wer könnte es noch erkennen? Wozu dient dir deine Vernunft? Dazu, um täglich tausend Mittel zu ersinnen, wie du dich unter die Thiere herab erniedrigen und Wollüste erfinden kannst, von denen sie nichts wissen.

Ich rede hier nur von der Unkeuschheit: mit dem Geize, dem Ehrgeiz, der Völlerei und den übrigen Leidenschaften verhält es sich eben so. Alle endigen damit, daß sie uns selbst und Andern uner-

träglich, für jeden Rath unzugänglich, für jeden Antrieb der Gnade unempfindlich, gegen alle Gewissensbisse verhärtet, ja für Schamhaftigkeit, Wohlanständigkeit, Schicklichkeit unempfänglich machen. Das ist der letzte Zustand der Gewohnheitssünder: ein unglückliches Leben, das mit der Unbußfertigkeit schließt.

Augustin war erst dreißig Jahre alt; und eine Leidenschaft, welche in seinem sechzehnten Jahre begonnen, hatte ihn schon mit einer solchen Gewalt fortgerissen, daß er sich ungeachtet der Stärke seiner Vernunft, ungeachtet der Geradheit seines Herzens, ungeachtet seines Reueschmerzes und seiner Thränen, ja ungeachtet seiner Frömmigkeit und eines Glaubensschatzes, den er immer bewahrt hatte, nicht würde bekehrt haben, wenn Gott nicht ein Wunder für ihn gethan hätte: eine gewöhnliche Gnade hätte dieß nicht zu bewirken vermocht. Andere ist uns Gott aber nicht schuldig; und diese Gnaden dienen, obwohl sie an sich selber hinreichend sind, aber durch unsere Schuld

unwirksam gemacht werden, nur dazu, uns strafbarer zu machen.

Zittern wir also wegen der Folgen einer jeden ersten Liebschaft. Wir wissen nicht, wohin sie uns führen wird; unfehlbar aber wird sie uns weiter führen, als wir wollen. Zerreißen wir so bald als möglich Bande, die sonst unauflöslich werden; und haben wir bereits die Kraft nicht mehr dazu, so beschwören wir Gott, er möge sich unser erbarmen: anvertrauen wir unsere Heilung geschickten Händen; und unterwerfen wir uns demüthig den Heilmitteln, welche uns vorgeschrieben werden.

LV.

Wie leicht es ist, die Freundschaft Gottes zu erwerben.

„Wenn ich der Freund Gottes werden will, so kann ich es im Augenblick.“

(Bch. 8. K. 6. N. 15.)

Was thut man nicht; was leidet man nicht täglich; wem unterwirft man sich nicht; welche Hindernisse überwindet man nicht; welchen Sorgen, Kümmernissen,

Demüthigungen setzt man sich nicht aus, um — nicht etwa zur Freundschaft, zur Vertraulichkeit der Herren der Erde zu gelangen, sondern um einen Blick, ein günstiges Wort, eine ehrende oder nützliche Auszeichnung von ihnen zu erhalten? Die Größten glauben sich nicht zu tief zu erniedrigen; die Stolzesten glauben nicht zu sehr zu kriechen; die Unabhängigsten glauben sich nicht zu sehr zu beschränken, sobald sie sich ihre Gönnerschaft und ihre Gunst verschaffen wollen. Gelingt ihnen dieß immer? Keineswegs. Ist, wenn sie ihren Zweck erreichen, diese Gunst von Dauer? Nein: es ist eben so leicht, sie zu verlieren, als schwer, sie zu erwerben; und man weiß das gar wohl. Wenn sie aber auch dauerhaft und unerschütterlich wäre, was würde daraus erfolgen? Welches wirkliche und innere Glück verschafft sie? Durchaus keines. Kein Mensch ist im Stande, und wäre er ein König, ja wäre er der Herr der Welt, einen andern Menschen wahrhaft glücklich zu machen. Aus welcher Verblendung strebt man also so begierig nach

der Freundschaft der Großen der Erde, und kümmert sich nicht um die Freundschaft Gottes?

Ich brauche nur zu wollen: in demselben Augenblick bin ich der Freund Gottes. Diese Worte verdienen erwogen zu werden. Wenn wir sie recht beherzigen, so machen sie auf uns vielleicht denselben Eindruck wie auf den Höfling, von welchem der heilige Augustin spricht.

Ich brauche nur zu wollen. Es sind keine Schliche, keine Ränke, es ist kein Ansuchen, keine Empfehlung dazu erforderlich: nur ein einfacher Willensact, eine aufrichtige Hinwendung des Herzens zu Gott ist nöthig. Ich bedarf der Vermittelung Niemandes; ich brauche mich nur selber vorzustellen, sehen zu lassen; ich weiß gewiß, daß ich gut aufgenommen werde; alle Eingänge sind mir geöffnet; es ist mir erlaubt, mich Gott in jeder Stunde, an jedem Orte, bei jeder Gelegenheit zu nahen: er ist immer geneigt, mich anzuhören und mich gut aufzunehmen. Gott wartet nicht bloß auf mich,

sondern er kommt mir sogar zuvor; er thut den ersten Schritt, er bietet mir seine Freundschaft an, und er dringt in mich, sie anzunehmen.

Mein Herz braucht nur ein einziges Wort zu sagen; es braucht nur den dringenden Bitten Gottes zu entsprechen; und in demselben Augenblicke werde ich sein Freund. Er stellt mich auf keine Probe; er läßt mich seine Freundschaft nicht durch lange Dienste erkaufen; er gewährt sie mir auf der Stelle und gibt mir die fühlbarsten und unzweideutigsten Beweise von ihr. Er bringt einen süßen Frieden in meine Seele; er tröstet mich, er steht mir bei, er flößt mir Vertrauen ein; er ermächtigt mich, ihm mein Herz ohne Vorbehalt zu öffnen, ihn an meinen Leiden theilnehmen zu lassen, ihm alle meine Angelegenheiten mitzutheilen, ja sie ihm zu überlassen. Und er seiner Seits gibt sich mir mit einer unendlichen Ergießung, Güte, Zärtlichkeit. Das Alles ist das Werk eines Augenblicks.

Uebrigens habe ich weder Neben-

buhler, noch Mitbewerber, noch Feinde zu fürchten. Mein Glück hängt nur von mir ab: Niemand kann es mir entreißen oder ihm den mindesten Abbruch thun. Um es verlieren zu können, muß ich es selber ausdrücklich verlieren wollen. Außerdem würde sich die ganze Erde, die ganze Hölle umsonst gegen mich verschwören.

Was ist denn aber die Freundschaft Gottes? und was thut sie zu meinem Glücke? Nur wer es erfährt, kann es sagen. Das Vergnügen der Freundschaft kann nur genossen und erfahren werden. Wer nicht geliebt hat, kann nicht wissen, was es heißt. Indeß können mir die Vernunft, der Glaube und eine gewisse innerste Empfindung des Herzens die höchste Vorstellung davon geben.

Die Vernunft lehrt mich, daß Gott ewig, unveränderlich, unendlich vollkommen ist. Der Glaube lehrt mich, daß er den Menschen mit einer unglaublichen Liebe liebt; daß er ihm Beweise davon gegeben, die kein Anderer als Gott geben konnte; daß er ihn zu einer Bestimmung

erhoben hat, die so erhaben ist, daß sie alle Absichten, alle Hoffnung eines erschaffenen Geistes übertrifft; daß er ihm nichts Geringeres verheißt als den ewigen Besitz seiner selbst. Mein Herz sagt mir, daß Gott allein mein höchstes Gut ist; daß mich kein anderes Gut befriedigen kann; daß mir immer Etwas, oder vielmehr Alles fehlen wird, bis ich Gott besitze; daß ich aber vollkommen befriedigt sein werde, wenn ich dieses Glück habe.

Die Freundschaft Gottes ist also die Freundschaft eines ewigen Wesens: und da meine Seele unsterblich ist, so kann diese Freundschaft ewig zwischen Gott und mir bestehen. Sie ist die Freundschaft eines unwandelbaren Wesens: folglich eine Freundschaft, welche sich bei Gott nie verändern wird, und welche ich nur durch meine Schuld verlieren kann. Sie ist die Freundschaft eines unendlich vollkommenen Wesens: sie vereinigt also alle Vortheile, die man möglicher Weise wünschen kann, im höchsten Grade. Sie ist die Freundschaft eines unendlich liebevollen Wesens. Dieser Freund wird mir also Alles mit-

theilen, was er hat und was er ist, insoweit ich fähig bin, es aufzunehmen. Sie ist die Freundschaft meines höchsten Gutes, meines einzigen Gutes, des Mittelpunktes aller Neigungen meines Herzens. Welches wird also die Fülle, die Innigkeit, die Vereinigung oder vielmehr die Einheit sein, die aus dieser Freundschaft entspringen wird? Will ich, so beginnt sie sogleich, um nie zu endigen. Und was muß ich thun, um mich ihrer würdig zu machen? Ich muß sie jeder andern vorziehen. Ist das nicht unendlich billig? und darf es schwer für mich sein, Gott über Alles zu lieben?

LVI.

Womit die Bekehrung des Sünders beginnt.

„Du hieltest mich mir selber vor, damit ich meine ganze Häßlichkeit erkennete."

(Bch. 8. K. 7. N. 16.)

Damit beginnt die Bekehrung des Sünders. Gott erleuchtet ihn durch einen Strahl seines Lichtes; Gott nöthigt ihn,

sich selber anzusehen, und zeigt ihm seine ganze Häßlichkeit. Mag er immerhin die Augen abwenden: er muß sich sehen, sich kennen lernen, sich seiner selbst schämen. Unter einem einzigen Gesichtspunkt zeigt ihm Gott den ganzen Verlauf seines Lebens: die Niedrigkeit, die Nichtswürdigkeit, die Undankbarkeit seiner Gesinnungen; die Bosheit, die Ungerechtigkeit, die Schwärze seiner Handlungen. Er erinnert ihn an die Gnaden, die er mißbraucht, an die guten Gedanken, die er verachtet, an die frommen Regungen, die er unterdrückt hat. Er zeigt ihm die Hartnäckigkeit, womit er seinen Vater floh, der ihm nacheilte, im häßlichsten Lichte. Und warum floh er ihn so? Die Unordnung und die Missethat war die Ursache: er wollte dem Geschöpfe anhangen, er wollte sich ihm, den Schöpfer verachtend, hingeben.

Gott nöthigt ihn ferner, darüber nachzudenken, was ihm diese unwürdige Vorziehung eingetragen hat. Welchen Nutzen, spricht er innerlich zu ihm, hast du von diesen Handlungen gehabt, deren du dich nun schämest? Die Güter, die Ehren, die

Freuden, welche du zum Nachtheil für deine Seele aufgesucht, welche dir so viele Sorgen, so viele Peinen verursacht, haben sie dein Glück gebildet? Hat dein Herz in ihnen seine Ruhe gefunden? Hast du den Frieden genossen? Du weißt es, nein: du weißt es, daß die Unruhe in deine Seele in eben dem Augenblicke eingedrungen ist, wo du deinen Leidenschaften Gehör gegeben, und daß sie dich unaufhörlich gemartert haben. Du hast einige Augenblicke der Trunkenheit gehabt; was ist dir aber jetzt noch davon übrig?

So geht in Erfüllung, was Gott durch seinen Propheten gesagt hat: Ich tadle dich, und stell' dir's unter deine Augen (Ps. 49, 21.). Dieser Ausspruch ist eine Strafe und eine Wohlthat zugleich: eine Strafe im andern Leben, wenn Gott den Sünder richtet; eine Wohlthat in diesem, wenn er ihn nöthigt, sich selber zu richten und zu verdammen. Gott bedeckt ihn mit einer heilsamen Scham, woraus der Schmerz und die Reue entspringt. Der Mensch fängt nun an, sich zu mißfallen: er kann seinen An-

blick nicht ertragen; er empfindet einen lebhaften Abscheu über sein bisheriges Leben; er faßt den Entschluß, aus diesem kläglichen Zustande zu treten; und da er sieht, daß er ungeachtet seiner Bemühungen die Kraft nicht hat, sich wieder zu erheben, so blickt er zum Himmel auf, von dem er seine ganze Hilfe erwartet; er ruft eben den Gott an, welchen er so sehr beleidigt hat. Sein Herz öffnet sich dem Vertrauen. So unwürdig er sich auch der Vergebung weiß, so wagt er es doch, sie zu hoffen; er bittet Gott mit Demuth darum; und Gott, der ein zerknirschtes und demüthiges Herz nicht verachten kann, gewährt sie ihm.

Für die Bekehrung eines Sünders ist Alles zu hoffen, der für seine Verirrungen nie blind war, der sie nie zu rechtfertigen suchte, der, wenn er aus Schwachheit, durch Verführung fiel, seine Fehltritte sich immer vorgeworfen hat. Mit Solchen hat Gott Erbarmen, und Solche macht er zu Gefäßen der Barmherzigkeit. Sie haben nie die Geradheit ihres Herzens verletzt: sie haben bös genannt, was

bös war, und es an sich selber eben so wie an Andern verdammt.

Wer du auch sein magst, erkenne dich hier, und so lange du etwa auch schon in der Sünde versunken bist, verzweifle nicht; halte deine Bekehrung nicht für unmöglich, weil du sie schon seit so langer Zeit verschiebest. Sage nicht: Ich habe keine Gnade von Gott mehr zu erwarten; ich habe seine Güte erschöpft; ich habe seine Geduld ermüdet. Es ist dieß eine Schlinge des Teufels, und zwar die gefährlichste Schlinge, die er dir legen kann. Da du aber dein Elend kennst, da du darüber seufzest, und da du ein Verlangen nach deiner Heilung hast, so fasse Herz. Die Verfassung, in der du dich befindest, ist schon eine Wohlthat Gottes, der dich zu sich ruft. Glaubst du, solche Gesinnungen seien dein eigenes Werk? Nein: Gott flößt sie dir ein und ladet dich dadurch ein, zu ihm zurückzukehren. Da du dir selbst mißfällst, so ist dieß ein sicheres Zeichen, daß du beginnest, ihm zu gefallen. Er verabscheut den Stolz, selbst bei dem Gerechten; aber

er sieht mit Wohlgefallen die Demuth bei dem größten Sünder an.

Strecke ihm also die Arme entgegen; bitte ihn, er möge dich wieder aus dem Schlamme ziehen, in den du versunken bist; zeige dich dem Priester und wasche dich im heilsamen Teiche Bethesda. Das aufrichtige Bekenntniß deiner Fehler wird das Herz Gottes vollends rühren; und durch die Aufnahme, die er dir zu Theil werden läßt, durch die Liebkosungen, womit er dich überhäuft, wird er in deiner Seele einen innigen Schmerz, eine innige Freude, Dankbarkeit und Liebe erzeugen. Gehe mit Vertrauen hin; geh sogleich hin, und erfahre es, wie dieser gute Vater seine Kinder aufnimmt, wenn sie von ihrer Verirrung zurückkehren; wie sein Herz vom innigsten Mitleiden gegen sie bewegt wird; wie er ihnen Alles wieder gibt, was sie durch die Sünde verloren haben, und neue Wohlthaten hinzufügt. Dieser Augenblick der Versöhnung einer Seele mit Gott ist der süßeste des Lebens.

LVII.

Man bittet um seine Bekehrung, und fürchtet dennoch, erhört zu werden.

„Ich fürchtete, sogleich erhört und von der Krankheit der Fleischeslust geheilt zu werden, die ich in mir lieber befriedigt als erloschen sah.“ (Bch. 8. K. 7. N. 17.)

Wie viele Sünder gleichen hierin Augustin! Wie viele lieben die Schönheit der Tugend und sprechen, indem sie die Würde ihrer Natur bedenken, und es einsehen, wie sehr gewisse häßliche Neigungen sie entehren, zu Gott: Gib mir die Keuschheit. Während sie aber diese Bitte thun, spricht irgend Etwas im Grunde ihres Herzens: Gib mir sie nicht sogleich; lasse mich noch eine Zeit lang meine Wünsche befriedigen und die Geschöpfe genießen.

O Widerspruch des menschlichen Herzens! Man kennt das Gute, man hat Wohlgefallen daran, man möchte es ausüben, man bittet Gott um die Gnade dazu; und man fürchtet dennoch, erhört zu werden; man will nicht von einem

Uebel geheilt werden, vor dem man eine Art Abscheu fühlt; man bittet um Aufschub; man weist das Heilmittel nicht geradezu von sich, aber man wünscht, es möge nicht sogleich angewendet werden; man will seine Wirkung, und fürchtet sie zugleich.

Was soll denn dieß bedeuten, o mein Gott? Wie läßt sich denn dieser sich widerstrebende Wille erklären? Sind wir denn uns selber entgegengesetzt? Sind zwei Menschen in uns, die gegen einander Krieg führen? Ja, und man braucht nicht lange über sich selber nachgedacht zu haben, um dieses zu erkennen. Unsere Seele hat gewisser Maßen zwei Theile, einen obern und einen untern. Jener heißt in der Sprache der Schrift der Geist, und dieser das Fleisch. Der Geist hat Wünsche, die dem Fleische widerstreben, und das Fleisch hat Begierden, die dem Geiste widerstreben. Unter dem Geiste ist der reine Verstand, die Vernunft, das zu verstehen, was in der Seele das Höchste, Innerste, vom Leibe Unabhängigste ist. Das Fleisch sind die

innern Sinne, die Einbildungskraft, die Leidenschaften, Alles, was eine Verwandtschaft mit den sinnlichen Gegenständen hat, welche durch den Leib auf die Seele Eindruck machen. Der Wille wird bald von den Vorstellungen und den edeln Gedanken gerührt, gereizt, angezogen, welche ihm der Geist darbietet, bald von den Bildern und den sinnlichen Empfindungen, welche ihm das Fleisch zuführt. Da er in seiner Wahl frei ist, so hat er sich zu entscheiden; und je nach dem Entschlusse, welchen er faßt, ist er gut, wenn er dem Geiste, und bös, wenn er dem Fleische folgt. Gott wirkt durch seine Gnade auf den Geist, um uns zum Guten zu ermuntern, und der Teufel wirkt durch seine Einflüsterungen auf das Fleisch, um uns zum Bösen anzureizen.

Oft ist die Seele lange zweifelhaft und schwankt zwischen den zwei Entschlüssen, eh sie ihre volle und ganze Zustimmung gibt. Alsdann fühlt sie diesen Kampf der zwei unvollkommenen Willen, die mehr Neigungen, heftige Reize als Entschließungen sind; alsdann fühlt sie sich

durch ihre einander entgegengesetzten Neigungen, welche sie wie ungestüme Winde nach zwei entgegengesetzten Seiten hintreiben, aufgeregt, geängstigt, zerrissen. An diesem innern Kriege erkennt Jedermann deutlich die zwei Menschen, welche er in sich trägt, einen innern und einen äußern, einen geistigen und einen fleischlichen. Er erkennt auch, daß seine Freiheit der höchste Gebieter zwischen ihnen ist, und daß es von ihr abhängt, auf welche Seite sich die Wage hinneigen soll. Die Schrift drückt dieß so gut aus, wenn sie sagt: Gott hat den Menschen seinem eigenen Rathe überlassen.

Hat sich nun der Wille entschlossen, so ist er deßhalb noch nicht immer ruhig. Dieß ist besonders der Fall, wenn er sich zum Bösen entschlossen hat. Die Seele sieht mit Schmerz das Gute, das sie verlassen hat: es zeigt sich ihr von Zeit zu Zeit mit allen seinen Reizen. Sie kann alsdann nicht umhin, sehnsüchtige Wünsche zu äußern, Reue über ihre böse Wahl zu fühlen, Gott zu bitten, er möge sie wieder auf seinen guten Weg bringen, sie

der Tugend und ihren Pflichten wieder zurückgeben. Allein diese Reue, diese Sehnsucht, diese Bitten sind oft nur ein bloßes Wollen ohne Ernst, das daher ohne Wirkung bleibt. Die Seele beharrt darum nicht minder im Bösen, ja versenkt sich manchmal nur noch tiefer hinein.

Eben so ist sie, wenn sie sich zum Guten entschlossen hat, noch lange lästigen Versuchungen unterworfen, die sie zum Bösen anreizen, bis sie sich gute Gewohnheiten angeeignet hat; diese Versuchungen kommen entweder vom Teufel, oder sie entspringen aus der Verderbtheit der Natur. Die Vergnügungen der Sinne, die Reichthümer, die Ehren, welche sich ihr mit allen ihren Reizen darbieten, bewegen sie gleichfalls zu einem bloßen Wollen, zu einer unvollkommenen Reue und Sehnsucht. So lange die Seele aber nicht einwilligt, sind dieß nur Prüfungen, welche ihre Tugend stärken.

Wie dem auch sein mag, das ist gewiß, daß, man mag sich für das Laster oder für die Tugend erklären, oder zwischen diesem und jenem unentschieden blei-

ben, die Auflehnungen des Fleisches wider den Geist und des Geistes wider das Fleisch sich fast das ganze Leben lang und manchmal bis zum letzten Seufzer fühlbar machen. Dieß nun erzeugt bei den Lasterhaften den halben Willen zum Guten, die Bitten, deren Erhörung sie fürchten, die Vorsätze, sich zu bekehren, welche nicht ausgeführt werden.

Nur zu gewöhnlich täuscht man sich in dieser Hinsicht und beruhigt man sich infolge dieser guten Regungen, welche von Zeit zu Zeit entstehen, denen man aber nie folgt. Man bedenkt nicht, daß Gott selber sie in uns legt; daß seine Stimme uns im Innersten des Herzens zu sich zurückruft, und seine Gnade uns zur Buße einladet. Auf solche Weise beruhigt man sich bei dem, was uns am Meisten zittern machen sollte. Denn solche gute Gesinnungen, die nicht zur Reife kommen, sind Einsprechungen, denen man widerstrebt, Ermahnungen, die man unbeachtet läßt, Rufe des Gewissens, gegen die man taub ist. Zwar weist man die Gnade nicht mit einer gewissen Verachtung von sich;

allein man folgt ihr auch nicht: man widersetzt sich nicht dem Anreiz, aber man gibt ihm auch nicht nach: man sagt nicht, man wolle sich nicht bekehren, aber man zögert, man weicht immer aus, und bekehrt sich nicht wirklich. Aus einem doppelten Irrthume wünscht man sich zu seinen guten Gesinnungen Glück, als wenn sie aus uns selber kämen, während doch Gott sie erzeugt, und macht man sich keine Vorwürfe wegen ihrer Unwirksamkeit, als wenn die Ursache davon in der Schwäche der Gnade läge, während sie doch nur in unserem Widerstreben und in unserem bösen Willen liegt.

Dieser Zustand ist um so gefährlicher für das Heil, als er uns in einer falschen Hoffnung, uns zu bekehren, erhält, und zwar bis zum Tode. In diesem letzten Augenblick ist die Neigung des Willens keine bessere als während des ganzen Lebens. Man äußert scheinbar eine Umänderung; aber man ist noch ganz derselbe. Man sagt nicht mehr, wie man so oft gesagt hat: Ich möchte; man sagt: Ich will, weil man nicht

mehr ausweichen kann. Will man aber wirklich? Wollte man ernstlich, wenn man nicht dem Tode so nah wäre? Das eben ist zweifelhaft, und an den Pforten der Ewigkeit schrecklich genug.

LVIII.
Die Gefahr der Gelehrsamkeit für das Heil.

„Die Unwissenden erheben sich und rauben den Himmel; wir herzlosen Menschen aber bleiben mit aller unserer Wissenschaft im Fleisch und Blut versunken."

(Bch. 8. K. 8. N. 19.)

So dachte Augustin, als er hörte, daß sich zwei Männer, die im Dienste des Kaisers standen, bekehrt hätten. Sie hatten das Leben des heiligen Antonius gelesen, und waren gerührt worden; und sie hatten sofort allen Hoffnungen der Welt entsagt, um sich dem Einsiedlerleben zu widmen. Ach! rief der heilige Augustin da aus, was nützt uns doch unsere Wissenschaft? Was nützt es, so viel zu studiren, zu lesen, zu betrachten, Alles wissen, Alles ergründen zu wollen?

Siehe, Unwissende fassen, ohne zu schwanken, ihren Entschluß und rauben den Himmel; und ich versenke mich mit allen meinen Kenntnissen und ungeachtet des Vielen, das ich seit so vielen Jahren gelesen, in's Fleisch und in's Blut.

Wie viele Gelehrte, wie Viele, die sich auf ihre Wissenschaft so viel einbilden, könnten gerade so von sich sprechen! Welchen Nutzen werden sie in der That von so vielen Anstrengungen und Nachtwachen haben, wenn die Kenntnisse, welche sie sich so theuer erworben, nichts zu ihrem Heile beitragen; wenn sie sich ihrer nicht dazu bedienen, um von ihren Fehlern frei zu werden und um alle Pflichten des vernunftbegabten Menschen zu erfüllen? Ist nicht die erste Wissenschaft diese: christlich zu leben? Welchen Vortheil können die übrigen Wissenschaften gewähren, wenn sie uns nicht zu dieser führen, oder wenn sie uns gar von ihr ablenken?

Man studirt, um seine Kenntnisse zu vermehren, um seine Wißbegierde zu befriedigen, um womöglich mit nichts unbekannt zu bleiben, was für das mensch-

liche Leben von Wichtigkeit sein kann. Gibt es aber Etwas, das für den Menschen wichtiger sein kann, als sein ewiges Loos und die Mittel, sich eine Seligkeit zu sichern und einem Unheile zu entgehen, die nie endigen sollen? Die Wissenschaft der Religion soll also allen übrigen Wissenschaften vorgezogen werden. Mancher besitzt so viele Kenntnisse; ist es nicht eine Schande für ihn, wenn er diese nicht besitzt? Und ist etwa diese Unwissenheit unter Männern selten, die sonst so gelehrt sind? Aber nicht bloß kennen soll man die Religion: noch mehr soll uns an ihrer Ausübung liegen. Die übrigen Wissenschaften beschäftigen dich ausschließlich, nehmen deine ganze Zeit, deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese ist die für dich allein wichtige; die übrigen sind es wenigstens nur in Bezug auf sie; und gerade diese allein vernachlässigst du in deinem Verhalten, ja selbst deiner Sprache nach zu urtheilen, scheint sie für dich nichts zu sein. In der Stunde des Todes wirst du anders denken; du wirst die Eitelkeit der übrigen Wissenschaften ein-

sehen; du wirst es bereuen, dieser nicht deinen ganzen Fleiß zugewendet zu haben; allein es wird zu spät sein.

Du studirst, um dir einen Namen unter den Menschen zu machen: du verzehrst dich, um Werke zu verfassen und herauszugeben, welche in der Welt von dir reden machen und auf die künftigen Geschlechter übergehen. Es ist eitel Rauch, woran du dich weidest. Werden dich die Lobeserhebungen, die man dir während deines Lebens ertheilt, für die Mühe entschädigen, die du dir gegeben hast? Werden dir die ungerechten Richter, die Tadler, die Neidischen nicht unvergleichlich mehr Verdruß verursachen, als dir deine Bewunderer und deine Lobredner Freude verschaffen? Wird das Lob, welches dir die Nachwelt ertheilt, bis zu dir gelangen? Liegt dir wirklich an diesem Etwas? Man wird dich da loben, wo du nicht mehr bist, und die göttliche Gerechtigkeit wird dich da peinigen, wo du dich befindest.

Was liegt jetzt Homer, Plato, Cicero, Virgil daran, daß die Welt ihre Meisterwerke schätzt? Und haben etwa

die Neuern, Voltaire, Rousseau und so mancher Andere das schmeichelhafte Vergnügen, das ihnen ihr großer Ruf verursachte, mit sich in's Grab genommen? Sind sie noch empfänglich für einen solchen Ruhm? Dürfen sie sich Glück wünschen zu Allem dem, was sie gegen die Religion und die guten Sitten geschrieben haben? Man liest sie, und man wird sie auch ferner lesen: wohl möglich; wenn sie aber ewig unglückselig sind, wird dieß ihre Pein lindern? Inzwischen sind Frauen, Handwerker, unwissende und unbekannte Männer weiser gewesen als diese großen Geister: sie haben an die Religion geglaubt, sie geachtet, ausgeübt. Die Welt hat sie nicht gekannt; Gott aber hat sie gekannt und geliebt. Sie lebten und starben im Frieden; nun genießen sie die ewige Seligkeit. Welches von diesen zwei so verschiedenen Loosen verdient den Vorzug?

Du studirst nur aus Neigung, um deine geschäftsfreie Zeit angenehm auszufüllen und dir das Leben zu verschönern. Nicht Eigennutz, nicht Eitelkeit, nicht das

Verlangen, gelehrt zu sein, sind deine Triebfedern. Du hast aber ein anständiges Vermögen; du hast kein Amt, kein Verlangen nach einem; du glaubst, nichts Besseres thun zu können, als dich wissenschaftlich zu beschäftigen. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn diese Studien ernst, gut, nützlich an sich selbst sind; wenn sie bezwecken, dich besser zu machen; wenn sie dir nicht Augenblicke entziehen, welche du dem Gebete, dem Gottesdienste, dem Lesen geistlicher Bücher, den Werken der christlichen Liebe weihen sollst. Wenn es aber unnütze, nicht zusammenhängende, zwecklose Studien sind, nur von der Laune abhängig, für das Herz und selbst für den Geist gefährlich, ist dieß dann die Beschäftigung, ich sage nicht eines Christen, sondern eines Menschen überhaupt, der sich selbst und der Gesellschaft von der Anwendung seiner Zeit Rechenschaft geben soll? Will Gott, daß wir einen solchen Gebrauch von der Zeit machen sollen? Hat er uns nur dazu auf die Erde gesetzt?

Das Studiren an und für sich ist

die würdigste Beschäftigung des menschlichen Geistes. Man soll es aber hauptsächlich in Beziehung auf das ewige Heil betrachten: es darf diesem nicht bloß nicht schaden, sondern es ist eine verlorne Zeit, wenn es nichts dazu nützt. Der heilige Augustin studirte, nachdem er sich Gott geweiht hatte, darum nicht weniger: im Gegentheil, er arbeitete mehr als je. Aber er entsagte für immer jeder profanen Wissenschaft. Er bestrebte sich, die Religion gründlich kennen zu lernen, sie gegen alle Irrthümer, welche sie angriffen, zu vertheidigen, die Reste des Heidenthums zu zerstreuen, sein Volk zu unterrichten, die Kirche durch seine zahlreichen Schriften zu erleuchten und zu erbauen; und seine Schriften sind die gründlichsten, die ausführlichsten, die dauerhaftesten und die belehrendsten, die aus der Feder irgend eines theologischen oder philosophischen Schriftstellers gekommen. Seine Studien, welche die erste von seinen Pflichten waren, ihn aber nicht verhinderten, auch die andern zu erfüllen: seine Studien, welche von den Bedürfnissen der Kirche geboten,

vom Geiste Gottes geleitet, von der Wahrheit geführt, von der Liebe beseelt, von der Demuth geheiligt wurden, haben ihn zu einem der größten Männer und der größten Heiligen gemacht, die auf Erden erschienen sind; sie haben ihm zum Lohne den Himmel verdient, den, wie er klagte, die Unwissenden rauben.

LIX.

Es ist schwer, sich zu bekehren.

„Ich that nicht, was mir unvergleichlich mehr gefiel, und was ich nur zu wollen brauchte, um es zu können."

(Bch. 8. K. 8. N. 20.)

Von seiner Bekehrung spricht der heilige Augustin so. Er hatte ein unaussprechliches Verlangen, sich ganz Gott zu weihen: er wollte es, meinte er wenigstens, mit der ganzen Kraft seines Willens. Dennoch bekehrte er sich nicht. Ich gebiete meinem Leibe, sagt er, und er gehorcht sogleich. Ich gebiete meinem Willen; ich gebiete ihm Etwas, das mir gefällt, und das ich unvergleichlich mehr

lieb habe als Alles das, was ich durch meinen Leib ausführe: und mein Wille gehorcht nicht. Gleichwohl gebietet mein Wille sich selber, gebietet sich, zu wollen; dessenungeachtet thut er das, was er gebieterisch, mit der größten Gewalt befiehlt, was er nur zu wollen braucht, um es zu können, nicht, weil er es nicht will. Er will also Etwas, und will es doch zugleich nicht.

Nichts ist gewöhnlicher als dieser Zustand. Alle Tage findet man Sünder, welche ein aufrichtiges Verlangen haben, zu Gott zurückzukehren, und, von ihren bösen Gewohnheiten gefesselt, es doch nicht thun: sie machen Versuche, und diese Versuche führen zu nichts: sie kämpfen gegen sich selber, und sie können sich nicht überwinden. Die Sünde mißfällt ihnen; sie möchten sie nicht mehr begehen; und die Gewohnheit reißt sie fort.

Unbegreifliche Tyrannei der Gewohnheit! Der Wille schmiedet selber seine Ketten: er schmiedet sie, weil es ihm so gefällt. Man möchte es für natürlich halten, daß diese Ketten nur die Stärke

haben, welche er ihnen gibt, daß sie nur so lange dauern, als er eben will, und daß er immer die Macht behält, sie zu zerreißen. Allein die Sache verhält sich doch anders. Durch die Gewohnheit schwächt der Wille die Gewalt, welche er über seine Acte hat. Er verliert zwar seine Freiheit nicht ganz; allein die Macht der Neigung hält in Verbindung mit der Herrschaft der Gewohnheit den Willen so sehr auf eine Seite hin geneigt, daß er sich in einer Art moralischer Unmöglichkeit befindet, zu bewirken, daß sich die Wage auf die entgegengesetzte Seite neige. Und es würde ihm ohne eine sehr mächtige Gnade Gottes auch wirklich nie gelingen, sich frei zu machen.

Dieser Zustand ist sehr schmerzhaft, besonders für eine Seele, welche Gott über die Gefahr, worin sie sich befindet, zu erleuchten beginnt; welche sich ihr auch entziehen will, sich aber unglücklicher Weise so fest von ihr gehalten sieht, daß sie sich ihr nicht mehr zu entreißen vermag. Wem kann sie die Schuld sonst beimessen als sich selber? Sie hat sich hineingestürzt;

sie hat sich tief in sie versenkt: Alles, was ihr ihr Zustand noch zu thun gestattet, ist, daß sie um Hilfe rufen, die Arme ausstrecken und sich von dem aufwärts ziehen lassen kann, der ihr eine liebreiche Hand darbietet.

Gott, der diese Seele aus einer freien und zuvorkommenden Güte erleuchtet und gerührt hat, ist entschlossen, sie nicht zu verlassen, sofern sie ihn wirken läßt und nach ihren gegenwärtigen Kräften den Antrieben der Gnade entspricht. Wenn ich von ihren Kräften rede, so meine ich die, welche ihr Gott gibt; denn sie selber hat keine. Sie konnte wohl fallen, aber sich wieder aufzurichten, das vermag sie nicht: sie hätte nicht einmal den Willen dazu, wenn ihn Gott ihr nicht einflößte. Er könnte sie durch ein wirksames Mittel plötzlich heilen; gewöhnlich aber vollbringt er die Heilung nur stufenweise; und er verleiht seinen Beistand gerade zum Wohle dieser Seele mit einer weisen Sparsamkeit.

Die erste Gnade, welche er ihr ertheilt, ist, daß er ihr den Abgrund zeigt, in den sie sich gestürzt und ihr das leb-

hafte Verlangen einflößt, daraus zu kommen. Er läßt sie dann eine Zeit lang zappeln und unnütze Versuche machen, damit sie sich völlig von ihrem Unvermögen überzeuge. Alles, was die Seele thut, um sich zu befreien, ist eine Wirkung der Gnade, die sie empfängt; es ist aber noch nicht der Zweck dieser Gnaden, sie zu bekehren, sondern ihr fühlbar zu machen, daß sie sich nicht von selber bekehren kann, und daß alle ihre Bemühungen, alle ihre Vorsätze unwirksam sind; sie wollen ihr Gesinnungen einer tiefen Demuth einflößen, indem sie sie anleiten, sich kennen zu lernen, und sie nöthigen, zu bekennen, daß sie keine Hilfe in sich finde; sie wollen sie bewegen, daß sie ihre Zuflucht mit größerem Vertrauen zu dem Arzte nehme, der ihr allein die Gesundheit wieder geben kann, daß sie getreuer und gehorsamer Alles beobachte, was er ihr vorschreibt, daß sie sich mit einem Worte unbedingt seinen Händen überlasse. Sie soll sich auch von einer lebhaftern Dankbarkeit für die Wohlthat ihrer Heilung durchdrungen fühlen, so-

bald sie einsieht, wie schwer sie gewesen, und nunmehr umsichtiger, wachsamer und aufmerksamer eine Gesundheit zu erhalten suchen, die für sie so kostbar ist, und die sie, wenn sie sie abermals verliert, nicht wieder herzustellen vermag.

Das sind die Absichten Gottes bei der Art und Weise, wie er die Gnaden der Bekehrung ertheilt. Entspricht der Sünder diesen ersten Gnaden, so wird er sich ungeachtet des Gefühls seiner Unmacht, ungeachtet der geringen Wirksamkeit seiner Vorsätze, ungeachtet der Rückfälle, welche Gott noch zuläßt, um ihn mehr zu demüthigen, unfehlbar bekehren; und diese seine stufenweise bewirkte Umwandlung wird eine gründliche und dauerhafte sein. Das Wesentliche ist, daß er einen aufrichtigen Willen habe, daß er sein Uebel nur sich selber zuschreibe, daß er sich nicht zu rechtfertigen suche, daß er vor Gott seufze, daß er sich demüthige, daß er das Vertrauen nicht verliere, und daß er die guten Gesinnungen benütze, welche ihm Gott einflößt.

Diejenigen, welche die Seelen leiten,

und die Sünder selber sollen diese Ordnung genau kennen, welche Gott in den meisten Fällen beobachtet, damit diese nicht verzweifeln, und damit ihre Führer sie aufrecht erhalten, sie trösten und dem Verfahren Gottes Schritt für Schritt folgen.

LX.

Unerwartete Versuchungen bei der Bekehrung.

„Ich wurde durch Kleinigkeiten und durch die Eitelkeiten der Eitelkeiten, meine alten Freundinen, zurückgehalten, welche mich am Gewande meines Fleisches zogen und leise zu mir sprachen: Verlässest du uns also? und von diesem Augenblicke an werden wir nie mehr bei dir sein.“
(Bch. 8. K. 11. N. 26.)

Zur Zeit der Bekehrung bieten sich die Gegenstände, von denen man sich trennen soll, den Gedanken stärker wieder dar, entfalten sie alle ihre Reize, wirken sie lebhaft auf die Einbildungskraft und das Herz. Da der Versucher sieht, daß ihm die Beute, die er eben verschlingen

wollte, entrinnen soll, so verdoppelt er seine Anstrengungen: er setzt Alles in's Werk, er reizt die Sinne auf, erweckt die Leidenschaften, bietet der Seele die angenehmsten und wollüstigsten Bilder dar. Auch die verderbte Natur thut das Ihrige und unterstützt den Teufel mächtig. Alles ist verbündet, Alles entfesselt, Alles verschwört sich gegen den Sünder im entscheidenden Augenblick seiner Rückkehr zu Gott.

Er darf noch von einem sehr großen Glücke sprechen, wenn die Personen, welche er zu verlassen entschlossen ist, nicht, sobald sie seine Absicht erfahren, das Aeußerste thun, um ihn von ihr abwendig zu machen, und nicht mit den verführerischsten Waffen ihrer Reize, ihrer Zärtlichkeit und ihrer Thränen gegen ihn kämpfen. Es ersetzt schon die Einbildungskraft ihre Abwesenheit: sie schildert sie ihm im rührendsten Zustande; sie läßt sie sprechen: und welche Worte legt sie ihnen nicht in den Mund? Wie sehr übertreibt sie nicht die Umstände und die Folgen einer ewigen Trennung? Welche Krisis! welche

Kämpfe! Welche Herzensangst! Die Seele ist ganz zerrüttet; sie weiß nicht mehr, wie sie daran ist.

Gott will und läßt dieß Alles zu, um der Seele ihre äußerste Schwachheit fühlbar zu machen, und damit sie nicht versucht werde, sich den Sieg zuzuschreiben. O wie weit ist sie von einem solchen Gedanken entfernt, wenn sie so glücklich ist, so heftigen Angriffen zu entgehen! Mit welchen Danksagungen anerkennt sie nicht, daß Gott sie beschützt, ihr geholfen, sie von dem Sturme befreit hat? Wie tief prägt sich in sie das Bild ihres fast unvermeidlichen Untergangs ein! und mit welchem Entzücken preist sie nicht die Hand, welche sie in den Hafen geführt! Sie hat den Tod, den ewigen Tod zu nahe gesehen, um sich nicht vor ihm zu entsetzen und um nicht Alles auf's Aeußerste zu fürchten, was sie ihm von nun an aussetzen könnte. Jenen gefährlichen Umgang zu erneuern, jene Gesellschaften zu besuchen, jenen Schauspielen beizuwohnen, an jenen Lustpartieen theilzunehmen, davon will sie nichts mehr hören. Je

mehr es ihr gekostet hat, ihnen zu entsagen, je mehr sie die Schwierigkeit dieses Opfers gefühlt, je schmerzlicher und empfindlicher die Trennung gewesen, desto weniger ist zu fürchten, daß sie sich je wieder darauf einlasse. Sie weiß es zu gut, daß sie, wenn sie sich neue Ketten schmiedete, nicht mehr im Stande wäre, sie zu zerreissen, und sich des göttlichen Beistandes gänzlich unwürdig machen würde. Sie gleicht einem Gefangenen, der sich durch die äußersten Anstrengungen in Freiheit gesetzt hat, und dem sein Gefängniß um so härter erscheint, je schwerer es für ihn war, daraus zu entkommen.

Nach den schrecklichen Erschütterungen, welche Augustin erfuhr, war seine Bekehrung vollkommen und ohne Rückkehr. Auf einmal ging er zu dem entgegengesetzten Extrem über. Er beschränkte sich nicht auf die Beobachtung der Gebote, sondern er ließ sich die Ausübung der evangelischen Räthe angelegen sein. Als Priester, als Bischof führte er ein Mönchsleben. Die heiligen Bücher, die Kirchen-

schriftsteller, das Studium der Religion bildeten seine einzige Beschäftigung. Alle seine Augenblicke, alle ohne Ausnahme waren Gott geweiht. Auf ihn allein richtete er alle Gedanken seines Geistes, alle Neigungen seines Herzens. Er verkehrte nur mehr mit der Welt, um sie zu belehren und zu heiligen. Er bewahrte nicht bloß die Gnade seiner Taufe, sondern er nahm bis zu seinem Tode täglich an Heiligkeit zu.

Nie vergaß er, daß diese Umwandlung das Werk der Rechten des Allerhöchsten gewesen; daß die Gnade in ihm über alle Widerstrebungen der Natur und der Gewohnheit triumphirt hatte; und Gott begeisterte ihn zur ausführlichen Erzählung dieser denkwürdigen Geschichte, damit er in der christlichen Welt ein Denkmal seiner Erbarmungen sei; damit die Gläubigen eingeladen würden, sie zu singen, und die Sünder aufgemuntert, sie an sich selber zu erfahren.

Das Buch der Bekenntnisse, worin dieser Heilige seine Seele offen darlegt, worin er so einfach, so wahr, so

demüthig seine Verirrungen, ihre Ursachen, ihre Folgen und die Wunder der Gnade, durch die er ihnen entrissen worden, erklärt, ist ohne Widerrede eines der schönsten, der belehrendsten und der rührendsten Werke, die je ein Heiliger geschrieben hat. Alle Christen stimmen darin überein; nicht alle aber machen den Gebrauch davon, den sie davon machen sollten. Wenn man es in demselben Geiste läse, in dem es verfaßt worden, so fänden die Sünder mächtige Beweggründe zur Bekehrung, die tugendhaften Seelen eine kräftige Nahrung, die innerlichen Seelen große Mittel zum Fortschreiten im Gebete und in der Vereinigung mit Gott.

Da der Geist sich in unserer Zeit der Philosophie zuwendet, so darf gefragt werden: Sucht man die wahre Weisheit, welche in der Kenntniß Gottes und des Menschen besteht, ertheilt uns dann diese Weisheit irgendwo schönere, tiefere, wichtigere Lehren als in den Bekenntnissen Augustins? Kann man wo anders erhabenere, tröstendere Begriffe von der Gottheit finden, Begriffe, die uns mehr

bewegen, ihre Gerechtigkeit zu fürchten und ihre Barmherzigkeit zu lieben? Nirgends ist der Mensch von seiner Kindheit an besser geschildert. Nirgends werden seine Leidenschaften und ihre Verwüstungen, die Finsterniß seines Geistes, die Schwachheit seines Herzens mit lebhaftern und natürlichern Farben dargestellt. Man wird einwerfen, er spreche nur von Gott, er demüthige den Menschen, er zeige ihm sein Elend nackt, er lehre ihn, in nichts auf sich selber zu rechnen, sondern sich nur auf Gott zu stützen, sich nur in Gott zu rühmen: und der Philosophie unserer Zeit kann eine solche Weisheit nicht zusagen. Eben deßhalb ist aber auch diese Philosophie unsinnig, verkennt Gott eben so wie den Menschen, ist eine Feindin der Ehre Gottes und des Heils des Menschen, nährt den Stolz und alle Laster, führt Alles auf einen traurigen und hochmüthigen Egoismus zurück.

Ich lade die denkenden Leser ein, die Bekenntnisse des heiligen Augustin mit denen des berühmtesten unserer Philosophen zu vergleichen. Der Character

beider zeigt sich darin ganz und gar, und der Gegensatz des wahren und des falschen Philosophen ist schlagend. Welche Demuth in der Antrittsrede Augustins! Welcher unausstehliche Stolz in der Rousseau's! Die Posaune des jüngsten Gerichts, sagt er, erschalle, wann sie will: mit diesem Buche in der Hand will ich vor den höchsten Richter treten ... Ein Jeder meines Gleichen decke mit derselben Aufrichtigkeit sein Herz vor deinem Throne auf: und dann spreche ein Einziger, wenn er sich getraut, zu dir: Ich war besser als dieser da. Spricht man so, wenn man an das jüngste Gericht und an den höchsten Richter glaubt? Hätte Augustin nicht geschaudert, eine solche Herausforderung des ganzen Menschengeschlechts vor den Thron Gottes selber zu bringen? Und man thut die Augen nicht auf!

Ich weiß nicht, ob Rousseau sich dem heiligen Augustin entgegenstellen wollte, als er gleich ihm sein Bekenntniß der

ganzen Welt übergab. Ohne Zweifel aber ist es die Absicht Gottes gewesen, daß Jedermann erkennen solle, um welches Menschen willen so Viele Jesum Christum und seine Religion verlassen haben. Es ist nur der unwichtigste Theil dieses Werkes gedruckt worden, der, worin er die Begebenheiten seiner Jugend bis ungefähr zum dreißigsten Jahre erzählt. Die Fortsetzung, welche die Geschichte seiner Werke, der guten und der bösen Behandlungen, die sie ihm zugezogen, seiner Verbindungen und dann seiner Händel mit den Philosophen 2c. enthielt, ist wegen ihrer schmähsüchtigen oder verleumderischen Züge unterdrückt worden. Wie dem auch sei, aus den Bekenntnissen Rousseau's, worin er gewiß von sich alles Gute und so wenig als möglich Böses gesagt hat, geht hervor, daß er ein Dieb, ein Lügner, ein Verleumder, ein Vagabund, ein ausschweifender Mensch, ein schlechter Calvinist, ein noch schlechterer Katholik gewesen; daß die meisten Menschen, mit denen er verbunden war, nicht besser gewesen als er, zumal eine gewisse

Dame, seine Wohlthäterin und seine Verderberin, die er so sehr rühmt, und die weder Ehre noch Religion hatte.

LXI.

Das Beispiel ist ein mächtiger Antrieb zur Bekehrung.

„Wirst du nicht auch können, was diese und jene gekonnt haben?“

(Bch. 8. K. 11. N. 27.)

Das erste Hinderniß, welches sich den Gedanken eines von Gott gerührten Sünders, der sein Leben ändern will, darbietet, ist die Schwierigkeit der Ausübung der Tugend. Nie, sagt er zu sich selber, werde ich dieser Gewohnheit entsagen, jenes Vergnügen entbehren, diesen Fehler ablegen können. Wie werde ich ein Leben führen können, das dem bisherigen ganz entgegengesetzt ist? Wie werde ich mich von der Welt entfernen, dem Gebete und der Ausübung der guten Werke obliegen können? Das ist mir nicht möglich: man kann nicht so ganz anderer Natur werden; meine Gewohnheiten sind zu tief ein=

gewurzelt. Darüber erschrickt man; die Einbildungskraft erdichtet tausend Hirngespinnste; der Wille erkaltet und verliert alle Hoffnung; man ist nahe daran, Alles aufzugeben; oft gibt man auch wirklich Alles auf. Eine furchtbare Versuchung, und die gefährlichste, die ein Sünder in der Krisis, worin er sich befindet, erfahren kann.

Prüft man die Sache nur mit einem oberflächlichen Blicke, so sollte man meinen, solche Gesinnungen kämen aus der Demuth und aus der Kenntniß seiner Schwachheit. Im Grunde aber haben sie einen geheimen Stolz zum Ursprung, aus dem wir auf uns selber rechnen. Man glaubt fälschlich, das christliche Leben soll das Werk unserer eigenen Kräfte sein: und weil man, wenn man sich erforscht, sieht, fühlt, daß diese Kräfte nichts sind, so schließt man daraus, es sei vergeblich, an die Ausführung dessen zu denken, was Gott von uns verlangt.

Aber gerade das ist der Irrthum. Man sollte den Grundsätzen des Glaubens gemäß ganz anders urtheilen und

bei sich sprechen: Es ist gewiß, daß die Gedanken, mich zu bekehren, die ich seit einiger Zeit habe, nicht aus mir selber gekommen sind; sie boten sich mir gleichsam wider meinen Willen dar; sie verfolgten mich unabläßig; und ich habe mich ihnen lange widersetzt: sie sind also nicht die Wirkung meines Willens. Die Gnaden, welche mich erleuchten, mich rühren, mich antreiben, diese wirken auf mich; diese aber erzeuge nicht ich: sie sind das Werk Gottes: seine Barmherzigkeit kommt mir zuvor: ich kann nicht daran zweifeln: ich wäre undankbar, wenn ich es verkennete.

Der Glaube lehrt mich nun aber, daß Gott das, was er begonnen, auch fortsetzen und vollenden wird, wenn ich meine Mitwirkung damit verbinde. Was er ungeachtet so vieler Hindernisse meiner Seits begonnen, das fortzusetzen wird für ihn sehr leicht sein, wenn ich ihm keine neuen Hindernisse mehr entgegenstelle. Das Schwerste war, meinen Willen zu ändern: durch seine Gnade ist diese Umwandlung vollbracht worden: beharre ich in diesem

guten Willen, so wird sich das Uebrige, welches eine Folge davon ist, gleichsam von selber geben. Da meine gegenwärtige Hinneigung zum Guten eine Gabe Gottes ist, so wird er mir auch die Kräfte nicht versagen, welche ich nöthig habe, um es ausüben zu können: widrigen Falls würde er sich selber widersprechen, wenn er mir zwar gute Absichten einflößte, in ihrer Ausführung aber mich verließe. Ich stütze mich auf mich selber; und ich wanke, ich falle: das muß so sein. Stütze ich mich aber auf Gott, dann bin ich fest, unerschütterlich, zu Allem fähig. Das Mißtrauen gegen mich selber und das Vertrauen auf Gott setzen mich also in den Stand, Alles unternehmen zu können.

Auf diese Weise muß man sich offenbar in den Versuchungen zur Muthlosigkeit aufrecht zu erhalten suchen. Man sieht nur sich und seine Armseligkeit an: aber man sollte noch mehr auf Gott und auf die Reichthümer, die Macht, die Wirksamkeit seiner Gnade hinsehen. Was verhindert, statt bei sich stehen zu bleiben, auf so viele Andere hinzublicken, in wel-

chen Gott Wunder der Bekehrung gewirkt hat? Glauben wir etwa, wir seien die Ersten, welche aus Sündern Heilige geworden? Macht Gott etwa an uns seine ersten Versuche, sein Probestück? Fürchten wir etwa, er werde seinem Werke untreu? Denken wir doch an die Heiligen, welche die Kirche ehrt. Wie viele von ihnen sind Sünder gewesen wie wir, und vielleicht noch größere! Woraus hat sich die erste Kirche gebildet? Aus Juden und Heiden. Was waren sie? Was sind sie mit dem Beistand der Gnade geworden? Welche wunderbare Veränderung ist plötzlich in ihren Gesinnungen und in ihrem Lebenswandel bewirkt worden! Wer hat diese Wölfe in Lämmer verwandelt? Was hat denn Gott von ihnen verlangt, um diese Wunder in ihnen wirken zu können? Das: sich ihm nicht zu widersetzen, ihn wirken zu lassen, seinen Erleuchtungen und seinen Einsprechungen getreulich zu folgen.

Warum solltest du nicht auch können, was sie gekonnt haben? Hast du stärkere Fesseln zu zerreißen? Verlangt Gott eine

höhere Art von Vollkommenheit von dir? Auferlegt das Bekenntniß des Christenthums heut zu Tage schwerere Pflichten? Ist die Welt furchtbarer für dich als die ganze römische Macht, als alle Leidenschaften, als alle Vorurtheile und als die ganze Hölle, welche sich gegen die ersten Christen entfesselt hatte? Noch einmal, warum solltest du nicht auch können, was sie gekonnt haben? Hast du nicht wie sie einen Verstand, um die Wahrheit zu erkennen, einen Willen, um sie zu lieben, eine Freiheit, um dich ihr zu weihen? Wurden ihnen mehr Unterstützungen, mehr Hilfsmittel zu Theil, und wurde ihnen die Sache leichter gemacht als dir? Flossen die Quellen des Unterrichts reicher für sie? konnten sie leichter zu den Sakramenten Zuflucht nehmen? gab es mehr Diener des Herrn? war der Zutritt zu ihnen leichter? war der äußere Gottesdienst freier? Welche Ungerechtigkeit! welche Undankbarkeit! heut zu Tage Schwierigkeiten anzuführen, wenn es sich darum handelt, sich zu bekehren und ein christliches Leben zu führen!

Wirst du sagen, Gott könne für dich nicht thun, was er für diese und jene thun konnte? Sind etwa seine Gnaden erschöpft? oder haben sie etwa ihre Kraft verloren? Hat er nicht mehr die Macht, die Herzen zu lenken, wie es ihm gefällt? Möchtest du etwa gar die Schuld auf den Mangel an gutem Willen seiner Seits werfen? Du erfährst aber doch schon seit so vielen Jahren die Wirkungen desselben. Dieser gute Hirte ist nicht müde geworden, dir nachzueilen und dich zurückzurufen. Wie doch! verlangt er etwa, daß du von selber zum Schafstall zurückkehrest? Nein: warte auf ihn; fliehe nicht mehr; lasse ihn sich nahen und dich wieder einholen. Er erspart dir sogar die Ermüdung der Rückkehr; er will dich auf seine Schultern legen und dich tragen; die ganze Arbeit, die ganze Mühe nimmt er auf sich. Er weiß es, daß dich deine Flucht erschöpft hat, daß du nicht mehr der kleinsten Anstrengung fähig bist. Weise ihn nicht von dir, wenn er sich dir nähert; lasse dir die Beweise seiner Güte und seiner Zärtlichkeit gefallen. Auf

solche Weise hat er schon so viele verirrte Schafe zurückgeführt: was er für sie gethan, das ist er auch für dich zu thun bereit. Wenn du in diesem Augenblick seine Stimme hörest, so verhärte dein Herz nicht; und entziehe dich nicht seinen Verfolgungen, indem du Hindernisse anführest, die für ihn nichts sind: er wird sie aus dem Wege räumen, er wird sie alle überwinden: überlasse dich ihm nur.

LXII.

Die vereinigte Thätigkeit Gottes und des Menschen bei der Bekehrung.

„Ich fühlte, daß mich meine Sünden zurückhielten, und kläglich rief ich aus: Wie lange noch? wie lange? Morgen? morgen? Warum nicht gleich jetzt?"
(Bch. 8. K. 12. N. 28.)

Dieß ist der letzte Kampf eines Sünders, der sich ernstlich bekehren will. Er ist empört über seine Fesseln; er thut alles Mögliche, um sie zu zerreissen; und es will ihm nicht gelingen. Er will mit Gewalt das Gefängniß aufbrechen, worin

er sich freiwillig zum Gefangenen gemacht hat: seine Sünden halten ihn zurück; er kann ihr Joch nicht abschütteln. Wie! ruft er aus, immer Aufschub; immer Verzug; immer morgen, und nie heute. Warum mache ich nicht gleich jetzt meiner Schmach und meiner Schande ein Ende?

Auf solche Weise überzeugt Gott die sündige Seele von ihrem Unvermögen und macht ihr fühlbar, daß ihre Bekehrung allerdings gewisser Maßen von ihr abhängt, gewisser Maßen aber auch nicht. Um sich umwandeln zu können, muß sie es wollen: das ist nicht zweifelhaft: ihre Rückkehr zu Gott kann nur durch eine volle und ganze Entschließung ihrer Freiheit vollbracht werden. Um es aber wollen zu können, muß sie erstens eine Gnade haben; denn nach der Sünde kann sich die Seele nie von selber entschließen, sich zu bekehren, ja sie kann nicht einmal den Wunsch hegen. Gott ist ihr aber diese Gnade nicht schuldig: verleiht er sie ihr, so geschieht es aus reiner Güte. Zweitens, der Wille reicht nicht hin, es muß auch die Ausführung stattfinden. Augustin

wollte; er wollte aufrichtig; er wollte aus allen seinen Kräften, und doch konnte er nicht. Was brauchte er nun noch außer der Gnade, zu wollen? Eine Gnade, zu können, eine Gnade, thätig zu sein, eine Gnade, die in ihm die volle Einwilligung wirkte, durch welche die Bekehrung vollbracht wird, weil nach der Lehre des heiligen Paulus Gott es ist, der nicht bloß das Wollen, sondern auch das Vollbringen in uns wirkt. (Philipp. 2, 13.) Ohne eine solche Gnade würde Augustin zwar immer gewollt, aber nie gekonnt haben. Die Bekehrung des Menschen ist also weit weniger sein Werk als das Werk Gottes.

Aufgebracht gegen sich wegen der Vergeblichkeit seiner Bemühungen, seufzt Augustin; er weint; er schreit kläglich zu Gott. Wie lange, Herr, wirst du noch zürnen gegen mich? Vergiß meine frühern Missethaten, ich beschwöre dich darum. Diese Seufzer, diese Thränen, diese Bitten rührten das Herz Gottes. Da Gott sah, daß er gedemüthigt, von seiner Schwachheit und davon überzeugt sei, daß

er nichts vermöge, und daß ihn seine Sünden allein in diesen unglücklichen Zustand gebracht, und da er von seiner Dankbarkeit, sowie daß er ihm die Ehre für Alles erweisen werde, versichert war, so kam er ihm zu Hilfe, zerbrach seine Ketten und setzte ihn in Freiheit. Es ist also wahr, daß Gott es ist, der uns bekehrt, indem er in uns das wirkt, wodurch wir uns bekehren. Auf eine andere Weise kehrt kein Sünder, wer er auch sein mag, zu ihm zurück.

Wenn Gott, der nichts vergebens thut, wollte, daß die Bekehrung Augustins langsamer sei, daß sie nur stufenweise gewirkt werde, und daß alle Schritte seiner Rückkehr gezeichnet seien, so lag der Grund darin, daß er ihn zum Vertheidiger seiner Gnade bestimmte, weßhalb er aus seiner eigenen Erfahrung ihre ganze Nothwendigkeit und Unverdientheit kennen mußte. Indem Augustin die Gnade gegen Pilagius vertheidigte, fand er in sich selber den Beweis für das, was er behauptete. Sein so lange verirrter Geist, sein so lange verderbtes Herz

lieferten ihm Waffen: er wußte es aus persönlicher Ueberzeugung, daß die Gnade in ihm jedem Verdienst vorausgegangen, und daß er ohne ihren Beistand seiner Sünde nie hätte entsagen können, ja nicht einmal wollen. Wie hätte er nun gleich diesem Sectenstifter glauben können, daß die Natur allein dem Menschen alle Mittel zur Ausübung des Guten darbiete, daß man ihm dieses Gute nur zu zeigen, daß er das Gebot nur zu kennen brauche, und daß der freie Wille alle zur Erfüllung des Gesetzes nöthige Kraft in sich besitze?

Aber, wird man sagen, wirkt Gott das Wollen und das Vollbringen in uns, dann haben wir folglich selbst weiter nichts zu thun, als eben geduldig zu warten, bis es Gott gefällt, uns zu bekehren. Diese Sprache hätte einigen Anschein von Wahrheit, wenn die Bekehrung immer plötzlich stattfände, ohne von fern vorbereitet zu werden, und wenn sie auf ein Mal durch einen einzigen Act der göttlichen Allmacht erzeugt würde. Aber auch selbst in diesem Fall müßte man

sich wenigstens enthalten, zu sündigen, die Gelegenheiten dazu vermeiden und moralisch gut leben.

Nimmt man aber den heiligen Paulus, Maria von Aegypten und einige wenige Andere aus, deren Umwandlung eine plötzliche und augenblickliche gewesen, so ist die Bekehrung der übrigen Sünder die Wirkung einer langen Reihe von Gnaden, welche langsam und im Stillen thätig waren. Diese Gnaden erleuchten allmählig den Geist, so daß das Licht unmerklich fortschreitend zunimmt; ebenso durchdringen sie nach und nach das Herz, wie Oel in dasselbe einfließend; sie erweichen es, und machen den Willen mit einer außerordentlich angenehmen Rührung zu dem geneigt, was Gott von ihm verlangt. Es ist nun aber augenscheinlich, daß man allen diesen Gnaden entsprechen muß; daß man, wenn man gegen eine einzige untreu ist, ihre Fortsetzung unterbricht, und nicht zu dem glücklichen Ziele gelangen wird, zu dem sie führt.

Gleichwie es also bei Gott eine Kette von Gnaden gibt, so muß es auch bei

dem Menschen eine Kette von Mitwirkungen geben: diese zwei Ketten müssen sich mit einander vereinigen und sich gewisser Maßen Ring für Ring in einander schlingen. Gott macht immer den Anfang, d. h. er bietet zuerst dem Sünder das nahe oder entfernte Mittel zu seiner Bekehrung dar. Gebraucht der Sünder das ihm dargebotene Mittel, so wird diese Gnade eine zweite nach sich ziehen, auf welche, wenn er gegen sie getreu ist, eine dritte folgt, und so fort bis zur vollkommenen Umwandlung. Die Gnade geht voraus, der Wille entspricht; weigert er sich aber, es zu thun, dann hemmt er den Fortschritt der göttlichen Wirksamkeit. Da nun die Gnade nichts Anderes ist als ein dem Willen zum Handeln verliehener nothwendiger Beistand, und dieser Beistand immer dargeboten wird, so ist der Wille nie zu entschuldigen, wenn er unthätig bleibt, da ihn die Gnade unaufhörlich zur Thätigkeit auffordert und antreibt.

Ich habe aber die Gnade nicht. Wenn du weißt, was du sagst, so sprichst du

gegen dein Gewissen. Du hast noch Gewissensbisse, Augenblicke des Nachdenkens, kannst bei irgend einer Gelegenheit in dich gehen. Du hast früher Gnaden empfangen, und die Erinnerung an sie ist noch nicht aus deinem Geiste getilgt: diese Erinnerung ist nun aber selbst eine Gnade. Höre auf sie: höre auf dieß Nachdenken, auf diese Gewissensbisse. Das wird dich dann weiter führen. Es wird für dich eine Einladung sein, zu beten, und durch das Gebet wirst du alle übrigen Gnaden erlangen.

LXIII.

Entscheidender Augenblick der Bekehrung.

„Nimm, lies; nimm, lies." (Bch. 8. K. 12. N. 29.)

Diese Worte vernahm Augustin von einer Stimme, die, wie er mit Recht glaubte, vom Himmel kam. Er nahm sogleich die Briefe des heiligen Paulus; und die erste Stelle, auf die seine Augen fielen, vollendete seine Bekehrung: er sah

darin die Verdammung seiner bisherigen Unordnungen, und die Nothwendigkeit, sich mit Jesus Christus zu bekleiden. In dem nämlichen Augenblicke entsagte er in seinem Herzen den Gütern und den Hoffnungen der Welt; er entschloß sich zur Enthaltsamkeit, die er für so hart, ja für unausführbar gehalten hatte; er betrat die Laufbahn der Heiligkeit, und schritt, ohne einen Fehltritt zu thun, bis zum letzten Seufzer auf ihr fort.

Woran bindet Gott seine Gnade! Was so viele Betrachtungen, so viele Bemühungen, so viele innere Schmerzen, so viele Thränen und Gebete nur flüchtig entworfen hatten, das vollendet eine kurze Stelle des heiligen Paulus für immer. Diese Stelle konnte indeß für Augustin nicht neu sein, da er die Schriften dieses Apostels seit einiger Zeit eifrig gelesen hatte; allein sie hatte noch keinen Eindruck auf ihn gemacht, weil der Augenblick der Gnade noch nicht gekommen war. Er ahnte es nicht, daß zwei Worte eine so große Wirkung hervorbringen sollten; aber er gehorchte der Stimme; er las

diese zwei Worte, die er zuerst traf; sie erschütterten ihn, alle seine Bedenklichkeiten verschwanden, und seine Bekehrung war vollkommen.

Der Wind weht, wo er will (Joh. 3, 8.), und wann er will. Wir kennen den Augenblick nicht, wo der entscheidende Schlag geschehen soll. Es ist also die äußerste Treue gegen die Antriebe und die Einsprechungen des heiligen Geistes nöthig. Gewöhnlich läßt sich keine Stimme vom Himmel hören: dieser wunderbare Umstand ist nicht nothwendig. Aber im Innern des Herzens spricht Gott: bald treibt er an, dieses oder jenes Erbauungsbuch zu lesen, bald dieses oder jenes gute Werk zu thun, bald das Wort Gottes zu hören, bald sich an einen Beichtvater zu wenden. Man fühlt sich innerlich getrieben, ohne recht zu wissen, warum. Ergibt man sich dieser Einladung, so sieht man sich ganz überrascht in dem Augenblicke umgewandelt, wo man am Wenigsten daran dachte. Läßt man sie unbeachtet, so setzt man sich vielleicht der Gefahr aus, rettungslos verloren zu gehen.

Was wäre aus Augustin geworden, wenn er diese himmlische Stimme verachtet hätte? Wer kann bürgen dafür, daß ihn Gott nicht verlassen hätte? Verdient hätte er es ohne Zweifel; und sein ewiges Verderben hätte er nur sich selber zurechnen können.

Ach! wie wichtig ist es, nicht bloß für die Bekehrung, sondern auch für die Beharrlichkeit, aufmerksam auf die Gnade und treu gegen sie zu sein! Und zwar gegen jede Gnade ohne Ausnahme; denn wir kennen weder die glücklichen Folgen einer angenommenen Gnade, noch die traurigen Folgen einer zurückgewiesenen Gnade. Gott hat seine Augenblicke, deren Kenntniß er sich vorbehält: diese Augenblicke können eben so aus einem Sünder einen großen Heiligen, als aus einem Heiligen einen großen Sünder machen. Alles besteht darin, daß man recht aufmerksam darauf ist. Und da wir nicht wissen, welcher von diesen Augenblicken der entscheidende ist, so darf man folglich keinen unbeachtet lassen.

Antonius tritt in eine Kirche: der

Diakon las diese Worte des Evangeliums: Willst du vollkommen sein, so geh hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen; und komm und folge mir nach. (Matth. 19, 21.) Eine innere Stimme sagte ihm, daß diese Worte ihn angehen: und sogleich schickt er sich an, sie auszuführen. Und siehe, er wird ein Heiliger und der Vater vieler heiligen Mönche. O man sehe doch, welche unermeßliche Kette von Gnaden, die alle an dieses erste Glied gebunden sind! Tausend solche Züge gibt es im Leben der Heiligen. Wie viele Andere dagegen sind, weil sie den Augenblick nicht benutzt haben, wo Gott sie rief, die Urheber ihrer eigenen Verwerfung und noch unzähliger Anderer geworden!

Wir sind in der Ordnung der Gnade so wenig als in der Ordnung der Natur abgesondert. Unser Heil hängt bis zu einem gewissen Punkte mit dem Heile Anderer zusammen; und eben so hängt das Heil Anderer mit dem unsrigen zusammen. Da sich Gott gewisser Menschen als Werkzeuge zur Rettung anderer

Menschen bedient, so gestattet er dem Teufel, die Einen zum Verderben Anderer anzuwenden. Welches Unheil hat nicht ein Arius, ein Luther, ein Calvin, ein Voltaire, ein Rousseau angestiftet! Wie viele Seelen haben sie nicht in's Verderben gestürzt, und werden sie nicht noch hinein stürzen! Wer auf die Quelle zurückgehen könnte, was würde er sehen? Eine Versuchung, der man Gehör gegeben, eine Gnade, die man verachtet hat.

Zittern wir für alle Augenblicke unsers Lebens: nicht ein einziger ist unter ihnen, der nicht für uns, und vielleicht auch für Andere von der größten Bedeutung sein kann. Dieß sollen insbesondere diejenigen bedenken, die infolge ihrer Geburt, ihres Ansehens, ihrer Aemter, ihrer Talente eine gewisse Gewalt über den Geist Anderer und einen gewissen Einfluß auf ihren Willen haben. Ein Gnadenfunke kann, wenn er genährt und unterhalten wird, unser Herz entzünden und durch uns das Herz vieler Anderer, welche ihrer Seits dasselbe Gute bei den folgenden Geschlechtern wirken

werden. Alles dieses Gute, das sich vielleicht bis zum Ende der Welt fortpflanzt, schreibt Gott uns als den ersten Urhebern zu und belohnt uns dafür. Ein Sündenfunke kann die entgegengesetzte Wirkung erzeugen, und wir sind dafür verantwortlich.

Sind die Bekehrung der Welt und ihre Folgen nicht das Werk der Apostel? folglich das Werk ihrer Treue gegen die Gnaden ihrer Berufung? Könnte man nicht auch sagen, daß die Häresien, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert auf einander gefolgt sind, ihr Entstehen Simon, dem Zauberer, und den ersten Sectenstiftern verdanken? Ist es, um nur bis auf Luther zurückzugehen, nicht entschieden, daß Luther den Calvin, Calvin den Socin, Socin die Deisten, und die Deisten die Atheisten und die Materialisten erzeugt haben?

Wenn übrigens unsere Treue oder Untreue gegen die Gnade nur persönliche Folgen hätte, soll uns dann nicht schon das zur Wachsamkeit aufmuntern, daß diese Folgen im Guten oder im Bösen

ewige sind? Seien wir in jedem Augenblicke der Versuchung oder der himmlischen Einsprechung auf unserer Hut; sprechen wir zu uns selber: von diesem Augenblicke hängt vielleicht meine Ewigkeit ab. Bitten wir Gott unaufhörlich, er möge es nie zulassen, daß wir seine Gnaden mißbrauchen und auch nur die kleinste unbeachtet lassen.

LXIV.

Worin die Unordnung des Willens besteht.

„Dieser ganze Abgrund der Verderbtheit bestand darin, daß ich nicht wollte, was du wolltest, und daß ich wollte, was du nicht wolltest.“ (Bch. 9. K. 1.)

Erst nach seiner Bekehrung sah Augustin die Unordnung seines frühern Zustandes recht ein. Da waren seine Augen aufgethan; und er sah klar, daß der Grund seiner Verderbtheit ein geheimes Widerstreben seines Willens gegen den göttlichen Willen war: ein Widerstreben, das aus dem Stolz, aus dem thörichten

Verlangen nach der Unabhängigkeit entspringt, und worin die Bosheit der Sünde besteht. Die ganze Häßlichkeit dieses Widerstrebens hatte er früher nicht erkannt; nun begriff er sie, und hatte Abscheu davor. Wo war denn, rief er aus, mein freier Wille seit so vielen Jahren? Welchen Gebrauch machte ich von ihm! Ach! ich bediente mich seiner nur, um mich Gott zu widersetzen! Welche sonderbare Verdorbenheit!

Ebenso verhält es sich mit allen Sündern. Wenn sie zu Gott zurückkehren, so erstaunen sie auf's Aeußerste darüber, daß sie so vermessen sein konnten, ihm nicht zu gehorchen, und sich offen gegen ihn zu empören. Wenn man ihnen früher das Verbrecherische dieses Ungehorsams vorstellte, so spotteten sie darüber, sprachen Gott und denen Hohn, welche in seinem Namen zu ihnen redeten. Die erste Wirkung ihrer Bekehrung ist, daß sie diesen Stolz unterdrücken, und eingedenk bleiben, was sie sind, und was Gott an sich und in Bezug auf sie ist. Diese Betrachtung demüthigt, beschämt sie; die

Vernunft, das Gewissen, die Religion, Alles vereinigt sich, um ihnen das Ungeheuere ihrer Empörung fühlbar zu machen; sie verabscheuen sie als den höchsten Grad der Unverschämtheit und der Thorheit.

Sie begreifen, welch ein großes Uebel der eigene Wille ist: daß eben er das vernunftbegabte Geschöpf verderbt und zu jeder Uebertretung fähig macht; daß er den Zorn Gottes reizt, seine rächende Gerechtigkeit herausfordert, und die Hölle gegraben hat; daß er die einzige Quelle aller Verbrechen ist; und daß sie nie weder im Himmel unter den Engeln, noch auf Erden unter den Menschen stattgefunden hätten, wenn diese und jene ihrem eigenen Willen kein Gehör gegeben und keine Folge geleistet hätten. Dieß flößt ihnen einen heiligen Haß gegen sich selber ein und zeigt ihnen nicht bloß die Billigkeit, sondern auch die unerläßliche Nothwendigkeit des Gebotes der innern Entsagung, das im Evangelium so oft wiederholt wird (Matth. 10, 38 f., 16, 24 f.): ein Gebot, dessen Beobachtung,

wie sie sehen, nicht zu weit ausgedehnt werden kann, weil man, wenn man dem eigenen Willen nur ein wenig nachgibt, nicht weiß, wohin er uns führen wird, und es also das Sicherste ist, ihm Alles zu versagen.

An diese bekehrten Sünder will ich mich hier nicht wenden. Was bedürfen sie nach dem, was die Gnade in ihnen gewirkt hat, meiner Worte? Wäre es aber nicht möglich, Andere zu bewegen, daß sie einen Augenblick hören und über den Abgrund von Verderben nachdenken, indem sie sich gegen Gott mit einer fast wahnsinnigen Verstocktheit erheben? Mögen sie erwägen, was ich jetzt sage, und urtheilen: ich berufe mich auf sie.

Was sind sie? Und wie können sie so vermessen sein, sich Gott zu widersetzen? Gott ist Alles, und sie sind nichts. Gott ist ihr Schöpfer; sie haben Alles von ihm, selbst ihr Dasein: von ihm haben sie den Willen, die Freiheit, worauf sie so eifersüchtig sind; und er hat sie ihnen gewiß nicht gegeben, damit sie sie gegen ihn wenden. Gott ist ihr höchster Herr:

es gibt keinen Ausdruck zur Bezeichnung der Abhängigkeit, worin sie sich hinsichtlich seiner befinden sollen: sie mag freiwillig sein, diese Abhängigkeit; wäre sie auch sonst für Gott verherrlichend? wäre sie für das Geschöpf verdienstlich? Allein sie stützt sich auf die gerechtesten Gründe, welche uns Gott nicht erlassen kann. Gott ist bei allen ihren Schritten gegenwärtig: sie können sich seinen Blicken nicht entziehen und unter seinen Augen verschwören sie sich zur Empörung gegen ihn und empören sie sich wirklich. Gott ist ihr Richter, er entscheidet über ihr ewiges Loos; sie können schlechterdings seine Urtheile nicht abändern, seiner Rache nicht entgehen. Gott ist ihr Vater: nichts kommt der Ehrfurcht und dem Gehorsam nahe, den sie ihm schuldig sind. Er ist ihr Erlöser: er hat sie so sehr geliebt, daß er Mensch ward und sein Leben für ihr ewiges Heil hingab: ihre Liebe, ihre Dankbarkeit sollen ohne Grenzen sein.

Und sie wagen es, sich gegen ihn zu empören! sie wagen es, ihm zu trotzen; sie rühmen sich dessen sogar! Welche Un-

gerechtigkeit! Wer könnte sie schildern! Unter den Menschen gibt es nichts Verhaßteres, Himmelschreienderes als die Empörung eines Unterthans gegen seinen Fürsten, eines Dieners gegen seinen Herrn, eines Sohnes gegen seinen Vater, eines Schützlings gegen seinen Wohlthäter, der ihn dem Elende entrissen, der ihm das Leben gerettet hat. Und doch sind das nur Schatten von Verbrechen im Vergleiche mit der Empörung des Sünders.

Der Ungehorsam eines Menschen gegen einen andern kann noch eines Scheines, einer Art Entschuldigung fähig sein; es kann ein scheinbarer Beweggrund dazu vorhanden sein, z. B. Gewaltthätigkeit, Unterdrückung, Tyrannei. Welche Entschuldigung, welcher Schein läßt sich aber für die Frevelthat des Sünders denken? Was kann er sagen? Daß die Gebote Gottes seine Freiheit beschränken? Daß Niemand ein Recht hat, ihn zu verhindern, zu thun, was ihm gefällt? Daß er keinen Gehorsam schuldig ist, wenn er ihn für hart und peinlich hält? Würde man sich solche Gründe gegen die welt-

liche Macht anzuführen getrauen? Die vermessensten Empörer würden sich ihrer nicht bedienen. Und man ist so unverschämt, sie gegen die göttliche Macht geltend zu machen! Denn alle Gründe des Sünders laufen auf diesen hinaus: ich will frei sein; ich will nach meinem Belieben leben, und nur von mir selber abhängen; ich gehorche, wenn das Gebot Gottes meinem Wohlgefallen nicht hinderlich ist; wenn es aber meinen Leidenschaften ein Opfer kostet, dann unterwerfe ich mich ihm nicht.

So ungerecht diese Auflehnung ist, so eitel und unnütz ist sie. Wenn sich der Sünder der Macht Gottes entziehen und sich eine unbedingte Abhängigkeit sichern könnte, dann würde ihm sein Verbrechen wenigstens einigen Vortheil verschaffen. Allein gerade zu der Zeit, wo er sündigt, bleibt er immer wider seinen Willen unter der Herrschaft Gottes. Er schüttelt das Joch des Gesetzes ab; aber er befreit sich von der Strafe nicht, welche das Gesetz bestimmt; er fühlt diese Strafe bereits in seinem Gewissen. Er wider-

strebt durch seinen Willen; er ist aber darum nicht weniger durch seine Natur und selbst durch die Beschaffenheit seines Wesens unterworfen. Wenn er Gott beleidigt, thut er es denn nicht kraft der Zulassung Gottes selber, der eine solche Verletzung nicht dulden würde, wenn er nicht unfehlbare Mittel, sich zu rächen, hätte? Er entfernt sich für einige Augenblicke von der Ordnung; aber weiß er denn nicht, daß ihn die göttliche Gerechtigkeit schon wieder zu ihr zurückzuführen und ihn ihr ewig unterworfen zu erhalten wissen wird? Welcher Unterthan möchte sich gegen seinen König erheben, wenn er gewiß wüßte, daß er früher oder später in seine Hände fallen werde?

Es ist also eine unsinnige Auflehnung, da sie doch den Vortheil nicht zu verschaffen vermag, den man wünscht, den nämlich, sich unabhängig zu machen. Der Sünder scheint es zu sein: er rühmt sich dessen; ist er es aber, da er sich für keinen Augenblick des Lebens bürgen kann? da ihn Gott abrufen kann, während er im Begriffe ist, sein Verbrechen zu be-

gehen, ja während er es in seinem Herzen aussinnt? Wenn Gott aus Güte in diesem Augenblick die Hand nicht an ihn legt, wenn er sich während einer langen Reihe von Jahren beleidigen läßt, so verliert seine Gerechtigkeit dabei nichts von ihren Rechten, die er schon irgend einmal ausübt, und je länger die Strafe verschoben wird, desto schrecklicher ist sie. Gott ist geduldig, sagt Tertullian, weil er ewig ist; und eine Strafe, die immer dauern soll, ist darum nicht minder lang, weil sie etwas später beginnt.

Und eben hier zeigt sich die äußerste Thorheit des Sünders in ihrem ganzen Lichte. Er weiß, daß sein Widerstreben gegen den Willen Gottes schreckliche Folgen haben wird, nothwendige und unvermeidliche Folgen; er weiß es, und er erfährt es schon in eben dem Augenblicke, wo er sündigt. Es gibt keinen Frieden, keine Ruhe mehr für ihn: indem er der Gegner Gottes wird, wird er sein eigener Gegner; und sein gegenwärtiger Zustand ist für ihn ein gewisses Vorzeichen der Marter, die ihn im andern Leben erwartet.

Aber, sagt er, ich glaube nichts von Allem diesem. Wie! er glaubt nicht, daß es einen Gott gibt, eine Vorsehung, eine Freiheit, ein Naturgesetz, ein künftiges Leben? Ja, er glaubt es, und macht er Gebrauch von seiner Vernunft, so ist es unmöglich, daß er es nicht glaubt. Er glaubt es nicht bloß, er fühlt es; er befindet sich schon jetzt in einer Hölle. Den Gedanken an einen Gegenstand fern halten, seine Empfindung unterdrücken, ist kein Beweis, daß man an der Wahrheit dieses Gegenstandes zweifelt: im Gegentheil, es ist ein Beweis, daß man davon überzeugt ist, daß aber der Gedanke daran belästigt, daß seine Empfindung betrübt. Der Unterschied zwischen dem Mangel an Glauben und dem Wunsche, keinen zu haben, ist sehr groß. Ich wiederhole es: er glaubt Alles, und zwar trotz aller Gegengründe; er hat sie ja alle vergeblich versucht, und es konnte ihn keiner beruhigen. Er glaubt, und sein Glaube ist so wenig zu unterdrücken, daß er bei tausend Gelegenheiten und besonders bei der kleinsten Gefahr, die seinen

Tagen droht, wieder erwacht. Er glaubt, und sein Glaube macht ihn traurig, tief betrübt, erhält ihn fortwährend in Angst und Schrecken: mit einem Worte, er glaubt, und zittert, wie die Teufel. Vielleicht bleibt er, um sich nicht den Anschein zu geben, als verleugne er sich, bis zum Ende in der Fassung, und stellt sich, wo möglich, als sterbe er unerschrocken. Wie er sich aber auch äußerlich zeigen mag, innerlich ist er doch überzeugt, voll Unruhe und Verzweiflung.

Wenn aber nichts einleuchtender ist, als die Ungerechtigkeit, als die Thorheit, als die verderblichen Folgen des Widerstrebens unsers Willens gegen den Willen Gottes, wozu sollen wir uns denn dann sonst entschließen als dazu, unserm eigenen Willen gänzlich zu entsagen, so oft er sich nicht im Einklange mit dem göttlichen Willen befindet? Unsere Abhängigkeit vom höchsten Wesen ist nothwendig und unvermeidlich: machen wir sie durch unsere freiwillige Unterwerfung angenehm: setzen wir unser Glück in unsere Pflicht. Bestreben wir uns, es schon in diesem Leben

zu erfahren, wie gut Gott gegen diejenigen ist, welche ihm mit ihrem ganzen Herzen dienen; und erhalten wir uns in der festen Hoffnung, daß wir es auf eine unvergleichlich herrlichere Weise in der Ewigkeit erfahren werden. Sobald sich der heilige Augustin unter das Joch des Herrn gebeugt hatte, fand er es voll Süßigkeit. Seine Erfahrung überzeugte ihn, daß es schon im gegenwärtigen Leben vortheilhafter, tröstender, beglückender ist, wenn wir den Willen Gottes statt den unsrigen thun. Alle diejenigen, welche wie er die zwei Zustände durchgemacht haben, urtheilen eben so. Versuchen auch wir es: nur weil wir es noch nicht versucht haben, urtheilen wir anders.

LXV.

Gott ersetzt die Freuden, die man ihm opfert.

„Du verbanntest diese falschen Freuden aus meinem Herzen, und nahmst ihren Platz ein, du, der jede Lust an Süßigkeit übertrifft.“ (Bch. 9. K. 1.)

Durch welchen wunderbaren Tausch

ersetzte Gott im Herzen Augustins die Ergötzungen des Fleisches, denen er sogar ungern entsagte? Wie wurde eine Beraubung, die ihm als so schmerzlich erscheinen mußte, für ihn plötzlich die Ursache der süßesten und lebhaftesten Freude? Er lehrt es uns selbst. Im Augenblick seiner Bekehrung nämlich bemächtigte sich Gott seiner Seele und erfüllte sie mit den reinen und himmlischen Freuden, im Vergleiche mit denen die Wollüste des Fleisches nicht bloß abgeschmackt, sondern auch verhaßt und unerträglich sind. Ein so wichtiger Zeuge verdient gewiß, daß man ihm auf sein Wort glaube.

Es ist also wahr, daß Gott diejenigen unendlich entschädigen kann, welche für ihn alle eiteln Freuden dieser Welt aufopfern. Würde man daran zweifeln, wenn man einen Augenblick nachdenken, wenn man sich auf alle bekehrten Sünder ohne Ausnahme, auf alle Heiligen, auf Jesus Christus selber berufen wollte, der es uns im Evangelium so oft versichert? Allein man will es nicht zugeben, weil man es nicht erfahren hat. Wer nur die

Freuden der Sinne kennt, und wessen Seele ganz in der Materie versunken ist, der kann es nicht begreifen, daß es noch andere Freuden von einer höhern Ordnung gibt, Freuden, die der Seele angemessen und geistig sind wie sie. Er fühlt den Verlust, welchen er sich gefallen lassen soll; und er hat keine Vorstellung von der Glückseligkeit, die ihm verheißen wird. Eben das hält ihn zurück, eben deßhalb hält er ein Leben für ein trauriges, für ein bitteres, das nur Annehmlichkeiten für den Geist, und keine für den Leib hat.

Doch untersuchen wir ein wenig, und sehen wir, ob wir nicht durch sichere und unbestreitbare Gründe die Erfahrung ersetzen können, welche dem fleischlich gesinnten Menschen fehlt. Wer ist der Urheber der Ergötzungen, welche man mittels der Sinne genießt? Nur Gott kann es sein. Er erzeugt sie in der Seele; denn die Seele, welche sie genießt, verhält sich dabei ganz unthätig; und die Materie allein kann ihre Ursache nicht sein. Jeder gute Philosoph gibt das zu.

Zu welchem Zwecke hat Gott diese Empfindungen zugelassen? Zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts, zur Erhaltung dieses sterblichen Lebens. Sie sind Mittel, deren sich Gott bedient, um dem Menschen die Ausübung seiner verschiedenen thierischen Verrichtungen zu erleichtern. Er hat diese Empfindungen mit den Thieren gemein, in welchen sie Gott zu denselben Zwecken entstehen läßt.

Man muß also entweder den Menschen den übrigen Thieren gleichstellen, oder man ist gezwungen, zuzugeben, daß es für ihn Ergötzungen von einer andern Beschaffenheit gibt, Ergötzungen, die ihm eigenthümlich zukommen, und die zu genießen er schon in diesem Leben fähig ist. Es sind diejenigen, welche ihm als einem vernunftbegabten, freien, sittlicher Begriffe, Empfindungen und Handlungen fähigen Wesen zukommen. Diese Ergötzungen verrücken die Vernunft nicht, wie die der Sinne: im Gegentheil, sie reinigen und vervollkommnen sie: statt den Menschen zum Thiere herab zu erniedrigen, veredeln sie ihn und erheben ihn über sich

selber, indem sie ihn den reinen Geistern gleich machen, obwohl er einem sterblichen Leibe unterworfen ist. Selbst die profane Philosophie hat sie gekannt und unvergleichlich über die sinnlichen Wollüste gesetzt. Zweifelt man etwa daran, so lese man nur den Philebus von Plato.

Welches sind aber unter den Freuden, welche die Vernunft für sich in Anspruch nimmt, die höchsten und köstlichsten? Diejenigen müssen es ohne Widerrede sein, welche aus dem Umgange des Menschen mit Gott entspringen. Denn es ist einleuchtend, daß Gott, wenn er so angenehme Empfindungen mit gewissen Berührungen des menschlichen Leibes mit andern Leibern verbunden hat, mit den unmittelbaren Berührungen der Seele mit ihm selber nicht sinnliche, sondern unvergleichlich angenehmere, köstlichere, durchdringendere und innigere geistige Empfindungen verbunden haben mußte. Jene Berührungen haben nur das thierische Leben zum Zweck: der Zweck dieser ist das Leben der Seele selber: sie schöpft dieses Leben aus Gott, und nur ihre Vereinig-

ung mit Gott kann es erhalten. Der Zweck jener ist ein vergänglicher, untergeordneter und der letzten Classe angehöriger; der Zweck dieser soll so lange bestehen als Gott und die Seele: er ist der Zweck des Menschen vorzugsweise; und er behauptet den ersten Platz unter allen übrigen, welche im Vergleiche mit ihm nur Mittel sind.

Es findet endlich kein natürliches Verhältniß zwischen der Seele und dem Leibe statt; diese zwei Substanzen sind nicht für einander gemacht; und Gott hat sie nur aus einer freien Absicht vereinigt. [1]) Die Empfindungen, welche die Seele durch den Leib bekommt, sind ihr gleichsam fremd: sie reichen nur bis zur Oberfläche und vermögen sie nicht glücklich zu machen. Dagegen findet eine wesentliche Aehnlichkeit zwischen der Seele und Gott statt, welche ungeachtet des Unterschiedes zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen zwei geistige, verständige Wesen

---

[1]) Nach der Philosophie des Descartes, Malebranche ꝛc.

sind, von denen das eine offenbar erschaffen ist, damit es das andere kennen lerne und liebe und in dieser Kenntniß und Liebe eine Zufriedenheit, eine Freude genieße, welche ihre Glückseligkeit bildet.

Diesem gemäß kann jeder Mensch, der seine Vernunft zu Rathe zieht, leicht erkennen, daß die wahren Freuden des Menschen hienieden im Dienste Gottes, in der Ausübung der Religion, im Zeugnisse eines guten Gewissens, in dem Frieden bestehen, welcher die Erfüllung seiner Pflichten begleitet. Diese Freuden sind weder sinnlich noch unruhig, sondern ruhig, tief und werden im Innern der Seele genossen; sie verursachen nie Reue, Ekel, Uebersättigung; sie dauern immer und ohne Unterbrechung selbst unter den Zufällen und Leiden dieses Lebens fort. Statt mit dem Alter schwächer zu werden, werden sie vielmehr täglich stärker; und sie sind nie inniger, lebhafter, tröstender als im Augenblicke des Todes, wo uns die andern Freuden verlassen.

Das sind die Freuden des wahren Christen. Sie und noch größere genießen

die Heiligen, welche wie Augustin die evangelischen Räthe befolgen und Allem entsagen, um Jesu Christo nachzufolgen. Ihre inneren Freuden nehmen in dem Maße zu, als sie sich bestreben, diesem göttlichen Vorbilde näher zu kommen, ihr Kreuz zu tragen, sich selber abzusterben, in Allem von der Gnade abzuhängen, die Regungen der Natur zu unterdrücken. Mögen die Freigeister von Dingen, welche sie nicht kennen, mit Verachtung sprechen, so viel sie wollen; mögen die sinnlichen Menschen keine andern Vergnügungen kennen als solche, welche die Seele durch die Organe des Leibes kitzeln; mögen die trägen und unvollkommenen Christen unter dem Joche des Herrn seufzen und es schwer finden; es ist eine im Evangelium versicherte, durch die Erfahrung bestätigte und durch die Vernunft anerkannte Wahrheit, daß die einzige Glückseligkeit des Menschen in diesem Leben in der Beobachtung des Gesetzes Gottes, in der Gleichförmigkeit seines Willens mit dem Willen Gottes besteht, und daß seine Glückseligkeit um so vollkommener ist, je

größer diese Gleichförmigkeit ist. Fürchte Gott, sagt die Schrift, und halte seine Gebote; denn das macht vollkommen den Menschen (Eccl. 12, 13.). Wenn dieß den Menschen vollkommen macht, so ist dieß allein die wahre Philosophie.

LXVI.

Das Lesen der Psalmen.

„Was sagte ich nicht zu dir, o mein Gott, als ich die Psalmen las? Wie oft entflammten sie mich nicht für dich?"
(Bch. 9. K. 4. N. 8.)

Was bewirkt nicht das Lesen der heiligen Bücher in einem Herzen, das sich in der rechten Verfassung befindet, und besonders das Lesen der Psalmen, die so voll sind von erhabenen Gedanken und von innigen Empfindungen der Frömmigkeit? Augustin las sie, als er noch Catechumen war; und während er sie las, wurde er von Liebe zu Gott durchdrungen; seine Gemüthsbewegungen und sein Entzücken überwältigten ihn. Dieses Lesen

war für ihn ein fortwährendes Gebet, worin seine in Gott entzückte Seele einer süßen und tiefen Betrachtung seiner Wohlthaten sich überließ. Er wandte auf sich selber an, was er darin fand: er erkannte da seinen frühern und seinen gegenwärtigen Zustand; er bewunderte die Güte Gottes gegen ihn; er dankte ihm tausendmal für seine Befreiung; weder seine Zunge noch seine Augen vermochten die Gefühle seines Herzens auszudrücken. Er hätte die ganze Welt versammeln und ihr diese göttlichen Gesänge vorlesen mögen, überzeugt, daß sie auf alle Menschen dieselben Eindrücke machen würden wie auf ihn. In der oben angeführten Stelle spricht er von den Empfindungen, welche sich beim Lesen des vierten Psalms in ihm regten, und stellt ihn dem Irrthum des Manichäismus gegenüber, von dem ihn Gott befreit hatte.

Wir lesen eben diese Psalmen; wir tragen sie in den Kirchen vor und singen sie als Gebete. Warum machen sie so wenig Eindruck auf unsern Geist und auf unser Herz? Weil wir uns nicht in der

selben Verfassung befinden wie Augustin; weil wir uns Gott nicht so vollkommen ergeben wie er. Er hatte gleichwohl die Gnade der Taufe noch nicht empfangen; wir aber sind schon seit vielen Jahren Christen; ja wir sind Priester, sind Ordensleute.

Hat uns Gott nicht so viele Gnaden ertheilt wie Augustin? Wir haben entweder gesündigt wie er, und zwar seit unserer Taufe: wir sind also eben so große Schuldner Gottes wie er; oder er hat uns vor jedem bedeutenden Falle bewahrt: und dann haben wir noch größere Verpflichtungen gegen ihn. O! wenn wir die Psalmen mit einem eben so aufmerksamen Geiste, mit einem eben so aufrichtigen Willen, mit einer eben so großen Begierde, zu lieben, läsen, was würden wir dann nicht darin finden? Welche Nahrung für unsere Seele! Welche fruchtbare Quelle von Betrachtungen, von süßen Empfindungen, von erhabenen Regungen, von Entzückungen in Gott!

Die innerlichen Seelen, wie der heilige Augustin vom Augenblicke seiner Be-

kehrung eine war, wissen aus eigener Erfahrung, was ich hier sage. Diese heiligen Gesänge bilden daher auch ihre Wonne, wie sie einst die so vieler frommen Einsiedler bildeten. Ihre Andacht entflammt sich, so oft sie sie lesen; sie wenden sie auf ihren Zustand, auf ihre gegenwärtigen Bedürfnisse an; sie schöpfen Alles daraus, was sie Gott zu sagen haben, alle Lobpreisungen, die sie ihm darbringen, alle Wünsche, alle Bitten, die sie an ihn richten.

Die Psalmen sind, als Weissagungen betrachtet, welche Jesum Christum, seine Demüthigungen, seine Leiden, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, seine Herrschaft über alle Nationen, die Gründung seiner Kirche in der Welt und seine zweite Ankunft zum Gegenstande haben, einer der schlagendsten Beweise der christlichen Religion. Denn es gibt wenig Psalmen, welche sich nicht im buchstäblichsten Sinne auf Jesus Christus oder auf seine Kirche beziehen. Die heiligen Väter und insbesondere der heilige Augustin haben es dargethan. Das Ansehen

der Apostel und Jesu Christi selber, der sie so oft auf sich anwendet, lassen keinen Zweifel daran zu.

Eben diese Psalmen passen, in Bezug auf uns als Christen, als Brüder des Herrn, als Glieder seines mystischen Leibes betrachtet, auf alle Zustände des geistlichen Lebens von der Buße an. Der Gesammtinhalt des Gebetes im reinigenden, erleuchtenden und vereinigenden Leben ist darin zu finden: und die Seele versteht, vom heiligen Geiste erleuchtet und geleitet, es gar wohl, aus ihnen Alles zu schöpfen, was sie in ihren verschiedenen Verhältnissen nöthig hat. Je einfacher und kürzer ausgedrückt die Empfindungen sind, welche sie enthalten, desto rührender, lebhafter und durchdringender sind sie.

Was können sie uns aber nützen, wenn sich unser Herz nicht in der Verfassung befindet, die sie voraussetzen? Sie werden uns dann als trocken und unschmackhaft erscheinen; wir denken dann nicht über ihren Inhalt nach, und laben uns noch weniger durch die Betrachtung daran; sie machen höchstens nur auf un-

sere Einbildungskraft einen Eindruck; das Herz wird nur sehr wenig zur Andacht angeregt werden. Die Psalmen sind göttlich; aber nur eine von der Gnade tief durchdrungene Seele, welche Gott schon ganz gehört oder gehören will, empfindet und genießt sie als solche.

Wenn wir in der Kirche oder in unsern Häusern beten, so bedienen wir uns wer weiß wie vieler Bücher: das Buch der Psalmen wäre hinreichend: es wäre auch gar nicht immer nöthig, sie zu lesen. Man braucht nur eine gewisse Anzahl von Sprüchen oder brünstigen Erhebungen im Gedächtnisse zu haben: mehr ist nicht nöthig, wenn sich die Seele eine Stunde und selbst einen ganzen Tag lang auf eine heilige Weise beschäftigen will. Es ist ein Mißbrauch, den Jesus Christus selber tadelt, so viele Worte zu sprechen, wenn man betet (Matth. 6, 7.). Es ist weit besser, bei einem Verse stehen zu bleiben, der einen besondern Eindruck auf uns macht, sich still damit zu beschäftigen, ihn von Zeit zu Zeit zu wiederholen, bis man von seinem Inhalte ganz durch-

drungen ist, und dann Gott in uns das wirken zu lassen, um was wir ihn bitten. Brachte nicht der heilige Franziskus die ganze Nacht damit zu, daß er sprach: Mein Gott und mein Alles! Wie viel enthielten diese zwei Worte für ihn! Allerdings kann auch nur ein heiliger Franziskus ihren ganzen Sinn ergründen.

Dadurch befähigt man sich allmählig zur Sammlung des Herzens und zum wahrhaftigen Gebete, das nichts Anderes ist als die Betrachtung der Wahrheit und das Durchdrungensein von ihr. Wie weit nützlicher wäre nicht das Lesen der Psalmen, wenn man auf eine solche Weise bei jedem Vers verweilte; wenn man sich innerlichst daran labte; wenn man seinen Inhalt gleichsam mit dem Mund des Herzens einsaugte; wenn man ihm Zeit ließe, seinen Balsam in die Seele zu träufeln und seine ganze Wirksamkeit darin zu zeigen? Freilich müßte man da vom Geist der Gnade durchdrungen und fortwährend auf Gott hin gerichtet sein.

LXVII.

Unwille des bekehrten Sünders gegen sich selber.

„Ich hatte schon gelernt, mich gegen mich selbst wegen meiner frühern Sünden zu erzürnen, um von nun an nicht mehr zu sündigen.“ (Bch. 9. K. 4. N. 10.)

Die erste Empfindung eines jeden wahrhaft bekehrten Sünders ist der Selbsthaß. Dieser Haß entspringt hauptsächlich aus seiner Liebe zu Gott. Er betrachtet sich als den bisherigen Feind Gottes; er kann sich also nur hassen, weil er nun Gott liebt; und er haßt sich um so mehr, je mehr er ihn liebt. Dann folgen die Regungen eines heiligen Unwillens gegen sich selber. Was wirft er sich nicht Alles vor? Seine Vermessenheit, seine Empörung, seine Undankbarkeit, seine Gefühllosigkeit. Den so großen Gott beleidigt zu haben! sich gegen einen so guten Vater empört zu haben! die natürlichen Gaben, die Gnaden eines so freigebigen Wohlthäters mißbraucht zu haben! Durch seine Gedanken, durch seine Begierden,

durch seine Handlungen die Blicke eines so reinen und so heiligen Wesens verletzt zu haben! Die Vorwürfe seiner Gerechtigkeit und die Verheißungen seiner Barmherzigkeit verachtet zu haben! Bei diesen Drohungen bleibt er nicht stehen, er vertheidigt die Sache Gottes gegen sich selber; er rächt sie an sich; er bewaffnet sich mit Zorn und erklärt sich einen unversöhnlichen Krieg. Auf diese Weise thut er, was David sagt: *Zürnet ihr, so sündiget nicht* (Ps. 4, 5.): ein heiliger Zorn, ein von Gott selbst eingeflößter Zorn, der in seinen Augen höchst wohlgefällig ist.

Sehen wir alle Folgen dieses Zorns bei einem wahrhaft Bußfertigen. Er hat seine Sünden den Augen der Menschen und seinen eigenen so viel als möglich verborgen: das Auge Gottes, das einzige, das er fürchten sollte, das allein hat er nicht gefürchtet. Er wirft sich nun einem Priester zu Füßen und offenbart sie ihm alle. Der Stolz ist der Grund seiner Sünden gewesen: er bedeckt sich nun selber mit Scham, indem er sich ihrer an-

klagt; er deckt ihre ganze Niedrigkeit, ihre ganze Schwärze, ihre ganze Schändlichkeit auf und verschweigt keinen von den demüthigendsten Umständen. Statt zu wünschen, man möge ihn schonen, man möge ihn mild behandeln, ermuntert er den Diener des Herrn, keine Schonung mit ihm zu haben; er nimmt gern und dankbar seine Verweise, seine heilsamen Zurechtweisungen an; er läßt sich die Buße von Herzen gern gefallen, welche ihm auferlegt wird, indem er sie für zu mild im Vergleiche mit dem hält, was er verdient.

Dabei bleibt er nicht stehen. Was ihm der Beichtvater aus Klugheit nicht auferlegen will, das auferlegt er sich selber; was ihm bloß gerathen wird, das schreibt er sich vor. Was das Unerläßliche betrifft, Zurückerstattungen, Wiedergutmachungen, Versöhnungen, Vermeidung der nahen Gelegenheiten, so kommt er Allem zuvor; er erbietet sich freiwillig zu Allem, er vollbringt Alles, so schwer auch die Ausführung sein mag: und das Alles geschieht aus dem Selbsthasse, der im Evangelium so sehr empfohlen wird.

Aber was haßt er denn? was verfolgt er denn in sich? Alles, was ihn anreizte, zu sündigen. Er haßt seine Sinne, indem er sie nicht bloß jeder strafbaren Befriedigung, sondern auch selbst derjenigen Ergötzungen beraubt, die er ihnen unschuldiger Weise gewähren könnte. Er würde sie nicht bestrafen, wenn er ihnen bloß das Verbotene versagte: er entzieht ihnen auch das Rechtmäßige und Erlaubte. Er haßt sein Fleisch, dieß weichliche und verzärtelte Fleisch, das er so sehr begünstigt hat. Er versagt ihm nicht bloß die Wollüste, die Sinnlichkeiten, die seltenen Genüsse, welche das Gesetz Gottes verbietet, sondern er kasteit es auch durch die Enthaltsamkeit und das Fasten; er nimmt es hart mit und unterwirft es durch Beraubungen und ein sehr strenges Leben.

Er haßt jenen Stolz, jene thörichte Selbstwerthschätzung; und er ermuntert sich innerlich, sich zu verachten, sich zu demüthigen, sich zu beschämen, sich auf's Tiefste zu erniedrigen, indem er fest überzeugt ist, daß er sich hierin nur Gerech-

tigkeit widerfahren läßt. Denn was verdient ein stolzer und unverschämter Sünder sonst als die Verachtung, den Schimpf und die Beschämung von Gott, den er gröblich beleidigt hat, von den Menschen, denen er Aergerniß gegeben oder die er zum Sündigen angetrieben, von sich selber, da er sich durch sein bisheriges Betragen entehrt, erniedrigt, entwürdigt hat?

Wenn ihn also Gott durch Versuchungen und Prüfungen demüthigt; wenn ihn sein neues Leben zum Gegenstande gottloser und freigeisterischer Spöttereien macht; wenn ihn seine frühern Unordnungen Kränkungen, übeln Nachreden, selbst Verleumdungen, falschen und vermessenen Urtheilen aussetzen, so anerkennt er demüthig, daß er das Alles und noch mehr verdient hat: und dieß macht ihn sanftmüthig, geduldig und bereitwillig zur Vergebung der Beleidigungen. Das Gefühl seines eigenen Elends, der lästigen Auflehnungen des Fleisches, seiner geheimen Neigung zum Bösen, seines Widerstrebens gegen das Gute, der Schwierigkeit, sich zu überwinden, erinnert ihn an

die unseligen Folgen seiner strafbaren Gewohnheiten und lehrt ihn, welche traurigen Folgen, welche schrecklichen Verwüstungen die Sünde in der Seele selbst dann noch zurückläßt, wenn ihr vergeben worden ist. Er wird daher mißtrauischer gegen sich selber, rechnet weniger auf seine eigenen Kräfte und stützt sich nur mehr auf Gott.

Er haßt endlich jene Eigenliebe, aus der er Alles auf sich selber bezog; jenen eigenen Willen, den er in Allem dem Willen Gottes vorzog; jene Freiheit, die er bis zur Unabhängigkeit, so weit trieb, daß er gegen das göttliche Gesetz aufgebracht wurde, welches sie beschränkte. Und nun (was eine nothwendige Folge dieses Hasses ist) vergißt er sich ganz, um sich nur mehr mit Gott zu beschäftigen; er denkt nur mehr mit Abscheu an sich selber; er läßt seine persönlichen Vortheile unbeachtet, und kennt keine andern mehr als die Vortheile Gottes. Er nimmt seinen Willen unter die Herrschaft der Gnade gefangen, und macht es sich zur Pflicht, ihn unbedingt dem göttlichen Wil-

len zu unterwerfen. Alle seine Wünsche, alle seine Neigungen, alle seine Befürchtungen haben nur Gott zum Gegenstande und sind nur darauf gerichtet, ihn zu verherrlichen und ihm zu dienen. Was seine Freiheit betrifft, von der er einen so schlimmen Gebrauch gemacht, so übergibt er sie den Händen Gottes, damit er nach seinem Wohlgefallen darüber verfüge. Er wird freiwillig sein Sclave; und er unterwirft sich nicht bloß allen seinen Gesetzen und allen den Räthen, deren Ausübung mit seinem Stande verträglich ist, sondern auch allen seinen geheimen Einsprechungen; er denkt, er spricht, er handelt nur in gänzlicher Abhängigkeit vom Geiste Gottes.

Diese Schilderung eines vollkommenen Büßers ist keine eingebildete: sie ist Zug für Zug die Schilderung Augustins. Er ging in seinem Hasse gegen sich so weit, daß er sich selbst gänzlich abstarb; und in seiner Liebe zu Gott so weit, daß er sich ihm ohne allen Vorbehalt weihte.

LXVIII.

Monica, ein Vorbild der verheiratheten Frauen.

„Nach ihrer Verehelichung gehorchte Monica ihrem Manne als ihrem Herrn, und ließ es sich angelegen sein, ihn dir zu gewinnen, indem sie durch ihren Lebenswandel von dir zu ihm sprach.“

(Bch. 9. K. 9. N. 19.)

Monica ist eines der schönsten Vorbilder der Gattinen und Mütter. Was der heilige Augustin in seinen Bekenntnissen von ihr erzählt, ist nicht das wenigst rührende und wenigst belehrende Stück dieses Werkes. Patritius, ihr Mann, war ein Heide, jähzornig, ehebrecherisch; Augustin, sein Sohn, war ein Manichäer und ausschweifend. Sie erwirkte durch ihre Gebete und ihre Thränen, durch ihre Sanftmuth und ihre Geduld die Bekehrung Beider. Sie sprach von Gott zu ihrem Manne durch ihre Sitten, die sie ihm schön und einer mit Achtung und Bewunderung verbundenen Liebe würdig machten. So heftig er auch

war, schlug er sie doch nie: eine so große Herrschaft hatte sie durch ihre Nachgiebigkeit und Gleichmüthigkeit über ihn gewonnen! Sie ertrug seine Ausschweifungen, ohne je darüber zu klagen, ja ohne es ihn merken zu lassen, daß sie sie kenne. Dieses Verhalten predigte ihm die Heiligkeit der christlichen Religion beredter und auf eine überzeugendere Weise als alle Reden. Daher nahm er sie zuletzt auch an; und er hatte das Glück, die Taufe zu empfangen, ehe er starb.

Wenn die Frauen wüßten, was die Frömmigkeit und die Tugend vermögen, um sie glücklich zu machen, um ihnen das Joch der Ehe zu erleichtern, um ihnen Macht über ihre Männer zu verschaffen, so zwar, daß sie sie bessern und Gott gewinnen können, so würden sie sich vor Allem befleißigen, heilig zu werden, und sie würden den häuslichen Frieden sonst nirgends suchen als in der Erfüllung ihrer Pflichten.

Alle Gesetze, die göttlichen und die menschlichen geben ihnen in ihrem Manne einen Herrn. Dieß kommt vielen von

ihnen hart und selbst ungerecht vor: sie thun alles Mögliche, um die Herrschaft zu theilen, ja um sie, wo möglich, ganz an sich zu reißen. Ihre Herrschsucht ist die Hauptquelle der Zwietracht in den Haushaltungen, weil sie, die zur Herrschaft nicht berufen sind, fast immer die Gewalt mißbrauchen, welche ihnen ein schwacher Mann einräumt, und sich gewöhnlich sehr launenhaft, eigensinnig und halsstarrig dabei benehmen. Der Mann sucht sich aber früher oder später zu rächen: er will sich nicht unterjochen lassen; er will von seinen Rechten Gebrauch machen. Es ist aber nicht mehr Zeit, sie wieder zurückzunehmen, wenn er sie sich hat einmal entreißen lassen. Daher kommen die gegenseitige Kälte, die Abwendung der Herzen, die Eifersucht, die Händel, die Scheidungen.

Frauen, wollet ihr Herrinen sein, so weit ihr es sein dürfet? Wollet ihr von euern Männern alle die Rücksichten erlangen, die euch gebühren? Machet es wie Monica: seid willig, fügsam, gehorsam wie sie. Thuet den Willen eurer

Männer, dann bewirket ihr unfehlbar, daß sie auch den eurigen thun. Nicht in der Stärke, nicht in der Anmaßung des Befehlens liegt euere Herrschaft: sie liegt in der Unterwerfung und der Sanftmuth. Und ihr könnet es nicht glauben, wie weit ihr Umfang geht, wie nachsichtig und schonend ein Mann wird, wie viel er von seinen Rechten nachläßt, wenn er sieht, daß sie ihm nicht streitig gemacht werden, und daß man immer bereit ist, sie ihm zu lassen.

Ihr fürchtet, der Gehorsam könne zur Sclaverei für euch werden. Ihr täuschet euch: er wird das Gegentheil bewirken: es wird euch auf diesem Wege gelingen, so gebieten zu können, wie ihr gebieten sollet: durch Rath und Einschmeichelung. Hält sich der Mann immer für den Herrn über euern Willen, dann wird er nie etwas Wichtiges thun, ohne euch um Rath zu fragen; er wird euere Gründe und euere Vorstellungen anhören; er wird mit euch überlegen; er wird in euere Gedanken eingehen, wenn er sie für richtig hält, und ihr es verstehet, sie ihm so vorzu-

tragen, daß er seine eigenen darin erkennt. Ihr bestimmet ihn, bringet ihn zum Entschlusse; und er wird sich noch Dank dafür wissen, daß er seine Ansichten den eurigen geopfert hat.

Euer Mann hat Fehler, selbst Laster. Ihr wollet ihn davon befreien; machet ihm keine Vorwürfe; zanket nicht mit ihm; machet ihm keine bittern oder verdrießlichen Vorstellungen. Auf solche Weise werdet ihr nie zum Ziele gelangen. Leidet ruhig: zeiget viel Geduld. Saget manchmal ein Wort, aber ohne Vorwurf und bloß, um ihn an sich selber zu erinnern, und es ihm fühlbar zu machen, wie sehr ihr an Allem theilnehmet, was ihn betrifft. Entschuldiget, bemäntelt, vermindert, so viel ihr nur könnet. Gebet nie zu erkennen, daß ihr für euch selber, sondern nur für ihn sprechet. An seiner Ehre liege euch mehr als an eurer Ruhe. Ihr werdet es bald sehen, daß er sich seiner Fehler vor euch schämt, euch um Vergebung bittet, euch ersucht, ihn aufmerksam zu machen und auf seiner Hut zu erhalten.

Verletzt er die eheliche Treue, neigt sich sein Herz wo anders hin; schweiget zu diesem Unrechte; seid selber nur um so treuer. Er soll es allerdings sehen, daß ihr in dieser Hinsicht nicht unempfindlich seid, aber einzig bloß deßhalb, weil ihr ihn liebet. Beweiset, daß er sich eures Herzens immer für versichert halten darf: ist er einiger Maßen gefühlvoll, so wird er euch bald auch das seinige wieder geben.

Ist er ohne Frömmigkeit, ohne Religion, so sprechet wie Monica durch euere Sitten zu ihm von Gott. Euere Frömmigkeit sei nicht beschränkend für ihn: lasset sie vielmehr darin bestehen, daß ihr ihm zuvorkommet, gefällig gegen ihn seid, ihm in Allem nachgebet, was keine Sünde ist. Er sehe euch immer vernünftig, immer gleich, immer freundlich, immer voll Eifer für euere Pflichten, von denen die erste die ist, daß ihr ihm gefallen sollet. Dieß Verhalten wird mehr Eindruck auf ihn machen als euere Uebungen, die vielleicht nicht immer von einer heiligen Bedachtsamkeit geleitet werden. Eine weise

und sorgfältige Tugendhaftigkeit, eine wahre, aufrichtige Frömmigkeit, die uns ermuntert, unsere Fehler zu entfernen, und die Fehler Anderer zu ertragen, ist der schönste Lobspruch, welchen man der Religion ertheilen kann. Ihr werdet ihn auf diese Weise wirksamer als durch jedes andere Mittel dahin bringen, daß er sie achtet, liebt, ausübt.

Betet auch viel für euern Mann. Durch das Gebet erwirkt die gläubige Frau die Bekehrung des ungläubigen Gatten (1. Cor. 7, 14.). Da ihr Beide in den Augen Gottes nur Ein Fleisch und Eine Seele seid, so könnet ihr nicht daran zweifeln, daß die Wünsche, die Thränen, welche ihr für euere eigene Hälfte darbringet, ihm sehr wohlgefällig sind, und daß er sie gern erhört. Aber vergesset nicht, daß das beste aller Gebete dieß ist, in eurem Verhalten genau zu befolgen, was ich euch eben vorgezeichnet habe. Denn für Gott leiden, leiden, ohne zu klagen, mit Liebe und Unterwerfung leiden, ist mehr als beten. Der Stand einer unglücklich verheiratheten Frau ist

eine Marter, und vielleicht die peinlichste, die es auf Erden gibt. Was werdet ihr nicht für euern Mann erwirken, wenn ihr dieses Marterthum den Absichten Gottes gemäß ertraget?

LXIX.

Strenge der Gerichte Gottes.

„Wehe selbst dem löblichen Leben, wenn du es ohne Barmherzigkeit untersuchest.“
(Bch. 9. K. 13. N. 34.)

Bei welcher Gelegenheit spricht der heilige Augustin dieß furchtbare Urtheil? Man sollte es kaum glauben: er spricht es in Bezug auf Monica, seine Mutter, von der er uns selbst bezeugt, daß ihr Leben so heilig war. Dennoch ist er ihretwegen in Furcht: sieben Jahre nach ihrem Tode betet er, Gott möge ihr Barmherzigkeit erweisen, und empfiehlt sie den Gebeten der Gläubigen. Ein großer Heiliger, der erleuchtetste Lehrer der Kirche, denkt so von der göttlichen Gerechtigkeit. Nichts beruhigt ihn wegen des Heils seiner Mutter: er fürchtet, es

könnte ihr nach ihrer Taufe irgend eines von jenen beleidigenden Worten entschlüpft sein, hinsichtlich welcher Jesus Christus erklärt, daß man die Qual des Feuers verdient (Matth. 5, 22.).

O mein Gott, wie verschieden sind unsere Gedanken von denen der Heiligen! Das Leben der guten, der besten Christen unserer Tage ist nichts im Vergleiche mit dem Leben der heiligen Monica. Wir haben nicht mit derselben Sorgfalt wie sie über die Erhaltung unserer Unschuld gewacht: wir haben bei weitem nicht denselben Abscheu vor der Welt und ihren Ergötzungen: das Gebet, das Wort Gottes, das Lesen der Erbauungsbücher, die häuslichen Pflichten, die guten Werke bilden nicht unsere einzige Beschäftigung: wir sind mit einem Worte weit von der Heiligkeit Monicas entfernt. Und doch beruhigen wir uns, gestützt auf einige fromme Uebungen, welche wir nur aus Gewohnheit vollbringen. Weil wir uns nicht gewisse Ausschweifungen erlauben, sind wir voll vermessenen Vertrauens: wir betrachten unsern Lebenswandel mit

einem geheimen Wohlgefallen: wir sehen kaum etwas Tadelnswürdiges darin: wir glauben fast, das Paradies gebühre uns, und Gott könne es uns nicht versagen.

Wie ganz anders würden wir denken, wenn uns das göttliche Licht erleuchtete, wie es die Heiligen erleuchtet; oder vielmehr wenn wir dieses Licht um Rath fragten, wie es die Heiligen thaten! wenn Gott, unser ganzes Leben beleuchtend, uns so viele begangene Sünden zeigte, deren wir uns vielleicht nicht angeklagt, die wir sehr wenig verabscheut, sehr ungenügend gesühnt haben; so viele Communionen, die wir in einer zweifelhaften Verfassung des Herzens, mit geringer Vorbereitung, mit wenig Aufmerksamkeit und Andacht, mit keinem oder geringem Nutzen verrichtet haben; so viele gute Werke, die wir durch die Unreinheit unserer Beweggründe, durch die Eigenliebe, durch die Eitelkeit, durch tausend andere Unvollkommenheiten befleckt haben! Welcher Gedanke, welche Gesinnung, welches Wort, welche Handlung könnte in einer so strengen Untersuchung bestehen? Was fände

Gott in unserm Leben, das den Himmel verdiente, wenn wir ihn als etwas mit Recht Erworbenes von ihm verlangten? Was fände er nicht vielmehr, das irgend einer Strafe würdig ist? Denken wir nur an das Wort des Evangeliums, daß die Menschen am Tage des Gerichts von jedem müßigen Worte Rechenschaft geben müssen (Matth. 12, 36.); und dehnen wir auf die Gedanken, die Neigungen, die Handlungen aus, was Jesus Christus von den Worten sagt. Ach! was würde aus uns, wenn uns Gott ohne Rücksicht auf seine Barmherzigkeit richtete? Auf uns paßt ganz und gar, was der heilige Augustin hier in Bezug auf seine Mutter sagt.

Was will ich bezwecken, indem ich so spreche? Will ich etwa die Christen, selbst die unvollkommensten zur Verzweiflung bringen? Nein: ich will nur allen, selbst den heiligsten, die Demuth, das Selbstmißtrauen einflößen. Ich beabsichtige nur, sie zu überzeugen, daß sie sich nicht auf ihre Verdienste stützen dürfen, weil sie, wenn man die Dinge streng nimmt, nicht

einmal Ursache haben, zu glauben, daß sie irgend ein Verdienst erworben haben; während es dagegen nur zu gewiß ist, daß sie den Zorn Gottes mehr als einmal gereizt haben, daß sie Schuldner seiner Gerechtigkeit sind und sehr zu beklagen wären, wenn sie alle ihre Rechte gegen sie ausübte. Ich wünsche, sie mögen es einsehen, daß selbst ihre guten Werke wegen der Unvollkommenheiten, die ihnen ankleben, Gott einen gerechten Grund darbieten, sie zu bestrafen, und daß er, wenn er sie dennoch belohnt, es doch nur erst dann thun kann, nachdem er sie durch das Feuer gereinigt hat. Wenn man begriffe, wie heilig Gott ist, wie rein, wie eifersüchtig und welch ein großer Feind der Eigenliebe er ist, wer würde sich dann für würdig halten, vor ihm erscheinen, ihn sehen, ihn besitzen zu dürfen?

Ich will ferner, daß uns der Gedanke an die göttliche Gerechtigkeit und an seine unendliche Strenge aus unserm Schlummer wecke, unsere Trägheit verbanne, uns zur Wachsamkeit ermuntere, so daß wir wie Job wegen aller unserer

Handlungen zittern, indem wir fürchten, sie könnten auf der Wage des Ewigen nichts wiegen (Job. 9, 28.). Ich will, man möge überzeugt sein, daß man nicht bloß nicht zu viel thun kann, sondern daß man gar nie genug thut; daß kein Verhältniß zwischen dem Lohne stattfindet, der uns verheißen ist, und Allem dem, was wir während des längsten Lebens thun könnten, um ihn zu verdienen. Das wird uns antreiben, alle Augenblicke zu benutzen, uns keine Gelegenheit entgehen zu lassen, bei jeder Handlung zu uns zu sprechen: sie kann nicht zu gut verrichtet werden, da ich sie verrichte, um den Himmel damit zu verdienen; bei jedem Leiden: ertragen wir dieß mit Muth, es ist ja doch nichts im Vergleiche mit der Herrlichkeit, welche der Preis dafür sein wird; und haben wir unsere Pflichten so gut als möglich erfüllt, dann wollen wir uns erst recht demüthigen, eingedenk dessen, was uns unser Herr selbst zuruft: Wir sind unnütze Knechte, wir haben nur gethan, was wir schuldig waren, zu thun (Luc. 17, 10.).

Aber, wird man sagen, worauf soll sich denn die Hoffnung unsers Heils stützen? Auf Jesus Christus, auf seine unendlichen Verdienste, und nicht auf die unsrigen, welche an und für sich nichts sind, und nur durch die seinigen einen Werth bekommen. Ich schließe deßhalb unsere Wirksamkeit nicht aus. Im Gegentheil, sie erst gibt uns ein Recht, auf Jesum Christum zu hoffen; denn wenn wir selber nichts thun, so können uns die Verdienste Jesu Christi nicht angeeignet werden. Nur dürfen wir diese Wirksamkeit nicht als Etwas betrachten, das uns an und für sich irgend ein Recht auf Etwas gibt. Sie ist eigentlich nur eine Bedingung, nach deren Erfüllung wir auf Jesum Christum vertrauen und von seiner Barmherzigkeit Alles erwarten dürfen. Das Vertrauen desjenigen, der diese Bedingung nicht erfüllt, ist ganz ungegründet: es ist ein eitles und betrügliches.

Bitten wir also um diese Barmherzigkeit für unsere Sünden; bitten wir um sie für unsere Bußen; bitten wir um sie für unsere guten Werke. Sie allein

kann, wenn wir aufrichtig bereuen, Alles das ersetzen, was uns fehlt: sie kann in einem Augenblicke alle Missethaten eines langen Lebens tilgen. Auf sie allein stützen sich unsere rechtmäßigen Ansprüche auf die ewige Seligkeit. Wären wir auch eben so heilig wie Monica und Augustin, so hätten wir doch eben die göttliche Barmherzigkeit, durch welche wir es geworden, schlechterdings nöthig, um den Lohn unserer Heiligkeit erlangen zu können.

LXX.

Die menschlichen Verdienste sind eine Frucht der Gnade.

„Was thut der, welcher dir seine wirklichen Verdienste aufzählt, sonst als daß er dir deine Wohlthaten aufzählt?"

(Bch. 9. K. 13. N. 34.)

Dieser Ausspruch ist einer der Hauptpunkte der christlichen Moral: er ist die Grundlage der Demuth, welche in Bezug auf die übrigen Tugenden das ist, was der Stolz hinsichtlich der übrigen Laster ist, nämlich ihre Quelle und ihr Ursprung.

Der Mensch ist nichts, der Mensch ist in der Ordnung der Gnade und des ewigen Heils zu nichts fähig. Seine natürlichen Fähigkeiten, sein Verstand, sein Wille, seine Freiheit reichen an und für sich bis zu keinem übernatürlichen Gute, um es erkennen, um es lieben, um es in Ausübung bringen zu können.

Es wird dieß einleuchten, wenn man bedenkt, daß das Anschauen und der ewige Besitz Gottes, zu dem der Mensch bestimmt ist, über seine Natur und seinen Stand hinausgeht, daß er an und für sich kein Recht hat, Anspruch darauf zu machen, und daß ihn Gott nur aus freiem Willen und aus einer ganz unrücksichtlichen Gnade zu dieser Bestimmung erhoben hat. Der Mensch ist also nicht im Stande, durch seine natürlichen Einsichten dieses Ziel und wie er nach ihm streben und zu ihm gelangen soll, zu erkennen. Gott muß ihn nothwendig durch die Offenbarung davon unterrichten. Es genügt auch nicht, daß er sein Ziel und die Mittel, welche zu ihm führen, kennt: er muß auch selber im Stande sein, auf eine

übernatürliche und seinem Ziele angemessene Weise zu handeln; Gott allein aber kann ihn durch die Gnade, welche die rechtfertigende heißt, in diesen Stand setzen: diese Gnade verschafft ihm eine Beziehung, eine Verbindung, eine besondere Vereinigung mit Gott; diese beiwohnende Gnade kann er durch seine guten Werke vermehren, und er kann sie nur durch die Todsünde verlieren, welche ihn der Freundschaft Gottes beraubt. Aber dieß ist noch nicht genug: außer dieser rechtfertigenden Gnade, welche nur eine allgemeine Befähigung ist, bedarf er zu jeder zum ewigen Heile verdienstlichen Handlung einer Gnade, welche seinen Verstand erleuchtet, seinen Willen antreibt, dieser Handlung vorausgeht und sie begleitet.

In diesem übernatürlichen Stande ist nun der Mensch gleich Anfangs mit allen nöthigen Kenntnissen, Mitteln und Unterstützungen erschaffen worden. Durch seinen Fall aber hat er sich und seine Nachkommenschaft schlechterdings unfähig gemacht, sich je wieder erheben zu können:

ja er ist sogar unter das hinabgesunken, was er in einem rein natürlichen Stande gewesen wäre. Durch die Erbsünde allein ist das ganze Geschlecht Adams nicht bloß entwürdigt, sondern mit Recht zu einer ewigen Strafe verurtheilt.

Ferner, der Verstand des Menschen ist nicht mehr so erleuchtet, um das übernatürliche Gut erkennen zu können: er ist es nicht einmal mehr in dem Maße, um die mit seiner Natur verbundenen Pflichten in ihrem ganzen Umfange erkennen zu können. Seine Vernunft ist in Finsterniß gehüllt, durch die Empfindungen getrübt, durch die Einbildungskraft verwirrt, durch die Wolken, welche die Leidenschaften bilden, verdunkelt.

Die Schwachheit seines Willens ist, wo möglich, noch größer als seine Unwissenheit. Sein freier Wille befindet sich selbst hinsichtlich des moralisch Guten nicht mehr in dem ganzen Gleichgewichte, das er vor seinem Falle hatte: er neigt sich sehr zum Bösen hin; und diese unglückliche Neigung, unter dem Namen Fleischeslust bekannt, zieht ihn fast unwiderstehlich zu

seinem Gegenstande hin. Das ist noch nicht Alles. Ungeachtet seiner Unwissenheit und äußersten Schwachheit ist er stolz, voll Eigenliebe und Selbstwerthschätzung, unfähig, sein Uebel zu fühlen, noch unfähiger, das Heilmittel desselben zu verlangen.

Das ist der Mensch seit der Sünde Adams. Will man über die Folgen seiner Krankheit urtheilen, so darf man nur einen Blick auf die Abgötterei und ihre ungeheueren Ausschweifungen werfen. Und um sich von dem Unvermögen, sich zu heilen, worin er sich befand, zu überzeugen, braucht man nur über die Nutzlosigkeit, oder selbst Gefährlichkeit der Heilmittel, welche die Philosophie dargeboten, und über das nachzudenken, was sie, nicht etwa bloß beim Volke, sondern bei den Philosophen selber bewirkt haben.

Sehen wir nun, was Gott gethan hat, um den Menschen diesem kläglichen Zustande zu entreissen; und bekennen wir es dankbar, daß alle Verdienste, die wir erwerben können, seine Gaben sind: dieses Bekenntniß ist so gerecht und zugleich

so nothwendig, daß wir alle unsere Verdienste augenblicklich schon dadurch verlieren, wenn wir sie aus stolzer Undankbarkeit uns zuschreiben.

Nachdem sich Adam mit seiner ganzen Nachkommenschaft in's Verderben gestürzt hatte, verhieß ihm Gott einen Befreier. Der Glaube und die Hoffnung auf diesen Befreier waren eine Gnaden- und Heilsquelle für diejenigen, welche dieser kostbaren Verheißung eingedenk blieben. Außerdem unterrichtete Gott die ersten Menschen durch Adam, wie sie ihm dienen sollen und durch welche Mittel sie ihre Sünden sühnen, seinen Zorn besänftigen und sich seiner Liebe würdig machen können. Diese Offenbarung wurde unter dem Menschengeschlechte durch Noe und seine Kinder erneuert. Bald aber wurde sie durch die Abgötterei verdunkelt und unter einer Unzahl von lächerlichen und gottlosen Fabeln begraben.

Aus reiner Güte erwählte sich Gott ein Volk, das er zu ihrem Aufbewahrer machte, so zwar, daß es sie einst bei

allen den Völkern verkündigen sollte, die sie vergessen hatten.

Endlich kam der schon im Anfange der Welt verheißene Befreier. Der Sohn Gottes vereinigte sich mit der menschlichen Natur; er erhob sie wieder; er nahm sie an und vergöttlichte sie gewisser Maßen durch diese Vereinigung. Wir sind nun seine Brüder und die Kinder Gottes geworden: die Rechte auf das himmlische Erbe sind uns wieder verliehen. Jesus Christus versöhnt uns als freiwilliges Opfer für unsere Sünden wieder durch sein Blut. Er erleuchtet die Welt durch eine neue Lehre: er setzt Sacramente ein, welche Gnadenquellen sind, und durch welche der Mensch wieder geboren, von seinen Sünden gereinigt, genährt und gestärkt, und befähigt wird, Alles überwinden zu können, was sich seinem Heile widersetzt. Außer den mit den Sacramenten verbundenen Gnaden ertheilt ihm Jesus Christus noch andere, oder bietet sie ihm wenigstens an, damit er in allen Fällen das Gute thun und das Böse vermeiden, den Versuchungen widerstehen,

das Fleisch bändigen und die Fleischeslust ertödten kann. Was braucht er noch, um seine Pflichten erkennen und erfüllen zu können? Seit der Verkündigung des Evangeliums sind die Ungelehrten, die weiblichen Personen, die Kinder besser darin unterrichtet, was sie glauben und thun sollen, als es die größten Philosophen des Alterthums waren. Der der Sünde unterwürfig gemachte Wille ist von dieser Knechtschaft befreit; der freie Wille ist wieder hergestellt und wird mächtig unterstützt: kein Tugendakt ist so heroisch, daß er seiner nicht fähig wäre, keine Heiligkeit so hoch, daß er sich zu ihr nicht erheben, und es gibt kein Verdienst in irgend einer Art, mit dem er sich nicht für den Himmel bereichern könnte.

Was sind aber offenbar alle diese Verdienste sonst als Gaben Gottes? Was haben wir, das wir nicht empfangen hätten (1. Cor. 4, 7.)? Man mag uns in was irgend für einem Stande betrachten, entweder vor der Sünde oder nach der Sünde, was sind wir denn sonst als eben das, wozu uns Gott nach

seinem Wohlgefallen machte? Was vermögen wir durch uns selber? Was würden wir Gutes thun, wenn uns der Beistand Gottes fehlte? Ich will nichts von den persönlichen Gnaden sagen, durch welche Gott seine Auserwählten zur Beharrlichkeit führt. Seien wir also demüthig; seien wir dankbar. Schreiben wir uns nur das Böse, Gott aber alles das Gute zu, das in uns ist. Er wird unsere Verdienste um so lieber krönen, wenn wir sie ihm als seine eigenen Gaben darreichen.

LXXI.

Die Kenntniß Gottes.

„Möge ich dich kennen, Herr, der du mich kennst; möge ich dich kennen, wie ich von dir gekannt werde.“ (Bch. 10. K. 1.)

In der Ordnung der Natur ist die Kenntniß Gottes die erste unserer Pflichten; in der Ordnung der Gnade ist sie die ausgezeichnetste seiner Wohlthaten; in der Ordnung der Herrlichkeit ist sie die größte seiner Belohnungen.

Die wahre Weisheit besteht nur darin, daß man Gott, sich selbst und alles Uebrige in Bezug auf Gott kennt. Daher läuft auch die Philosophie, die edelste, des Menschen würdigste, die befriedigendste, die zur Vervollkommung seiner Vernunft geeignetste in allen ihren Theilen auf die Kenntniß Gottes hinaus. Das Geschäft der Logik ist die Erforschung der Wahrheit: und Gott ist die erste Wahrheit, die Quelle aller Wahrheit, das Licht, das uns jede Wahrheit offenbart, der Spiegel, in dem wir jede Wahrheit betrachten. Denn in Gott werden nach dem heiligen Augustin die ewigen Wahrheiten gesehen, da nur er sie uns zeigt. Die Physik zeigt uns Gott in allen Werken der Natur. Wenn man nicht auf ihn als den Schöpfer, den Erhalter, die erste Ursache, den Urheber der Welt, zurückgeht, so sieht man mit den Augen des Geistes nichts, versteht man nichts davon; man verfällt in handgreifliche Ungereimtheiten. Die Metaphysik hat zum Hauptgegenstande die Kenntniß Gottes an sich selber, seiner Natur, seiner unend-

lichen Vollkommenheiten, seiner Vorsehung; dann die Kenntniß der menschlichen Seele, ihrer Fähigkeiten, ihrer Wirksamkeit, ihrer Freiheit, ihrer Unsterblichkeit, Alles dessen, was sie zum Bilde und Gleichnisse Gottes macht. Die Moral endlich betrachtet Gott als den Gesetzgeber und als das höchste Gut des Menschen: sie lehrt ihn Alles, was er Gott und seines Gleichen kraft des Gesetzes schuldig ist, das Gott in sein Herz geschrieben hat, die Belohnungen, welche er von ihm zu erwarten, die Strafen, welche er zu fürchten hat, je nachdem er sich zur Tugend oder zum Laster entschließt. Ein vollkommener Philosoph ist also derjenige, welcher Gott in allen diesen Hinsichten kennt, so weit ihn die menschliche Vernunft kennen kann, und sein Leben diesen Kenntnissen gemäß einrichtet.

Wie unvollkommen sind aber diese Kenntnisse ohne die Offenbarung! Wie umwölkt lassen sie die Gegenstände, an deren Verständniß uns das Meiste gelegen ist! Die Philosophie ist nothwendig mangelhaft, wenn man sie von der Theologie

trennt, welche die Wissenschaft des Geoffenbarten ist. Es ist schon gesagt worden; aber man kann es nicht zu oft wiederholen. Der Mensch kann mit seiner bloßen Vernunft die freien Absichten Gottes mit ihm nicht begreifen: er kann nicht erforschen, welches seine Bestimmung ist, welche Huldigung Gott von ihm verlangt, wie er ihn besänftigen soll, wenn er ihn beleidigt hat: kurz sein natürliches Licht ist offenbar zu schwach, um ihn irgend Etwas von dem zu lehren, was ihn die Offenbarung lehrt, und ohne dessen Kenntniß er seinen Endzweck nicht erreichen kann. Eben diese Unwissenheit ist die erste Ursache der Verirrungen der größten Philosophen des Alterthums gewesen. Das ist also eine zweite Stufe der Kenntniß Gottes, welche der Mensch der Offenbarung verdankt.

Gott mußte im Anfange dem Menschen diese Kenntnisse seinen Absichten mit ihm gemäß verleihen: er hat sie ihm daher auch verliehen. Nachdem sie aber alle Nationen, eine einzige ausgenommen, verloren oder entstellt hatten, so ist es

nur mehr eine reine Gnade, wenn Gott sie Jemand nach seinem Wohlgefallen wieder gibt; und dieser Vorzug kommt nur den Christen zu, den Kindern der katholischen Kirche; denn diese allein bewahren das Kleinod der geoffenbarten Wahrheiten unversehrt, das sie durch eine göttliche Autorität bekommen haben. Eine unschätzbare Wohlthat, ohne welche uns Alles, was uns die Vernunft von Gott lehrt, nichts nützen würde, und welche, wie uns die Erfahrung zeigt und in allen Jahrhunderten gezeigt hat, seit der Sünde für die Vernunft sogar nothwendig ist, um die großen Wahrheiten, die in ihr Fach gehören, erforschen und bewahren zu können.

Außer den allerdings dunkeln, aber sichern und untrüglichen Wahrheiten, welche uns der Glaube verschafft, und in welche der menschliche Geist durch das Studium der heiligen Bücher und der Tradition der Kirche in Verbindung mit dem Gebete mehr oder minder tief dringen kann, gibt es noch eine andere Kenntniß Gottes, welche man die Erfahrungskenntniß nen-

nen kann, und in deren Besitze sich die Heiligen, die innerlichen und dem Gebete obliegenden Seelen befinden. Diese Kenntniß ist eine persönliche, und sie ist umfassender und inniger, je nachdem man auf den Wegen Gottes weiter fortgeschritten ist. Sie hat zum Gegenstand die geheimen Wirkungen der Gnade für die Heiligung der Seelen und die Grundsätze, durch welche sich der Christ zur Vollkommenheit erheben kann. Die Personen, welche Gott geweiht sind und den Beruf haben, Andere auf die Wege des Heils zu führen, können in dieser Wissenschaft nicht bewandert genug sein, welche durch kein Studium, sondern durch die Sammlung, die Demuth und dadurch gelernt wird, daß man sich selbst und besonders dem eigenen Geiste abstirbt. Wenn diese Wissenschaft heut zu Tage selbst unter den Priestern und den Ordensleuten selten ist, so kommt dieß daher, weil man sich fast nicht mehr bestrebt, innerlich zu leben, und weil man den wahren Geist des Christenthums fast nicht mehr kennt.

Alle Kenntnisse aber, die man auf Erden von Gott haben kann, sind nichts im Vergleiche mit derjenigen, welche uns im Himmel vorbehalten ist. Dort wird der Schleier gelüftet werden, die Dunkelheiten werden verschwinden, das klare Anschauen wird an die Stelle des Glaubens treten; wir werden Gott kennen, wie er uns kennt: der heilige Paulus sagt dieß (1. Cor. 13, 12.). Diese Kenntniß wird die Quelle unserer ewigen Seligkeit sein, weil weder der Geist noch das Herz des Menschen mehr Etwas verlangen können. Der Geist wird die höchste Wahrheit sehen; das Herz wird das höchste Gut lieben, und beide werden ihren Gegenstand mit der vollen Gewißheit, ihn ewig zu besitzen, genießen.

Glauben wir, daß es einen Gott gibt? Glauben wir, daß wir für ihn erschaffen sind? Wenn wir es glauben, auf was sind dann unsere Gedanken und Neigungen gerichtet? Ach! bitten wir Gott inbrünstig um die Gnade, es recht einsehen zu können. Bedienen wir uns, um sie erlangen zu können, aller der Mittel,

welche uns die Vernunft und der Glaube darbieten. Machen wir alle unsere übrigen Kenntnisse dadurch zu göttlichen, daß wir sie auf diese beziehen; und halten wir diejenigen für unser unwürdig, welche sich nicht darauf beziehen lassen. Beginnen wir schon jetzt das ewige Leben, welches darin besteht, daß man Gott und Jesum Christum kennt, den er gesandt hat (Joh. 17, 3.). Was werden uns im Tode die übrigen Wissenschaften nützen? Diese allein wird bleiben. Der Besitz oder der Verlust Gottes wird alle unsre Gedanken in Anspruch nehmen, und dieß wird der einzige Gegenstand sein, der uns in der Ewigkeit zu unserer Glückseligkeit oder Unglückseligkeit beschäftigt.

LXXII.

Gott kennt den Menschen ganz und gar.

„Was könnte dir in mir verborgen sein, wenn ich es dir auch nicht bekennen wollte?"
(Bch. 10. K. 2.)

Nichts von Allem, was im Menschen vorgeht, ist Gott verborgen. Eine trost-

volle Wahrheit für die tugendhaften Seelen; eine schreckliche Wahrheit für die Bösen. Welche Vorsicht diese auch anwenden mögen, sie können den Augen Gottes nichts entziehen. Ihre tiefsten Gedanken, ihre geheimsten Beweggründe, ihre innersten Wünsche, das Alles ist Gott mehr bekannt, als ihnen selber. Die menschliche Seele hat so zarte und feine Wirkungen, daß sie ihr gleichsam entgehen und keine Spur von ihrem Durchgange zurücklassen. Dem unendlichen Scharfblicke Gottes aber entgehen diese Wirkungen nicht: er sieht den Einfluß, welchen sie auf unsere Entschließungen haben, und er bringt sie in Anschlag. Was ist ein im Vorübergehen hingeworfener Blick? Was ist ein böser Wunsch, der, kaum gehegt, auch schon wieder verschwunden ist? Ob dieser Blick, dieser Wunsch freiwillig gewesen, hat Gott gar wohl erkannt; und er wird daran denken, wenn die Zeit, zu richten, gekommen ist.

Wenn man bedächte, daß man überall und immer unter dem Auge Gottes ist, der Alles beobachtet, der Rechenschaft

von Allem verlangen, und nichts unbestraft lassen wird, würde man es dann wagen, ihn so vermessen zu beleidigen, wie es geschieht? Gewiß nicht: und der Beweis dafür ist, daß man den Menschen mit der größten Sorgfalt seine Handlungen verbirgt, obwohl, was man auch von ihnen zu fürchten haben kann, am Ende doch nur das gegenwärtige Leben betrifft und von einer unendlich geringern Bedeutung ist, als das, was man von Gott zu fürchten hat. Es ist ein großes Unglück, daß man fast nie an diesen durchdringenden Blick der Gottheit denkt. Man bedenkt nicht, daß man ihm gegenwärtiger ist als sich selber; und weil man es nicht bedenkt, so glaubt man es auch nicht, oder handelt wenigstens so, als wenn man es nicht glaubte. Hat man keinen andern Zeugen eines strafbaren Vorsatzes, einer bösen Handlung als sich selber, so meint man, man sei in Sicherheit, indem man Gott als keinen oder einen unbedeutenden Zeugen betrachtet.

Aber was gewinnt man, wenn man

sich diese Wahrheit aus dem Sinne schlägt? Ist sie darum minder eine Wahrheit? Ist Gott deßhalb blind, weil ich nicht bedenke, daß er mich sieht, weil ich wünsche, er möge mich nicht sehen? Wenn es die Vernunft und noch mehr das Zeugniß des Gewissens unleugbar macht, daß Gott unendlich klar sieht und im Verborgenen des Herzens liest; wenn jede Handlung, welche in der Zeit beginnt und endigt, seiner Ewigkeit immer gegenwärtig ist; wenn er unendlich gerecht ist; wenn er einst alles Böse bestrafen muß, das ich begangen habe oder begehen wollte, was wird dann aus mir werden, wenn ich vor ihm erscheinen muß, wenn mir mein ganzes Leben vollständig vorgehalten wird? Werde ich mich dann nicht in dem Falle eines Verbrechers befinden, den sein Richter selbst auf frischer That ergreift? Und es ist nicht von einer einzigen Handlung, sondern von unzähligen Handlungen die Rede, welche alle den ewigen Tod verdienen. Wie werde ich mich rechtfertigen? wie mich entschuldigen? Mein Verbrechen bleibt in den Augen Gottes immer das,

was es in dem Augenblick ist, wo ich es begehe.

O, wenn man doch diese schreckliche Wahrheit nie aus dem Auge verlieren würde! Wenn man, so oft man im Begriffe ist, etwas Böses zu thun, nachdem man alle Maßregeln ergriffen hat, um es der Kenntniß der Menschen zu entziehen, zu sich selber sagte: unter den Augen Gottes will ich dieses thun; es wird ihm immer gegenwärtig sein; er kann es nicht sehen, ohne es zu verabscheuen, und es nicht verabscheuen, ohne entschlossen zu sein, es zu bestrafen; und ich weiß es gewiß, daß ich seiner Gerechtigkeit nicht entgehen kann; wann der Augenblick der Rache kommt, weiß ich nicht; aber er wird kommen; und wenn er kommt, dann wird diese vergängliche Handlung ewig bestraft! Könnte ein Sünder so vermessen sein, Gott zu beleidigen, wenn er von diesen Gedanken durchdrungen wäre? Gewiß nicht: und der Gedanke an diese furchtbare Gegenwart wäre mindestens ebenso wirksam als die Gegenwart eines Menschen, den man achtet

oder fürchtet. Ich wiederhole es: ich mag daran denken oder nicht, die Sache bleibt doch immer wahr; und wenn sie wahr ist, so bin ich sehr thöricht, ein großer Feind meiner selbst, so oft ich diesen Gedanken von mir weise, um freier sündigen zu können.

Eine trostvolle Wahrheit für den gerechten Menschen. Das Evangelium gebietet mir, meine guten Werke, meine frommen Handlungen, meine Leiden und meine Kreuze vor den Augen der Menschen zu verbergen, und weder ein Lob, noch eine Stütze, noch einen Lohn bei ihnen zu suchen. Gott aber, der mein Vater, mein König, mein Erlöser, mein Vergelter ist, sieht mich; er ist nicht bloß Zeuge dessen, was ich thue und um seinetwillen leide, sondern auch Alles dessen, was ich thun und leiden möchte (Matth. 6, 1 ff.). Sein Ohr hört, was mein Herz im Verborgenen unternimmt, und meine innersten Gedanken sind ihm bekannt (Ps. 2, 10 ff.). Meine guten Handlungen, die ich nach seinem Willen selber nicht kennen soll, sind ihm gegen-

wärtig; er wird sie nie vergessen; damit sie nur für ihn allein geschehen sollen, deßhalb will er, daß sie sonst Niemand als er kennen soll; und der Lohn, den er mir verheißt, wird um so größer sein, wenn ich selbst von meinem eigenen Gewissen keinen andern verlange und suche.

Die Menschen halten mich für schuldig, und behandeln mich als einen Schuldigen. Ich will keinen Schritt thun, ich will nicht einmal meinen Mund öffnen, um mich zu rechtfertigen. Meine Sache liegt in den Händen Gottes; ihm allein anvertraue ich sie. Er kennt meine Unschuld; und er kennt sie nicht vergebens. Wenn er es nicht für gut hält, daß man meiner Tugendhaftigkeit auf Erden Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn er will, daß ich verleumdet, verfolgt, mit Schmach bedeckt werde, so weiß ich, daß er sie einst vor den Menschen und den Engeln offenbar machen und krönen wird.

Wenn wir im Guten so träge sind, wenn uns die Ausübung der Tugend so schwer fällt, wenn wir so oft den Muth verlieren, wenn wir menschlicher Stützen

bedürfen, so kommt dieß daher, weil wir diese Wahrheit nicht im Auge behalten, die uns so sehr stärken könnte. Die Vernunft und der Glaube vereinigen sich, um uns von ihr zu überzeugen: keine Lage des Lebens ist so hart, daß sie durch sie nicht gemildert werden könnte. Prägen wir sie also unserm Herzen tief ein. Betrachten wir uns als immer unter den Augen Gottes Wandelnde: wir werden es dann nicht bloß vermeiden, ihn zu beleidigen, sondern wir werden auch in jedem Augenblicke das thun, was ihm das Wohlgefälligste ist.

LXXIII.

Die Begierde, das Leben Anderer zu kennen.

„Der Mensch ist begierig, das Leben Anderer zu kennen, und träge, sich selber zu bessern." (Bch. 10. K. 3. N. 3.)

Es sind dieß zwei Fehler, denen, darf man wohl sagen, fast alle Menschen, die Heiligen ausgenommen, unterworfen sind. Denn die Heiligen, oder diejenigen, welche

ernstlich bestrebt sind, es zu werden, sind unaufhörlich mit sich selber beschäftigt, um sich zu bessern und zu vervollkommnen: beschäftigen sie sich mit Andern, so geschieht es aus Pflicht und aus Nächstenliebe, nie aber aus Neugierde. Ihr Hauptgrund ist, daß sie hauptsächlich für sich selber zu sorgen haben; daß sie Gott nur von sich selber und von den Pflichten ihres Standes Rechenschaft geben müssen; daß sie genug zu thun haben, wenn sie über sich selbst wachen, ohne sich auch noch neugierig um Andere zu bekümmern. Sie finden an sich selber genug zu erforschen, zu tadeln, zu bessern und recht zu machen. Um den Nächsten bekümmern sie sich so wenig als möglich, nur so viel, als sie meinen, daß Gott von ihnen verlangt. Wünschen sie manchmal, ihn kennen zu lernen, so ermuntern sie seine guten Eigenschaften dazu; sie wollen ihm nachfolgen; sie wollen sich beschämen und erbauen; seine Fehler aber suchen sie mehr zu ertragen, als zu erforschen und zu tadeln.

So verfahren die Heiligen. Ver-

fahren auch die übrigen Christen, verfahren auch wir so? Nein: unser Verfahren ist gerade das entgegengesetzte. Blind gegen uns selber, haben wir nur Augen, um Andere zu erforschen. Statt daran zu denken, uns zu bessern, denken wir nicht einmal daran, uns kennen zu lernen: wir bedenken nicht, daß diese Kenntniß, an der uns das Meiste liegen muß, auch am Schwersten zu erwerben ist, weil uns die Eigenliebe beständig hinsichtlich dessen täuscht, was uns betrifft. Wir sehen in uns nur Gutes: Alles, was wir thun, ist gut gethan: unser Lebenswandel erscheint uns als über jeden Tadel erhaben. Die wenigen Fehler, die wir nothwendiger Weise doch zugeben müssen, entschuldigen, machen wir kleiner, so daß sie fast Tugenden oder ein unzertrennliches Zubehör unserer guten Eigenschaften werden. Wie sollten wir uns bemühen, sie zu verbessern, da es uns so schwer fällt, sie nur einzusehen? So verhalten wir uns Alle gegen uns selber, bis uns das göttliche Licht erleuchtet.

Hinsichtlich des Nächsten sind wir ge-

rade das Gegentheil. Unsere Begierde, ihn kennen zu lernen, ist über die Maßen groß: wir beobachten, erforschen, ergründen ihn bis in die innerste Seele; wir erkundigen uns neugierig nach seinem Betragen; es entgeht uns keiner von seinen Schritten. Er ist der beständige Gegenstand unsers Denkens, Argwöhnens, Muthmaßens, unserer Unterhaltungen, unserer geheimen Fragen. Verbreitet sich ein dumpfes Gerücht über eine Person, wird Etwas halblaut vor uns gesprochen, so ruhen wir nicht eher, als bis wir die Sache genau erfahren haben; wir entreißen den Leuten ihr Geheimniß; wir mißbrauchen ihre Unvorsichtigkeit. Was thun wir nicht Alles, um diejenigen zum Reden zu bewegen, die wir für unterrichtet halten! Durch welche feinen Fragen sucht man ihnen ihre Meinung zu entlocken! Wie hält man verschiedene Worte, die man an verschiedenen Orten gehört, gegen einander! Muß man dabei nicht an einen Richter denken, der Zeugen in einer Criminaluntersuchung verhört? Es liegt nicht an uns, wenn es uns

nicht gelingt, nicht bloß in das Innere der Familien, sondern auch der Gewissen einzudringen.

Unglückliche Neugierde, die uns martert und verzehrt! Die Bosheit erzeugt sie; der Müßiggang nährt sie; und ist sie größer geworden, so erzeugt sie selber die für die menschliche Gesellschaft verderblichsten Laster, die übeln Nachreden, die Verleumdungen, die Sucht, zu tadeln, und die traurige Kunst, den unschuldigsten Dingen eine schlimme Deutung zu geben. Daraus entspringen die geheimen Feindschaften, der Haß, die Zwietracht, die Mißhelligkeiten, die Beleidigungen, welche nie vergeben werden, die verdeckte oder erklärte Rache, das gegenseitige Bestreben, einander in übeln Ruf zu bringen, einander zu schaden, einander in Allem entgegenzuwirken. Man gehe auf die Quelle zurück: man wird fast immer eine gefährliche und bösartige Neugierde finden.

Denn warum will man so tief in das Leben Anderer eindringen? Es geschieht nie aus einem löblichen Beweggrunde, sondern immer, weil man alles

Böse erfahren will, was an ihnen ist, und zwar nicht, um ihm abzuhelfen, sondern um sich desselben entweder zu seinen Absichten zu bedienen, oder um mindestens seine natürliche Bosheit zu befriedigen, um den Nächsten im Stillen mit sich zu vergleichen und um einen Grund, sich ihm vorzuziehen, zu finden.

Wird man aber wenigstens das Böse, das man endlich entdeckt hat, für sich behalten? Wird man es sich zum Gesetze machen, es zu verschweigen? Ach! wie schwer fällt es einer neugierigen Person, sich ein solches Gesetz aufzuerlegen, und wie noch weit schwerer, es zu beobachten! Die Neugierde ist die Schwester der Unverschwiegenheit und der Lästersucht. Man will zeigen, daß man Alles weiß, was vorgeht; man theilt mit, was man weiß, um zu erfahren, was man nicht weiß; man antwortet auf eine Frage, um ein Recht zu haben, auch zu fragen. Man hat immer Gründe, um sich zu rechtfertigen: es ist gut, sagt man, daß man die Personen kennt und zu erkennen gibt, um zu wissen, mit wem man zu leben

hat; die Sache, von der man spricht, ist zwar noch nicht öffentlich bekannt, aber sie wird es doch bald werden; man ist nicht der Erste, der sie ruchtbar macht. Was soll ich noch sagen? Eben die Beweggründe, aus welchen wir die Handlungen Anderer kennen lernen wollen, treiben uns auch an, davon zu sprechen: der Kitzel, Etwas zu erfahren, erzeugt den Kitzel, zu verbreiten, was man erfahren hat.

Welche Sünden begehen wir nicht aus Neugierde! sehr schwere Sünden, auf die man zu wenig achtet, die man nicht bereut, deren man sich gar nicht, oder mangelhaft anklagt, und bei denen die Besserung sehr selten ist. Ich getraue es mir fast nicht zu sagen, daß gerade diejenigen, welche sich der Frömmigkeit weihen, hinsichtlich dieses Fehlers die Blindesten und ihm am Meisten unterworfen sind; ihre Frömmigkeit ist allerdings eine übel verstandene; sie lassen sie nur in der äußern Regelmäßigkeit und in der Menge der Uebungen bestehen, womit sie insgeheim ihre Eigenliebe näh-

ren. Welche genaue und strenge Untersuchung üben sie nicht über die Handlungen des Nächsten aus! mit welcher Aufmerksamkeit beobachten sie Alles! mit welchem pharisäischen Eifer verdammen sie Alles! mit welchem geheimen Stolz wünschen sie sich Glück dazu, daß sie nicht sind, wie Andere! wie genau untersuchen sie das Verhalten Anderer, wenn sie beisammen sind! Kann eine Seele so rein, so heilig sein, daß sie ihrer Lästersucht nicht unterworfen ist? Man könnte glauben, es sei dieß übertrieben, wenn man nicht wüßte, daß Jesus Christus selber der Gegenstand der boshaften Beobachtungen, der vermessenen Urtheile, des ungerechten und unerbittlichen Tadels der falschen Frommen des Judenthums gewesen ist. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier die Anwendungen machen wollte, welche mir das Evangelium darbietet. Gibt es ein bestimmtes Kennzeichen der falschen Frömmigkeit, so ist es dieses; und wer wahrhaft fromm sein will, der kann sich in dieser Hinsicht nicht streng genug prüfen.

Folgen wir den Heiligen nach; richten wir unsere ganze Wißbegierde auf unsere eigenen Fehler; drücken wir die Augen bei Andern zu, und halten wir sie für uns offen. Die kostbarste, die nützlichste Kenntniß ist die Selbstkenntniß. Sie ist sehr umfassend und sehr tief: unsere Zeit, unser Scharfsinn, unser Nachdenken reichen kaum hin, um sie zu erwerben; es können immer neue Entdeckungen gemacht werden. Unsere Absicht, so gerade sie auch sein mag, und unser Fleiß allein, so groß er auch sein mag, sind dazu nicht hinreichend. Bitten wir um die Erleuchtungen des heiligen Geistes: bitten wir ihn, er möge uns uns selber als das zeigen, was wir sind, er möge uns die Kraft geben, daß wir den Anblick unserer Fehler ertragen können, er möge uns das Verlangen, besser zu werden, und den Muth, ernstlich darnach zu streben, einflößen.

LXXIV.

Die Liebe zu Gott.

„Ich liebe dich: mein Gewissen bezeugt es mir, nicht zweifelhaft, sondern gewiß."
(Bch. 10. K. 6. N. 8.)

Wohl dem, der, wenn er sein Herz erforscht, zu Gott sprechen kann, wie der heilige Augustin: Ich liebe dich: mein Gewissen ist mir ein sicherer Bürge dafür. Nur sehr wenige Personen können sich dieß Zeugniß mit derselben Gewißheit und derselben Wahrheit geben, wie er. Er wußte, was es heißt: Gott lieben, er suchte sich hinsichtlich eines so wichtigen Gegenstandes nicht zu schmeicheln, sich nicht zu täuschen; er sprach nicht so, ohne Gott demüthig zu Rath gezogen und sein Innerstes auf's Strengste geprüft zu haben. Erst nachdem er alle möglichen Maßregeln ergriffen, um die Wahrheit kennen zu lernen, gibt er den Gläubigen Rechenschaft von seinem Innern, und beginnt er damit, daß er Gott für seine Liebe zu ihm als für Etwas bürgt, woran er schlechterdings nicht zweifelt.

Nichts scheint leichter zu sein, als sich in dieser Hinsicht Zeugniß zu geben. Die Liebe ist von allen Gefühlen des Herzens das tiefste: und können dem Herzen die Gefühle, die es hat, unbekannt bleiben? Kann es verkennen, in welcher Verfassung es sich hinsichtlich eines Gegenstandes gewöhnlich befindet? Weiß es nicht, ob es ihn liebt, ob es ihn haßt, oder ob es gleichgiltig gegen ihn ist? Hinsichtlich der natürlichen Liebe ist das gewiß wahr. Von der Liebe zu Gott muß man aber ganz anders urtheilen, welche eine eingegossene, übernatürliche Liebe ist, die ihre eigenthümlichen Kennzeichen hat, wovon sich nicht Jedermann einen richtigen und genauen Begriff bildet.

Denn wie sehr täuschen sich nicht die meisten Christen hinsichtlich der Liebe zu Gott! Wie viele glauben, ihn zu lieben, die ihn wirklich nicht lieben! Wie viele bilden sich ein, daß sie ihn sehr lieben, während sie ihn nur schwach lieben! Wie wenige können sich hierüber beruhigen und sich dafür bürgen, daß sie das Gebot der Liebe zu Gott so erfüllen, wie es zum

Heile nothwendig ist! Alle geben jedoch zu, daß uns am Meisten daran liegen muß, gerade hierüber erleuchtet zu werden; denn es ist gewiß, daß wir, wenn wir Gott hienieden nicht lieben, ihn auch im andern Leben nicht lieben und nicht besitzen, und daß wir folglich nicht selig sein werden. Nur die Liebe zu Gott kann uns den Himmel öffnen; und auf Erden müssen wir sie üben: nur dazu ist uns die Zeit des Lebens gegeben.

Die wichtigste Frage, welche man an sich selbst stellen kann, ist also diese: Liebe ich Gott? liebe ich ihn nicht bloß vorübergehend, sondern beständig? nicht oberflächlich, sondern innig? Liebe ich ihn, wie er es verdient, über Alles, was erschaffen ist, mehr als mich selber, mehr als alle meine Vortheile, mehr als mein eigenes Leben? Bin ich entschlossen, lieber Alles zu opfern, Alles ohne allen Vorbehalt, als mich der Gefahr auszusetzen, die Liebe zu ihm verlieren zu können? Das ist die Frage, die ich entscheiden und hinsichtlich welcher ich mich so sehr, als es mir möglich ist, beruhigen muß.

Es handelt sich nicht darum, zu wissen, ob man von Zeit zu Zeit liebevolle Regungen fühlt: dieß Zeichen ist zweideutig. Viele Personen von einer lebhaften Einbildungskraft, von einer zur Zärtlichkeit geneigten Gemüthsart haben oft Gefühle von Liebe, ohne die Liebe selber zu haben. Andere dagegen lieben Gott, ohne je merkliche Eindrücke erfahren zu haben, wirklich und aufrichtig. Uebrigens hängt die fühlbare Andacht (ich meine die, welche nicht betrüglich ist) nicht von uns ab: sie besteht aus vorübergehenden Zuneigungen, welche Gott ertheilt und wieder entzieht, wann es ihm gefällt, und welche nicht zum Wesen der Liebe gehören. An dieser Andacht hangen, ist ein Zeichen, daß man sich selbst noch viel liebt, und daß man Gott nicht ohne Eigennutz dient. Aber im Dienste Gottes beharren, obwohl man keinen Genuß, keinen Trost darin findet, ist der Beweis einer wahrhaftigen und uneigennützigen Liebe.

Es handelt sich ebenso wenig darum, zu wissen, ob man manchmal mit dem Munde Acte der Liebe zu Gott ausspricht.

Hier kann man sehr gut anwenden, was Jesus Christus sprach: Nicht ein Jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen (Matth. 7, 2.). Wenn diese Acte nicht aus dem Herzen kommen; wenn das Herz sie nicht beseelt; wenn sie nicht der Ausdruck seiner Gefühle sind, so sind sie nur eitle Worte, durch die man zwar sich selber, nimmermehr aber Gott täuschen kann.

Worin besteht also die wahre Liebe zu Gott, und woran kann man erkennen, daß man sie hat? Sie besteht im Entschlusse des Willens, in einer freien Wahl, indem man Gott allem Uebrigen vorzieht. Wer nun diesen Entschluß fühlt, wer diese Wahl getroffen hat und darin beharrt, der kann sich dafür bürgen: und wenn man sich selbst aufrichtig prüft, so ist es nicht möglich, sich hierüber zu täuschen. Denn diese Wahl, dieser Entschluß haben nothwendiger Weise Folgen und erzeugen Wirkungen.

Welches sind diese Folgen? welches sind diese Wirkungen? Die Erfüllung der Gebote Gottes und der Kirche; die Treue

gegen alle Pflichten seines Standes; der Abscheu vor der Sünde, weil sie die Beleidigung Gottes ist; die Vermeidung der Gelegenheiten, welche uns dieser Gefahr aussetzen können; die Wachsamkeit, das Gebet, der häufige Gebrauch der Sacramente, das Lesen der Erbauungsbücher; der Gedanke an Gott und die gewöhnliche Rückkehr des Herzens zu ihm; der Eifer für seine Ehre und für die Förderung seiner Religion. Denn das Alles gehört nothwendig zur Liebe Gottes und sind gewisse Zeichen, durch die sie sich offenbart. Allerdings sind mehrere von diesen Zeichen bei dem Einen in einem höhern Grade vorhanden als bei Andern, und ist es nicht leicht, den Grad anzugeben, der streng nothwendig ist. Aber es ist ganz gewiß, daß der, bei welchem eines von diesen Zeichen gänzlich fehlt, Gott nicht liebt. Denn alle sind geboten und im großen Gebot der Liebe enthalten. Hier also gilt die Regel Jesu Christi: Wer meine Gebote hat, und sie hält, der ist's, der mich liebt (Joh. 14, 21.). Aus dem entgegengesetzten Grunde liebt

derjenige Jesum Christum nicht, welcher sie nicht hält, ja wenn er auch nur ein einziges nicht hält.

Nun kann sich ein Jeder selbst antworten, ob er Gott liebt. Sich zu sagen, wie so Viele: Ich thue nichts Böses, ich schade Niemand, das reicht nicht hin. Thut man alles das Gute, welches geboten ist? Thut man es von Herzen gern, weil Gott es geboten hat? Vermeidet man nicht bloß die Todsünde, sondern auch Alles, was zu ihr führen kann? nicht bloß die Thatsünde, sondern auch die Gedankensünde, die Sünde des Verlangens? Nimmt man die Grundsätze des Evangeliums zur Richtschnur seiner Urtheile und seines Verhaltens, und verabscheut man die entgegengesetzten Grundsätze der Welt? Thut man Alles, was zur Nährung und Erhaltung der Frömmigkeit nothwendig ist?

Hierüber muß man sich mit der äußersten Strenge prüfen. Und findet man, daß dieß zur Gewohnheit geworden ist; fällt man nicht bedeutend, oder richtet man sich gleich wieder auf; versäumt man keine Gelegenheit zur Ausübung der Tu-

gend; streitet man nicht mit Gott, und thut man lieber mehr als weniger, gar wohl wissend, daß man nie zu viel thut, dann danke man der göttlichen Güte, und spreche mit einer demüthigen Zuversicht: Ja, ich liebe Gott; mein Gewissen bezeugt es mir, und meine Werke bürgen mir dafür.

Wehe dem, der, nachdem er sich ernstlich geprüft hat, Anstand nimmt, sich dieß Zeugniß zu geben, weil er in seiner Aufführung nichts sieht, worauf er sich stützen kann! Noch mehr wehe dem, der gezwungen ist, sich das entgegengesetzte Zeugniß zu geben! Im höchsten Grade wehe dem, der in dieser Hinsicht gleichgiltig dahin lebt, und der sich ebenso wenig Sorgen macht, ob er Gott liebe, als ob er von ihm geliebt werde!

LXXV.

„Alle Geschöpfe fordern uns auf, Gott zu lieben.“ (Bch. 10. K. 6. N. 8.)

Alle Geschöpfe sprechen durch ihr Dasein, durch ihre Schönheiten, durch ihre Eigenschaften und ihre Anwendungen, durch

ihre Ordnung und ihre Einrichtung, durch die gleichförmigen und von Natur unveränderlichen Gesetze, welche sie erhalten und erneuern, durch Alles, was sie an sich selber und in Bezug auf uns sind, unaufhörlich zum Menschen, für den sie erschaffen sind, daß sie sich nicht selbst gemacht haben, sondern daß sie ein ewiges, allmächtiges, unendlich weises Wesen zum Urheber haben, das sie zu einem seiner würdigen Zwecke erschaffen hat, sie erhält und regiert. Die Stimme des Weltalls verkündigt diese große Wahrheit so deutlich, so beredt, so beständig, daß sie nothwendig überall vernommen werden muß, wo eine Vernunft ist, die sie verstehen kann. Denn diese Stimme spricht zum Verstand: sie hören, heißt nachdenken; sie verstehen, heißt begreifen. Ihre Sprache ist nicht wie die der Menschen eine Sprache der Uebereinkunft, welche nur für diejenigen verständlich ist, die sie gelernt haben. Sie ist eine natürliche Sprache, für die Menschen aller Länder und aller Zungen verständlich, welche im Stande sind, auf sie zu merken.

Und was sagt sie uns nicht, wenn wir sie hören, und ihren Sinn ganz erfassen können! Sie sagt uns, daß, da wir selbst einen Theil der Welt bilden, der Schöpfer Alles dessen, woraus sie besteht, auch der unsrige ist, und daß unsere Seele nicht minder sein Werk ist, als unser Leib. Sie sagt uns, daß die übrigen Geschöpfe, da sie für uns gemacht sind, unter uns stehen, daß unsere Natur eine höhere ist, als die ihrige; daß wir unsere Würde vergessen und uns erniedrigen, wenn wir uns ihnen unterwerfen und sie für unsern Zweck halten, daß unsere Glückseligkeit nicht an ihren Genuß gebunden sein kann; daß wir uns ihrer zwar nach der Absicht des Schöpfers bedienen sollen, aber uns ihnen nicht hingeben, sie nicht mißbrauchen dürfen. Sie sagt uns, daß Gott, ihr und unser Urheber, sie nur zu seiner Verherrlichung erschaffen konnte, und daß, da sie nicht fähig sind, ihm eine Ehre zu erweisen, es unsere Pflicht ist, ihn durch sie zu loben und zu verherrlichen.

Die Welt ladet uns nicht bloß ein,

Gott zu preisen; sie fordert uns noch weit mehr auf, ihn zu lieben und die Wohlthaten anzuerkennen, welche seine freigebige Hand so verschwenderisch über uns ausgegossen hat. Denn ihm und zwar ihm allein verdanken wir ja doch alle Güter dieses Lebens. Wenn es auch Uebel enthält, ja wenn die Uebel sogar die Güter übertreffen, so lehrt uns die Offenbarung, daß dieß gegen den Zweck und die ersten Absichten des Schöpfers ist, und daß sich der Mensch den Verlust seiner ursprünglichen Glückseligkeit nur selbst zuschreiben kann. Wie groß übrigens auch die Nöthen dieses Lebens sein mögen, wir lieben es dennoch, und wir müssen folglich auch den lieben, der uns alle Vortheile desselben verschafft.

Es ist also wahr, daß die Geschöpfe Stufen sein sollen, auf denen wir uns zum Schöpfer erheben; daß sie ein Band sind, welches uns an ihn binden soll; daß der Mensch ohne die äußerste Verblendung seinen Gott nicht verkennen kann, dessen Dasein und Vollkommenheiten ihm alle Wesen verkündigen, welche ihn umgeben;

daß er ohne die strafbarste Undankbarkeit gegen seine Wohlthaten nicht unempfindlich sein kann; und daß, wenn er diese Wohlthaten gegen seinen Wohlthäter selber kehrt, und sich ihrer bedient, um ihn zu beleidigen, dieß die empörendste und unverzeihlichste Unordnung ist.

Gleichwohl ist dieß das Verbrechen fast aller Menschen. Ich rede nicht von der Abgötterei, welche die Huldigung, die nur dem Schöpfer gebührt, dem Geschöpfe preisgegeben hat und noch bei vielen Völkern preisgibt. Diese ungeheuere Verirrung ließ sich einst das ganze Menschengeschlecht zu Schulden kommen; unsere Vorfahren verirrten sich auf diese Weise, und auch wir würden uns, ja ein Jeder von uns würde sich so verirren, wenn nicht das Licht des Evangeliums diese düstere Finsterniß zerstreut und unsere Vernunft sich selber wieder zurückgegeben hätte.

Unsere Zeit aber hat gesehen und sieht etwas noch Ungeheureres. Sie hat gesehen, daß Menschen, als Christen geboren, in den Grundsätzen der allein wahren Religion erzogen, vom Lichte der

gesundesten Philosophie erleuchtet, sich mit einander verbanden, um die Offenbarung und die Philosophie und den gesunden Menschenverstand abzuschwören und ihres Gleichen dazu zu bewegen; um Gott den Krieg zu erklären, um ihn in seinem Dasein anzugreifen, ja ihn mit dem Wort Trotz zu bieten: Existirt er, so zerschmettere er mich in diesem Augenblick, wo ich gegen ihn schreibe, mit dem Blitze; [1]) um zu behaupten, die Welt habe keine Ursache ihres Daseins, sie sei das Werk des Zufalls, und die Materie, die einzige Substanz, die sie anerkennen wollen, habe ihr Dasein, ihre Gestalt, ihre Bewegung von sich selber. Welches Fieber, welcher Wahnsinn von Gottlosigkeit!

Sie hat Menschen gesehen, welche zwar einen Gott annahmen, aber einen Gott, den ein blindes Verhängniß fesselt, den Gesetze leiten, deren Urheber er nicht ist, der seinem eigenen Werke unterworfen ist, das er so machen mußte, wie es ist, der

---

[1]) System der Natur.

ein Sclave der Nothwendigkeit und weniger frei ist als der Mensch, welcher über seine Handlungen verfügt; eine Gottheit, der man keine Huldigung, keine Dankbarkeit, kein Gebet schuldig ist; mit welcher unsere Natur in keiner moralischen Verbindung steht, welche nichts für uns ist, wie wir nichts für sie sind.

Sie hat gesehen, daß sich Menschen als Tadler, oder vielmehr als Lästerer der Vorsehung aufgeworfen; sich frech gegen die Weisheit und die Güte Gottes erhoben; ihn der Grausamkeit gegen das Menschengeschlecht beschuldigten, und ihm die Uebel zuschrieben, deren Hauptursache unsere Leidenschaften, oder welche die gerechte Strafe für unsere Verbrechen sind.

Feinde der Gottheit, ihr verdient nicht, daß man zu eurer Vernunft spreche, da ihr derselben entsaget; noch weniger verdienet ihr, daß man zu eurem Herzen spreche; es ist zu verderbt: und eben seine tiefe Verderbtheit hat diese eben so ungereimten als gottlosen Systeme erzeugt. Das Einzige, was man für euch thun kann, ist, euch zu beklagen, euch eurem

verworfenen Sinne zu überlassen, euch auf alle mögliche Weise außer Stand zu setzen, Irrlehren verbreiten zu können. Ihr seid die Geißel der menschlichen Gesellschaft; und könnten eure Grundsätze allgemein angenommen werden, so würdet ihr die Welt zu einem Orte des Entsetzens machen, wo alle Verbrechen herrschen, und wo Jedermann nur in der Gewaltsamkeit oder im Betrug eine Sicherheit findet. Ihr wisset es besser als irgend Jemand, daß eure Lehre falsch, abscheulich, unzuläßig, unausführbar ist, alles Gute, jedes Band unter den Menschen zerstört: euer Haß gegen Gott ist der einzige Beweggrund, aus dem ihr sie verbreiten wollet.

Doch lassen wir diese Ungeheuer. Andere, weniger schuldig, weil sie keine Irrlehren verbreiten, leben übrigens ohne allen Gedanken an die Gottheit dahin. Mit seinen Wohlthaten überhäuft, gebrauchen sie dieselben ohne Maß und Ziel; sie versagen sich kein Vergnügen, sie jagen ihnen rasend nach; sie setzen ihre Glückseligkeit darein, und denken nicht

an den, der sie ihnen zu Theil werden läßt. Er hat keinen Platz weder in ihrem Geiste noch in ihrem Herzen; sie huldigen ihm nicht; sie erwarten, sie fürchten nichts von ihm; er ist für sie, wie wenn er nicht existirte. Die Gegenwart beschäftigt sie ausschließlich; sie denken weder daran, woher sie kommen, noch wohin sie gehen. Ihre in der Materie versunkene Seele hat nur Empfindungen: Alles, was sich über die Sinne erhebt, ist für sie eine unbekannte Region. Vergebens rufen ihnen die Geschöpfe zu: Wir haben uns nicht gemacht; Gott verdanken wir das Dasein: sie hören diese Stimme nicht, welche in ihre Organe fällt, und weil ihre Vernunft gegen jeden Schrei taub ist, der direct an sie gerichtet ist. Welches Geräusch könnte Menschen aufwecken, die so tief schlafen? Was könnte sie aus dieser beständigen Trunkenheit ziehen, die sie zum Viehe macht? Sie haben sich den Thieren gleichgestellt, die keinen Verstand haben; sie kennen nur die leiblichen Wollüste, und ihr ganzes Bestreben ist nur darauf gerichtet, sich dieselben zu

verschaffen. Zieht man sie davon ab, so halten sie sich für nichts mehr.

Andere endlich, und ihrer sind die meisten, kennen Gott, denken manchmal an ihn, haben einen Funken von Religion; allein sie überlassen sich, hingerissen von ihren Leidenschaften, doch nicht ohne Gewissensbisse, den Gegenständen, welche sie reizen. Sie wissen es, daß sie gegen das Verbot des Schöpfers handeln; aber es entrüstet sie dieses Verbot, und sie erlauben sich, Gründe dagegen anzuführen, um die Stimme ihres Gewissens zu ersticken. Warum, sagen sie, hat Gott so viele Reize in die Geschöpfe gelegt? warum hat er uns eine so heftige Neigung zu ihnen gegeben? Er durfte uns entweder nicht versagen, was uns so sehr ergötzt, oder er durfte mit Genüssen, die er uns untersagen wollte, keinen so großen Reiz verbinden. Wußte er nicht, daß wir so beschaffen sind, daß das Verbot die Lüsternheit nur noch mehr entflammt? Auf solche Weise sucht sich der Mensch bei sich selbst wegen seiner Unordnung zu rechtfertigen; er schiebt die Schuld auf

Gott; er mißbraucht, nachdem er die Geschöpfe gegen den Einspruch der Vernunft mißbraucht hat, dann seine Vernunft, um diesen Mißbrauch zu entschuldigen oder gar zu billigen und ungestraft darin zu beharren.

Möge er aber, wenn seine Leidenschaften schweigen, auf eben diese Geschöpfe hören, die er mißbraucht. Sie werden ihm sagen, daß er, wenn das Vergnügen, welches ihm ihr Gebrauch verschafft, eine Gabe des Schöpfers ist, den, welcher der Urheber dieses Vergnügens ist, also lieben, und nicht in eben diesem Vergnügen einen Vorwand, ihn zu beleidigen, suchen soll. Sie werden ihm sagen, daß das unendlich weise Wesen bei der Anordnung dieser Vergnügungen seiner würdige Absichten gehabt hat, daß er ihren Genuß regeln und ihnen gewisse Grenzen setzen konnte und mußte, die wir ohne eine offenbare Auflehnung nicht übertreten dürfen; daß Gott gegen sich selbst wäre, wenn er zugeben könnte, daß der Mensch den sinnlichen Gegenständen zum Nachtheil der Liebe, welche er ihm schuldig ist,

anhange. Sie werden ihm sagen, daß für ein vernunftbegabtes Wesen jedes Vergnügen, das nicht unschuldig ist, auch nicht rein sei, und nicht ruhig genossen werden kann, weil sein erstes und sein größtes Vergnügen dieß sein soll, das Gesetz seines Schöpfers getreulich zu beobachten, und weil es Alles, was für die Sinne angenehm ist, verabscheuen soll, sobald es für die Vernunft etwas Verbotenes ist.

Ach! welchen ganz andern Gebrauch wissen die Heiligen von den Geschöpfen zu machen! Die Welt ist für sie ein großes Buch, worin sie überall den Namen Gottes lesen. Sie sehen diesen erhabenen Namen auf alle Gegenstände geschrieben. Nicht bloß der entzückende Anblick des Himmels, der Lauf der Gestirne, die Abwechselung der Jahreszeiten, die Harmonie und Uebereinstimmung aller Theile dieses großen Ganzen, der Zusammenhang der Wirkungen mit den Ursachen und der Mittel mit dem Zwecke, sondern auch jeder einzelne Gegenstand, eine Blume, eine Pflanze, das kleinste Insect, Alles erinnert sie an Gott, Alles erhebt sie zu Gott,

Alles stellt ihnen Gott dar, Alles ist für sie ein Stoff zur Betrachtung, ein Beweggrund zum Lobe, zum Preise, zur Liebe.

Nie verweilt ihr Geist bei dem, was auf die Sinne Eindruck macht, sondern er geht weiter, er geht auf die allgemeine Ursache zurück, welche Allem das Dasein, die Bewegung, das Leben, den Verstand gibt. Sie sehen Gott als die Seele der Welt, als den ersten Grund an, der Alles hervorbringt, der Alles erhält, Alles regiert, dem ein jedes Ding seine Eigenschaften, seine Eigenthümlichkeiten, die Thiere ihre verschiedenen Triebe verdanken, und der einen kleinen Schatten von seinen Vollkommenheiten in den verschiedenen Gegenständen der Natur erkennt. Sie begreifen es vollkommen, daß die Welt, wenn die mächtige Hand des Schöpfers einen Augenblick aufhörte, sie zu erhalten, in das Nichts zurücksinken würde; daß, wenn er aufhörte, sie zu regieren, diese bewunderungswürdige Einrichtung nur Unordnung und Verwirrung wäre. Ohne grundgelehrte Naturforscher zu sein, sind die Heiligen allein wahre Philosophen, sie

allein haben großartige Anschauungen, weil Gott, der die Größe selber ist, immer das Ziel ihrer Betrachtungen ist; weil sie aus der Naturlehre moralische Schlüsse ziehen, indem sie Alles auf die Frömmigkeit, auf die Furcht und die Liebe des Herrn zurückführen, worin die wahre Weisheit besteht.

Am Meisten aber fordert der Gedanke sie zur Bewunderung und zur Dankbarkeit auf, daß dieß Alles für den Menschen, und zwar für den geringern Theil des Menschen, welches sein Leib ist, während seines kurzen Aufenthaltes auf Erden gemacht ist, und daß Gott nichts gespart hat, um den Ort seiner Verbannung zu verschönern. Wenn der Weg schon so schön ist, rufen sie aus, wie schön wird dann erst das Ziel sein? Wenn uns schon die Pilgerfahrt so viele Reize darbietet, was ist uns dann erst im Vaterlande vorbehalten? Wenn Gott diesem sterblichen Leibe schon in diesem vergänglichen Leben einen so herrlichen Palast bereitet hat, welche wundervolle Wohnung hat er dann wohl unserer Seele und selbst

auch unserm Leibe im künftigen Leben, in jenem Leben bestimmt, das nie vergehen wird?

Das sind die Gedanken der Heiligen beim Anblicke der sichtbaren Gegenstände: diese Gedanken erfüllen sie mit Entzücken; sie verursachen ihnen ein reines, tausendmal köstlicheres Vergnügen, als das ist, welches man durch die Sinne genießt. Gott entschädigt sie für die grobsinnlichen Wollüste, die sie ihm geopfert haben, durch Wollüste einer höhern Ordnung, wozu die Geschöpfe dienstbar sind: auf diese Weise genießen sie dieselben.

Um aber diese Quelle der himmlischen Freuden schon auf Erden zu finden, muß man sich wie die Heiligen von Allem losgemacht haben; man muß diese Welt gebrauchen, als gebrauchte man sie nicht; man muß seine Neigungen reinigen, und man darf keinen Flecken, keinen Schmutz in dem innern Auge dulden, das dazu bestimmt ist, Gott an sich selber und in den erschaffenen Dingen zu sehen. Die Weltlinge verstehen dieß nicht, sie haben keine Erfahrung von dem, was ich hier

sage: es geht dieß über alle ihre Begriffe hinaus, und sie nennen es geradezu fromme Träumereien. Wollen sie aber aufhören, Weltlichgesinnte zu sein, wollen sie es versuchen, sich über die Sinne zu erheben, wollen sie die Vernunft und den Glauben anhören und anfangen, Gott zu lieben, Alles auf ihn zu beziehen, ihn überall zu suchen, dann werden sie ihn früher oder später erkennen, ihn genießen und es alsdann einsehen, daß es für eine reine Seele keinen entzückenderen Anblick gibt als den der Natur, wenn man nicht bei ihr stehen bleibt, sondern bis auf ihren Urheber zurückgeht.

LXXVI.

Was die Geschöpfe dem Menschen zurufen.

„Ich frage die Geschöpfe durch den Blick meiner Seele: sie antworten mir durch ihre Schönheit. (Bch. 10. K. 6. N. 10.)

Wie kann man Wesen fragen, welche nicht hören oder nicht begreifen? Und wie können sie antworten, da sie stumm sind,

oder nichts deutlich aussprechen? Ich frage sie, sagt der heilige Augustin, in der Stille meiner Vernunft durch den aufmerksamen und nachdenkenden Blick, den der Verstand auf sie richtet: ich frage sie, was sie sind, von wem sie sind, warum sie sind. Und sie antworten mir, indem sie sich mir in ihrem Leben, ihren Bewegungen, ihren Schönheiten, ihren Eigenthümlichkeiten, ihrer Ordnung, ihren Beziehungen und dem Gebrauche, wozu sie bestimmt sind, zeigen. Ihre Sprache richtet sich zuerst an meine Sinne; von da geht sie zum Geiste über; und um sie verstehen zu können, muß der Geist still betrachten und beschauen. Wie deutlich, wie ausdrucksvoll ist diese Sprache! Welche Beredsamkeit und Kraft liegt in ihr!

Welches aber ist denn dieser so hohe, so durchdringende, so allgemeine und so gleichförmige Zuruf der Geschöpfe? Was sagen sie uns alle zusammen und ein jedes für sich? Denn sie sprechen nur zu uns, und wir sind die Einzigen in der Welt, die sie verstehen können.

O du, der du uns mit eben so viel

Vergnügen als Bewunderung betrachtest; du, der du nach unserm Ursprung forschest, unsere Natur und unsere Eigenschaften kennen zu lernen suchst; der du von uns einen so vielfältigen Gebrauch zu den Bedürfnissen, oder zu den Bequemlichkeiten, oder zu den Annehmlichkeiten deines Lebens machst: wisse uns keinen Dank dafür: du verdankst uns nichts. Wir dienen dir, wir stehen dir ganz zur Verfügung; aber wir kennen dich nicht; wir kennen uns selbst nicht; wir wissen nicht, wozu wir geeignet sind, und welche Dienste du von uns erwarten kannst. Wir stehen bloß unter deiner Hand, damit du uns nach deinen Absichten anwendest. Das ist unsere Bestimmung: wir erfüllen sie genau, und wir können nicht von ihr abweichen.

Diese Bestimmung jedoch hängt weder von uns noch von dir ab: sie hat einen höhern Ursprung. Du hast uns so wenig gemacht, als wir uns gemacht haben. Erhebe dich bis zu unserm Urheber; siehe in uns seine Wohlthaten, bewundere seine Weisheit, lobe seine Macht, erkenne seine

Güte und seine Freigebigkeit gegen dich, achte seine Anordnung bei dem Gebrauche, den du von uns machst, und übertrete sie nicht. Du stehst über uns durch deinen Verstand und deine Freiheit, durch die Herrschaft, welche du über uns hast, durch unsern Zweck, der uns dir unterordnet. Du aber stehst unter dem, der uns gemacht hat; und du mußt ihm ebenso pünktlich durch deinen Willen gehorchen, als wir ihm aus Nothwendigkeit gehorchen.

Entwürdige dich nicht: vergiß nicht, was du bist, und was wir sind. Suche deine Glückseligkeit nicht bei uns: bei uns ist sie nicht und kann sie nicht sein. Nicht für deine Seele haben wir das Dasein bekommen, sondern für deinen Leib. Wir vergehen, und dein gegenwärtiges Leben vergeht auch: nach deinem Tode sind wir nichts mehr für dich. Bist aber auch du nichts mehr, wenn du stirbst? Stirbt deine Seele, welche keinen unmittelbaren Nutzen für sich selber von uns hat, welche sich so hoch über uns erhebt, stirbt sie, wenn sie sich von deinem Leibe trennt? Und ist dein Ende dem der Thiere gleich?

Hat Gott, der uns für dich erschaffen hat, dich nicht für sich erschaffen? Stehst du in keiner Beziehung mit ihm, wie wir in Beziehung mit dir stehen? Ja, aber in einer höhern Beziehung, in einer edleren, in einer moralischen, rein geistigen Beziehung, in der Beziehung des erschaffenen Verstandes auf den erschaffenden Verstand.

Ja, es ist ein unendlicher Unterschied zwischen deiner und unserer Bestimmung. Ermesse, wenn du kannst, diesen Unterschied, und staune, indem du dich mit uns vergleichst, über deine Erhabenheit. Nicht durch deine Masse, nicht durch deine Kräfte, nicht durch deine Organe hast du den Vorzug vor uns; gar viele Thiere sind größer, stärker, behender, haben feinere Sinne als du. Und obwohl sie einen Grund des Lebens, der Empfindung und des Triebes in sich, und in dieser Hinsicht Etwas mit dir gemein haben, welchen ungeheuern Unterschied hat der Schöpfer nicht im Uebrigen zwischen ihnen und dir festgesetzt!

Du kannst ihn kennen, diesen Schöpfer,

diese allgemeine Ursache aller Dinge: du kannst dir eine Vorstellung von seinen Vollkommenheiten bilden. Er hat dir sogar den übersinnlichen Begriff des Unendlichen eingeprägt: und eben durch diesen Begriff schätzest du das Verdienst, bestimmst du die Grenzen eines jeden Geschöpfes, siehst du, daß sie alle, selbst die vollkommensten, vor dir sind, als wären sie nicht.

Du begreifst, daß alle Wahrheit in ihm ist, daß er selber die Wahrheit wesentlich ist, daß Alles, was außer ihm ist, nur durch ihn ist und nur den Schatten von seiner Wirklichkeit hat. Du begreifst, daß dieses schöne Licht, welches die Welt erleuchtet, welches so lebhafte und so mannigfaltige Farben über die Gegenstände verbreitet, welches alle ihre Schönheiten und Verhältnisse fühlbar macht, nur ein sehr unvollkommenes Bild des Lichtes ist, das in der übersinnlichen Welt leuchtet; dieses Lichtes, dessen Quelle Gott ist, dieses Lichtes, das alle Geister erleuchtet und ihnen, einen jeden nach dem Grad seines Erkenntnißvermögens die Schönhei-

ten zeigt, welche nicht vergehen, die Verhältnisse, welche sich nicht verändern, die Wesen, welche immer dieselben bleiben, die ewigen Ideen, die in der unendlichen und allgemeinen Idee enthalten sind, welche sie alle vereinigt und concentrirt.

Du kannst nicht bloß Gott in seinen Werken und an sich selber erkennen: du bist auch fähig, ihn zu lieben: du bist dazu erschaffen, um ihn zu kennen und zu lieben. Der erste Begriff, den deine Vernunft wahrnimmt, ist Gott: von ihm leitest du alle übrigen Grundbegriffe ab. Dein erstes Verlangen ist das, ihn zu besitzen. Dein Wille strebt unaufhörlich nach dem höchsten Gute, nach dem unendlichen Gute; er ist mit seiner ganzen Kraft darauf gerichtet: obwohl blind und der Täuschung durch die Leidenschaften unterworfen, verfolgt er doch selbst in seinem Irrthume immer diesen Gegenstand; und er verwirft bald Alles, was nicht der Unermeßlichkeit seines Verlangens entspricht. Das untrügliche Zeichen, daß du erschaffen bist, um Gott zu lieben, ist dieß, daß du Alles zu einem Gott machst,

was du liebst, und ihm in Beziehung auf dich das leihest, was nur Gott zukommen kann. Dringe tief ein in diesen Gedanken: er verdient, daß du ihn ergründest.

Wir haben unsere Gesetze: auch du hast die deinigen. Betrachte aber, mit welcher Achtung Gott deine Freiheit geschont hat. Unsere Gesetze sind die Wirkung einer unbedingten Ordnung, die wir blind befolgen: unser Gehorsam ist nothwendig, und nicht verdienstlich für uns. Für uns läuft Alles auf das Physische hinaus und wir sind keiner Sittlichkeit fähig. Was dich betrifft, so bildet die moralische Ordnung deinen Vorzug: du bist ihr nicht unterwürfig gemacht: sie wäre keine moralische mehr, wenn sie nicht deiner Wahl überlassen bliebe. Deiner Vernunft und deinem Gewissen sind Gesetze auferlegt, die weit wichtiger sind als die unsrigen. Du kennst sie; du fühlst ihre Billigkeit; du kennst ihre Sanction; du weißt, daß von ihrer Beobachtung deine ewige Glückseligkeit oder Unglückseligkeit abhängt. Du befolgest sie aber frei: du kannst über dein Loos entschei-

den: Gott hat es in deine Hände gelegt. Du allein bist der moralischen Güte und Bosheit fähig: deine Entschließung macht dich gut oder bös, des Lohnes oder der Strafe würdig, zum Freunde oder Feinde Gottes, glücklich durch seine Freundschaft, unglücklich durch seinen Haß.

Das sagen die Geschöpfe in ihrer stummen Sprache zu einem jeden von uns, wenn wir sie an sich und in Bezug auf ihren Urheber betrachten, und wenn wir uns mit ihnen vergleichen. Das lehren sie uns von Gott und von dem Menschen. Wie unbedingt und unvergleichlich groß ist Gott, wenn man ihn in seinen Werken und im Buche der Natur betrachtet! Wie erhaben ist die Würde des Menschen, wenn man ihn mit dem Uebrigen dieser Welt, ja mit der ganzen Welt vergleicht! Im Vergleiche mit ihm ist Alles nichts, da Alles für ihn allein ist. Wenn aber der einzige Grund seiner Würde seine moralische Verbindung mit Gott ist, wie unendlich größer ist dann nicht Gott in der moralischen Ordnung, so unendlich er auch in der physischen Ordnung ist!

Was ist diese moralische Ordnung, wie die Vernunft sie uns zeigt, selbst im Vergleiche mit der Ordnung der Gnade, welche uns die christliche Religion offenbart? Hier zeigt sich im höchsten Grade die ganze Würde des Menschen und der Werth seiner Seele in der übernatürlichen Verbindung, welche ihm Gott mit sich verliehen hat, in dem Zwecke, zu dem er ihn bestimmte, in dem, was er gethan hat, um ihn zu erkaufen und ihm die Heilsmittel wieder zu geben, welche er durch seine Schuld verloren hatte. Selbst sein Leib ist nicht mehr eine niedrige organisirte und zu den natürlichen Verrichtungen der Seele, mit der er vereinigt ist, bestimmte Materie. Diese Vereinigung soll ewig fortbestehen; der Leib soll hienieden auf seine Weise an der Heiligkeit der Seele theilnehmen, Gott geweiht sein wie sie, der Tempel des heiligen Geistes sein, ja eine Art Bund mit der Gottheit durch seine Vereinigung mit dem Leibe Jesu Christi schließen, um einst mit der Seele ihre Unsterblichkeit, ihre Geistigkeit, ihre Unverderblichkeit, alle ihre

glorreichen Eigenschaften zu theilen. Wie groß aber wird Gott selbst, wie ich ihn durch die Offenbarung kennen lerne, in meinen Augen! Wenn er mir eine so herrliche Vorstellung von seiner Macht gibt, indem er durch einen bloßen Act seines Willens Geister und Leiber aus dem Nichts hervorruft, so gibt er mir eine unvergleichlich höhere von seiner Güte, von seiner Heiligkeit, von seiner Gerechtigkeit, indem er sich mit unserer Natur vereinigt, um unsere Sünden durch die Vergießung seines Blutes zu tilgen; indem uns der Gottmensch durch die Aneignung seiner Verdienste heiligt, uns mit seinem anbetungswürdigen Fleische nährt.

Welch ein Uebel ist die Sünde, da nichts Geringeres als die Leiden, die Demüthigungen, die tiefste Erniedrigung Gottes zu ihrer Tilgung erforderlich ist! Welch einen Werth hat die Gnade, da, um sie uns zu verdienen, nichts Geringeres als Gott nöthig ist! O! wie heilig ist der Gott, den die Sünde beleidigt! O wie groß ist der Gott, dem eine göttliche Person für die Sünde genug thun

muß! Wie gütig ist der Gott, der sich so tief herabläßt, daß er unsere Natur annimmt, um den Schimpf wieder gut zu machen, welcher der göttlichen Majestät durch die Sünde angethan worden! Wie erbarmungsvoll ist dieser Gott, der uns so oft vergibt, als wir es aufrichtig bereuen, ihn beleidigt zu haben!

Wenn aber Gott in den Augen unserer schwachen Vernunft schon in der Ordnung der Natur so bewunderungswürdig ist, wenn ihn uns der Glaube in der Ordnung der Gnade noch unvergleichlich bewunderungswürdiger zeigt, wie wird er uns also dann erst in der Ordnung der Herrlichkeit erscheinen, wo wir ihn unverhüllt, nicht räthselhaft, sondern wie er ist, von Angesicht zu Angesicht sehen werden (1. Cor. 13, 12.)! Was werden wir dann selber sein? Und durch welche Wirkung seiner Macht wird er einen erschaffenen Geist fähig machen, sein unerschaffenes Wesen anzuschauen und die Gewalt seiner unendlichen Herrlichkeit ertragen zu können? Der Anblick seiner Werke entzückt mich: und ich begreife doch

nur sehr wenig davon. Die Wahrheiten, welche mir der Glaube zeigt, setzen mich in Erstaunen und demüthigen mich durch ihre so überaus große Höhe. Mein Geist glaubt und betet sie an; und er begreift ihre Erhabenheit insofern einiger Maßen, als er sich zu schwach fühlt, um sie erreichen zu können. Was werde ich also erst denken, was fühlen, wenn ich den Gott der Natur, den Gott der Religion, den Gott der Herrlichkeit, nicht mit einem flüchtigen, sondern mit einem festen und ewigen Blicke, unmittelbar an sich selber, ohne Schatten, ohne Wolke schauen werde! Schweigen wir hier. Was uns vorbehalten ist, kann nicht ausgedrückt, nicht begriffen werden.

O Mensch, du wirst dann nicht mehr die Geschöpfe befragen, um Gott, aber unvollkommen, kennen zu lernen. Du wirst dich nicht mehr an den Glauben wenden, um dir eine höhere, aber dunkle Vorstellung von ihm zu bilden. Du wirst ihn unverhüllt sehen; du wirst ihn lieben; du wirst ihn besitzen; du wirst seine Seligkeit theilen, die unaussprechliche Selig-

keit des höchsten Gutes. Siehe, dazu bist du berufen; siehe, deßhalb bist du erschaffen, deßhalb erlöst worden, Glaubst du dieß, dann habe ich dir nichts mehr zu sagen. Wie sehr beklage ich dich aber, wenn du es nicht glaubst, und wenn du es nicht glauben willst!

LXXVII.

Der den Geschöpfen unterworfene Mensch kann sie nicht beurtheilen.

„Die Menschen unterwerfen sich den Geschöpfen aus Liebe zu ihnen; und nachdem sie sich ihnen unterworfen haben, können sie nicht mehr über sie urtheilen.“

(Bch. 10. K. 6. N. 10.)

Da der Mensch das edelste der Geschöpfe ist und durch den Verstand, der ihn über sie erhebt, eine wirkliche Herrschaft über sie hat, so kommt es ihm zu, sein Urtheil über sie abzugeben: und eben durch die richtige und wahre Weise, wie er über sie urtheilt, ehrt er ihren und seinen Schöpfer. Er allein kennt ihren Urheber, ihre Bestimmung, ihre Eigen-

thümlichkeiten. In einer jeden von diesen Hinsichten hat er Gründe, Gott zu loben, ihn zu bewundern, ihm zu danken. Er ist daher der Ausleger und der Mund der ganzen Natur, die Gott nur durch ihn preisen und verherrlichen kann.

Eben deßhalb muß er aber die Geschöpfe der Wahrheit gemäß beurtheilen, und sein Urtheil muß ihm bei seiner Anhänglichkeit an sie, und bei dem Gebrauche, den Gott ihn von ihnen machen läßt, als Richtschnur dienen. Er muß immer seinen Vorzug vor ihnen behaupten; er darf seinen Zweck nicht in sie setzen, und er darf sie nach der Meinung des heiligen Augustin nur gebrauchen, nicht aber genießen: d. h. er darf sich nicht auf sie beziehen, sondern er muß sie auf sich beziehen, indem er sich mit ihnen auf Gott bezieht, welcher der Mittelpunkt ist, auf den seine ganze Achtung und alle seine Neigungen gerichtet sein sollen.

Wie kann nun der Mensch über diesen so wichtigen Gegenstand verkehrt urtheilen? Der heilige Augustin erklärt es mit zwei Worten. Er liebt die Geschöpfe

übermäßig, sagt er; er überläßt sich ihnen leidenschaftlich; er macht sich zu ihrem Sclaven, so zwar, daß er seine Ruhe und seine Glückseligkeit in sie setzt. Von diesem Augenblicke an verliert er seine natürliche Herrschaft über sie; er läßt sich von ihnen beherrschen; und verblendet durch seine Leidenschaft, ist er nicht mehr im Stande, sie der Vernunft gemäß zu beurtheilen. Er hört nicht mehr auf seine Vernunft, sondern auf sein durch seine übermäßige Liebe zu ihnen verderbtes Herz: und das Herz, daran gewöhnt, nach ihnen zu streben und sich mit ihnen als dem einzigen Ziele seiner Wünsche zu vereinigen, verführt bald den Geist, verdunkelt sein Licht, setzt falsche Grundsätze an die Stelle der wahren, und entzieht ihm die Mittel, über die Gegenstände, die ihn umgeben, richtig zu urtheilen.

Wie soll nun da der Mensch noch dessen eingedenk bleiben, was er für Gott ist, und was die übrigen Geschöpfe für ihn sind? Wie soll er jedes Ding an seine Stelle setzen, selber seinen Rang behaupten und sich, während er sich für

etwas unendlich Geringeres als Gott hält, für etwas Höheres als alles Uebrige halten? Sein Herz verkehrt diese Ordnung. Er fängt damit an, daß er sich ganz den Geschöpfen hingibt; er strebt nur nach ihrem Genusse; er hält sich nur insofern für glücklich, als er sie besitzt. Er stellt sie also über sich; er unterwirft sich ihnen; er macht sie zu seinen Göttern. Auf solche Weise erniedrigt er sich selber, vergißt er den wahren Gott und achtet er ihn für nichts.

Indem er die Natur, sich selbst verkehrt und noch verkehrter Gott beurtheilt, hat er keine Regeln und keine Grundsätze mehr; er sieht kein Ding mehr, wie es ist, sondern wie es nach dem Verlangen seines Herzens sein soll. Seine verderbten Neigungen leiten seine Urtheile; und in welche Irrthümer stürzen sie ihn nicht! Denn er entschließt sich, um im Genusse der Geschöpfe nicht gestört zu werden, entweder seine Vernunft schweigen zu lassen und sich jedes Nachdenken zu untersagen, das ihn wieder zur Wahrheit zurückführen könnte, oder die ganze Kraft

seines Geistes dazu anzuwenden, um die Verirrungen seines Herzens zu rechtfertigen, und alle erdenklichen Systeme, die seine Leidenschaften begünstigen, auszusinnen.

Daher gibt es zwei Arten von Menschen, die dieses Namens, den sie entehren, unwürdig sind: die leidenschaftlichen Menschen, welche sich blindlings ihrem Gegenstande, dem Gelde oder den Ehren, oder den Ergötzungen hingeben, ohne sich darum zu bekümmern, ob es eine Religion, ein künftiges Leben, einen höchsten Richter gibt; ohne daran zu denken, was sie selber sind, und ob sie noch eine andere Bestimmung haben als die, welche sie auf Erden im Auge haben: und die Gottlosen, welche, indem sie den Unglauben zu ihren übrigen Verirrungen fügen, sich gegen jede, natürliche sowohl als geoffenbarte, Wahrheit erheben, welche ihren Stolz und ihre übrigen Leidenschaften verdammt, und keinen Herrn, kein Gesetz, keinen Zügel, kein Joch dulden wollen. So verderbt der unordentliche Gebrauch der Geschöpfe alle Gefühle des Herzens, verblendet oder verkehrt die Vernunft, und

hat die Unempfindlichkeit oder den Unglauben zum Ziele.

Die Natur ist nun kein Buch mehr, das den Menschen erleuchtet und unterrichtet: sie spricht nur zu den Sinnen des Ausschweifenden; der Geizige sieht Alles mit den Augen der Habsucht an; der Ehrgeizige bezieht Alles auf die Leidenschaft, zu herrschen; der Ungläubige sieht in Allem nur ein Werk des Zufalls. Der erste unterscheidet sich nur dadurch vom unvernünftigen Thiere, daß er in seinen Ausschweifungen raffinirter und zügelloser, und daß er erfinderischer ist, um sich wollüstige Empfindungen der verschiedensten Art und von möglich längster Dauer zu verschaffen. Der zweite ist nach dem heiligen Paulus ein wahrer Götzendiener: er betet ein Metall von geringem Werthe an und opfert ihm die Billigkeit, die Ehre, das Gewissen. Der Ehrgeizige ist sein eigener Götze und möchte sich die Huldigungen der ganzen Welt erwerben. Was den Gottlosen betrifft, so tritt er, indem er für seinen Stolz, für seine Bosheit und Ungereimtheit keine Grenzen kennt, die

Grundsätze mit Füßen; er will keine Gottheit; oder er macht sich eine nach seinem Belieben, um unabhängig leben zu können und nach dem Tode nichts fürchten zu müssen.

Was gewinnen aber alle zusammen dadurch, daß sie die Wahrheit vergessen oder verdunkeln? Wird sie deßhalb weniger bestehen? Wird sie deßhalb weniger die Wirkungen haben, die sie fürchten, die sie sich aus dem Sinne schlagen, oder die sie zu vernichten suchen? Sind denn die Leidenschaften so erleuchtet, so unparteiisch, so unbestechlich, daß wir sie zu Schiedsrichtern unserer wichtigsten Angelegenheiten und zwar zu den einzigen nehmen dürfen? Mäßigen wir unsere zu große Anhänglichkeit an die Geschöpfe; machen wir den Gebrauch von ihnen, welchen uns die Vernunft anzeigt, die Mäßigkeit vorschreibt, die gute Ordnung der Gesellschaft und die öffentliche Wohlfahrt gebieten, ja welchen unser Frieden und unsere Ruhe verlangen; wir werden dann nicht der Gefahr ausgesetzt sein, uns selbst, Gott, seine Vorsehung und seine Gesetze zu verkennen. Wir wer-

den vernünftig sein; wir werden gottesfürchtig sein; wir werden, so weit es hienieden möglich ist, durch die Hoffnung eines bessern Lebens glückselig sein.

LXXVIII.

Die Würde des Menschen.

„Man bewundert die Wunderwerke der Natur, und denkt nicht daran, sich selbst zu bewundern.“ (Bch. 10. K. 8. N. 15.)

Der heilige Augustin macht diese Bemerkung in Betreff des Gedächtnisses, von dem er so schön spricht. Mit Recht erstaunt er, nicht darüber, daß der Mensch das große Schauspiel der Natur bewundert, sondern darüber, daß er sich nicht selbst mehr bewundert; denn er allein ist der Bewunderung würdiger als die ganze übrige Welt zusammen. Es ist dieß keine Uebertreibung; es ist eine von Gott selber ausgesprochene Wahrheit. Lernen wir einmal, uns selbst nach unserm ganzen Werthe zu schätzen. Diese Betrachtung darf uns keinen Stolz einflößen, weil wir, wenn wir uns aufmerksam betrachten,

sehen werden, daß wir nichts von uns selber, sondern Alles von Gott haben. Dagegen ist sie geeignet, unsere Seele zu erheben, unsere Gesinnungen zu veredeln, uns von den Sinnen und der Materie zu befreien, uns von den irdischen Dingen loszumachen, und unsere Gedanken und unsere Neigungen auf den Himmel zu richten.

Was uns die Welt nur irgend Ueberraschendes darbietet; das Himmelsgewölbe, die Sonne, der Mond, die Sterne, welche es schmücken und es erleuchten; der unermeßliche Umfang des Oceans; die Erde mit allen ihren Producten; die unbeseelte Materie, so schön, so geordnet, so verhältnißmäßig sie auch ist: das Alles steht tief unter dem kleinsten Insect: jeder organisirte, lebende und beseelte Körper steht ohne Zweifel über dem, was keine Organisation, keine Seele, kein Leben hat. Es ist dieß unbestreitbar.

Ferner, unter den Thieren ist ein großer Abstand zwischen dem Wurme, der kriecht, der Mücke, die fliegt, und dem Pferde, dem Löwen, dem Elephanten, dem

Adler. Auch der Instinct bildet einen sehr großen Unterschied unter den Thieren, so daß die einen hoch über den andern stehen.

Was ist aber das vollkommenste Thier, sowohl dem Leibe, als der Geschicklichkeit und den Eigenschaften nach, welche mit dem Instincte in Verbindung stehen, wenn man es mit dem Menschen vergleicht? Seine aufrechte Gestalt, seine Blicke, die sich auf den Himmel richten, seine Stirn, auf der die Majestät thront, sein Angesicht, in dem sich die Leidenschaften und die verschiedenen Regungen seiner Seele ausdrücken, seine deutliche Stimme, seine Arme, seine Hände, die ganze Einrichtung seines Leibes, welcher zu allen Bewegungen fähig, zur Ausübung aller Künste geeignet ist, und vieles Andere der Art, das nur dem Menschen zukommt, bildet schon einen unermeßlichen Abstand zwischen ihm und den übrigen Thieren. Daher ist dieser Leib auch für eine Seele gemacht, welche zu einer weit höhern Ordnung gehört als die der Thiere. Kann der thierische Instinct, so bewunderungs-

würdig er auch ist, mit der Geschicklichkeit des Menschen, mit der Allgemeinheit, der Vervollkommnungsfähigkeit seiner Talente verglichen werden? Das Thier erfindet nichts, verbessert nichts, vervollkommnet nichts. Welche Künste, welche Wissenschaften aber sind nicht der menschlichen Erfindung zu verdanken? Mit weise geordneten Farben stellt der Mensch die schönsten Gestalten auf der Leinwand dar; er gibt ihnen ein Ansehen, ein Leben, einen Ausdruck, welche die Augen täuschen. Der Marmor wird geschmeidig und belebt unter seinem Meißel; die Steine, die Metalle, das Holz, die Haut der Thiere, die verschiedenen Producte der Erde, Alles wird geformt unter seinen Händen, Alles wird zu seinem Gebrauche geeignet gemacht. Er hat die Entfernung der Gestirne gemessen; er hat ihre Bewegungen berechnet; er hat sogar ihren Umlauf nachgeahmt. Er hat sich einen Weg auf dem Meere gebahnt; er hat neue Sprachen geschaffen und die Kunst, zu schreiben, erfunden. Die Luft, das Wasser, das Feuer, die Erde, die Thiere, Alles ist

seiner Stärke, seiner Thätigkeit, seiner Geschicklichkeit, seinem Scharfsinne unterworfen. Es ist unmöglich, Alles anzuführen. Gleichwohl haben wir nur von dem gesprochen, was die menschliche Seele mit der Hilfe ihres Leibes über die Materie vermag.

Diese Seele ist noch weit bewunderungswürdiger, betrachtet man sie an sich und in ihren Fähigkeiten; in ihrer Einbildungskraft, ihrem Gedächtniß, ihrem Verstand; in ihrem Willen, ihrer Freiheit, ihrem Gewissen; in ihrem Vermögen, über ihre Natur und über Alles, was in ihr vorgeht, nachzudenken. Die Seele der Thiere hat hier mit ihr nur die Fähigkeiten, die Wirkungen und die Neigungen, welche sich auf den Leib und die äußern Gegenstände beziehen, gemein; das Nachdenken ausgenommen, welches nur dem Menschen zukommt.

Die moralischen Verbindungen unserer Seele aber sowohl mit Gott als mit ihres Gleichen unterscheiden sie gänzlich von den übrigen Thieren und verleihen ihr eine Erhabenheit, die nur ihr eigenthümlich

ist. Sie ist nach dem Bilde Gottes erschaffen; d. h. sie ist fähig, ihn zu erkennen, ihn zu lieben, ihn zu besitzen. Sie ist nicht, wie die übrigen Seelen, für das gegenwärtige Leben und für die Zeit erschaffen: nichts von dem, was endet oder enden kann, ist ihrer würdig. Ihre Bestimmung ist, für immer mit dem ewigen Wesen vereinigt zu werden, das sie seiner Unsterblichkeit theilhaftig gemacht hat. Alle Güter, welche die Natur vor ihren Augen ausbreitet, alle Ergötzungen, die sie ihr darbietet, stehen unter ihr und verdienen ihre Zuneigung nicht. Gott allein ist der Gegenstand, welcher der Unermeßlichkeit ihrer Wünsche entspricht: um glückselig sein zu können, muß sie ihn genießen und dieses Genusses immer sicher sein. Seneca sagte: Ich bin zu groß und für zu große Dinge geboren, als daß ich ein niedriger Sclave meines Leibes sein könnte. Und dieser Philosoph hatte doch nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der Würde seiner Seele, von seiner ewigen Bestimmung aber gar keinen.

Was den Menschen eine reine, erleuchtete, von allem Vorurtheile und aller Täuschung der Sinne freie Vernunft von seiner Verbindung mit Gott als letzten Zweck lehrt, das zeigt ihm die Offenbarung, ausführlicher und gewisser. Sie legt ihm den ganzen Plan, den ganzen Zusammenhang der Absichten Gottes mit ihm dar: und was sie ihm hierüber enthüllt, ist so groß, so herrlich, so überraschend, so unbegreiflich, daß er nicht umhin kann, mit Job zu Gott zu sprechen: Was ist der Mensch, daß du ihn groß hältst, oder was setzest du dein Herz an ihn (Job 7, 17.)? Nein, nur die Religion gibt uns einen vollständigen Begriff von der Größe des Menschen. Diese Größe ist von der Art, daß sie alle seine Vorstellungen übertrifft: nur im andern Leben wird er sie entweder als ein ewig Seliger, oder als ein ewig Unglückseliger völlig begreifen.

LXXIX.

Das dreifache Leben der Seele.

„Mein Leib hat sein Leben von meiner Seele; und meine Seele hat ihr Leben von dir, o mein Gott.“ (Bch. 10. K. 20.)

Unter allen denjenigen, welche des Nachdenkens fähig, und durch keine falsche Philosophie verwöhnt worden sind, ist Niemand, der es nicht weiß, daß die Seele der Grund des Lebens des Leibes ist: d. h. daß sie entweder die Ursache oder die Veranlassung seiner thierischen Verrichtungen und aller seiner, innern wie äußern, Bewegungen ist. Der Tod macht diese Wahrheit einem Jeden augenscheinlich, der den Unterschied zwischen der Seele und dem Leibe zugibt, welche zwei Substanzen von verschiedener Beschaffenheit sind.

Eine andere Wahrheit aber, welche für den Menschen noch weit wichtiger ist, und an welche man gleichwohl weit weniger denkt, ja welche Vielen gänzlich unbekannt ist, ist diese, daß Gott das Leben der Seele, der einzige Grund und die unmittelbare Ursache ihres physischen, ihres

moralischen, ihres glückseligen Lebens ist; und daß er folglich mit der Seele in einer innigern, größern, nothwendigern Verbindung steht, als die Seele mit dem Leibe, den sie belebt. Es ist nicht schwer, diese große Wahrheit zu beweisen; wohl aber ist es schwer, die Menschen zu bewegen, über sie nachzudenken, sie sich recht tief einzuprägen und sie zur Richtschnur ihres Lebens zu machen.

Gott ist der Grund des physischen Lebens der Seele als ihr Schöpfer. Das ist nicht zweifelhaft. Die Seele ist nicht ewig: sie hat angefangen, zu sein: sie ist also aus dem Nichts entsprungen. Wollte man behaupten (was falsch und übrigens gänzlich ungegründet ist), daß die Seele vor diesem Leben in einem andern existirt hat, so müßte man, da es widersprechend ist, eine unendliche Reihe von Leben anzunehmen, doch immer bei einem ersten Leben stehen bleiben, das sie von Gott hat.

Gott hat die Seele nicht bloß erschaffen, sondern er erhält sie auch und setzt ihr Dasein in jedem Augenblicke fort, so daß sie in das Nichts zurücksinken würde,

wenn die allmächtige Hand, welche sie daraus gezogen, einen Augenblick lang die Wirkung einstellte, durch die sie existirt. Gott erhält also die Seele ununterbrochen mit Allem, was sie thut und fühlt.

Das ist nicht Alles: er wirkt als erste und allgemeine Ursache zur Hervorbringung ihrer Acte mit, und ohne diese Mitwirkung könnte sie keinen hervorbringen. Ferner, Gott ist auch die erste Ursache von Allem, was passiv in ihr ist: oder wenn andere Geister auf sie wirken, so geschieht es nur mit seinem Willen oder mit seiner Zulassung.

Es ist ferner gewiß, daß Gott als einziges Licht der Geister das Auge der Seele erleuchtet und sie befähigt, die Gegenstände zu erkennen, welche zum Bereiche des Verstandes gehören. Es ist ebenfalls gewiß, daß die Seele in Gott als der unendlichen Wahrheit alle einfachen, ewigen, unveränderlichen Vorstellungen erkennt. Denn wo könnte die Seele diese Vorstellungen sonst sehen als da, wo Gott sie sieht? Wo sieht Gott sie sonst als in sich selber? Und wo könnten

sie außer Gott existiren? Es ist endlich gewiß, daß hinsichtlich des höchsten Gutes Gott der Gegenstand des Willens der Seele ist: die Begierde nach der Glückseligkeit, welche die innigste von unsern Begierden und die Quelle aller übrigen und ebenso beständig in uns ist wie das Athmen, ist nichts Anderes als das Verlangen, das höchste Gut zu besitzen.

Dieß betrifft das physische Leben der Seele. Ebenso groß ist ihre Verbindung mit Gott hinsichtlich des moralischen Lebens. Ohne Gott keine Moral, dieser Grundsatz ist einleuchtend. Gott ist also zugleich der Anfang und das Ziel aller moralischen Verpflichtungen, denen die Seele unterworfen ist: der Verpflichtungen gegen Gott als den Urheber des Naturgesetzes und der Offenbarung; der Verpflichtungen gegen den Nächsten in allen freien und nothwendigen, bleibenden oder vorübergehenden Verhältnissen, in die wir mit ihm kommen; der Verpflichtungen der Seele gegen sich selber und gegen den Leib, den sie regiert. Der Wille Gottes ist der Grund dieser Verpflichtungen; er

ist ihr Maß; er bildet ihre ganze Kraft. Es kommt also jede gesetzgebende Autorität ursprünglich von Gott; als letzte Behörde endigt sie in Gott; sie wird durch das Gesetz Gottes beschränkt; sie wird ungerecht und verliert ihre Kraft in allen den Fällen, wo sie diesem Gesetze widerspricht. Die moralische Welt hat Gott nicht minder zum Urheber als die physische Welt; diese ist die Wirkung seiner Macht, und jene seiner Vorsehung, welche seine höchste Herrschaft, seine unendliche Liebe, seine Weisheit, seine Güte, seine Gerechtigkeit und seine Barmherzigkeit begreift.

Das Gewissen, welches uns unsere Pflichten anzeigt, uns Vorwürfe macht, wenn wir sie übertreten oder unterlassen, uns im Stillen seine Gutheißung und seinen Beifall bezeigt, wenn wir getreu gegen sie gewesen sind, ist nichts Anderes als die Stimme Gottes selbst, die sich im Innersten der Seele vernehmlich macht und sie auf tausend Arten zum Guten ermuntert und vom Bösen abwendet. Diese göttliche Stimme ist entweder an den Menschen gerichtet, einfach insofern er

Mensch und vernunftbegabt ist, und dann nennt man sie die natürliche; oder sie spricht zum Menschen insofern er Geist ist, und rücksichtlich der Gegenstände der Religion, und dann ist sie eine übernatürliche, und heißt Gnade. Wer kennt nun aber die Nothwendigkeit und den Umfang des Einflusses der habituellen und der actuellen Gnade auf alle Gedanken, alle Gesinnungen, alle Handlungen des Menschen in der Ordnung des Heils nicht? Hier ausführlich in die Sache einzugehen, würde mich zu weit führen. Ich habe genug gesagt, um es begreiflich zu machen, daß die Seele ihr ganzes moralisches Leben einzig von Gott hat.

Was ihr glückseliges Leben entweder in der Erwartung und Hoffnung hienieden oder im Genusse im Himmel betrifft, so ist es offenbar, und Alles vereinigt sich, um es zu beweisen, daß es außer Gott keine wahre Glückseligkeit gibt und geben kann. Der Grund ist, weil die Seele, schon deßhalb, weil sie fähig ist, Gott kennen zu lernen und zu lieben, nothwendig für ihn erschaffen ist; und weil jedes Gut,

das geringer ist als Gott, nie weder ihre Begierde, kennen zu lernen, noch ihr Verlangen, zu lieben, befriedigen wird. Die Seele ist daher in diesem Leben im Anfange der Glückseligkeit, wenn sie Gott durch die Vernunft und den Glauben kennt, wenn sie ihn liebt, wenn sie ihm immer anhangt, immer seinem Wohlgefallen unterworfen bleibt, indem sie Alles will, was er will, und nur das will, was er will. In dieser Unterwerfung und Gleichförmigkeit findet sie den Frieden selbst mitten unter ihren Uebeln und Leiden. Im Himmel aber gibt es keine Uebel, keine Leiden, keine Furcht, kein Verlangen mehr, sondern nur einen vollkommenen Frieden, eine ganze Sättigung, einen vollen und unveränderlichen Genuß des höchsten Gutes, eine unstörbare Sicherheit.

Das selige Leben ist das Ziel der beiden andern Leben der Seele; denn nach den Absichten Gottes ist die Seele nur für die Glückseligkeit da, und ihr moralisches Leben ist der Weg, um zu ihr zu gelangen. Was das natürliche Leben betrifft, so leben wir und werden wir, frei-

willig oder gezwungen, immer von Gott leben; dagegen hängt es, was das moralische Leben betrifft, von uns ab, von ihm zu leben und uns dadurch ein ewig seliges Leben in ihm zu sichern.

LXXX.

Begriffsbestimmung des seligen Lebens.

„Das selige Leben ist die Freude, welche aus der Wahrheit entspringt.“ (Bch. 10. K. 23. N. 33.)

Diejenigen Menschen, welche nur ein sinnliches Leben führen, kennen für die Seele keine andere Glückseligkeit als die, welche durch den Leib genossen wird. Was dieß jedoch auch für eine Glückseligkeit sein mag, diejenige, welche die Seele durch sich selber zu genießen fähig ist, ist eine andere. Zu sagen, eine geistige, verständige Substanz sei, weil sie durch den Willen Gottes mit einer materiellen Substanz vereinigt ist, nur sinnlicher Empfindungen fähig, dieß ist ein zu offenbarer Irrthum, als daß man ihn zu widerlegen brauchte. Selbst die Behauptung, die der Seele

entsprechenden und ihr gleichartigen Freuden vermögen die Seele nicht auf eine ganz andere Weise glückselig zu machen als die sinnlichen Wollüste, würde etwas Falsches aussagen, was dafür noch von jedem großen Philosophen, von jedem Freund der Vernunft und der Tugend erkannt worden ist.

Die Seele hat also Freuden, die nur ihr gehören, zu denen der Leib Nichts beiträgt; reine Freuden, welche in keiner Verbindung mit den sinnlichen Gegenständen stehen; und eben in solchen Freuden muß eigentlich ihre Glückseligkeit bestehen. Um kennen zu lernen, welches diese Freuden sind, darf man nur auf die zwei Hauptfähigkeiten unserer Seele merken, welche der Verstand und der Wille sind. Diese zwei Fähigkeiten haben einen und denselben Gegenstand in doppelter Hinsicht. Als Wahrheit gehört er dem Verstande; als Gut gehört er dem Willen. Die menschliche Seele will die Wahrheit kennen, nicht um bei einer kalten und unfruchtbaren Kenntniß stehen zu bleiben, sondern um sie zu lieben, zu

besitzen, sich innig mit ihr zu vereinigen; und diese Vereinigung, welche das Ziel ist, nach dem sie strebt, bildet ihre Glückseligkeit. Die Begriffsbestimmung des heiligen Augustin ist also richtig, wenn er sagt: Das selige Leben ist die Freude, welche aus der Wahrheit entspringt.

Und unter diesem Worte Wahrheit darf man nicht etwas Abstractes und rein Idealisches, oder gewisse einzelne und unzusammenhängende Wahrheiten verstehen, sondern die wirkliche und wesentliche Wahrheit, die allgemeine und übersinnliche Wahrheit, welche alle einzelnen Wahrheiten im höchsten Grade in sich enthält; kurz die unendliche Wahrheit, welche nur Gott sein kann. Jede Weisheit, jede Schönheit, jede Güte, jede Vollkommenheit ist in dieser Wahrheit begriffen. Wer sagt: Die Wahrheit, sagt: Das Wesen; und wer sagt: Die höchste Wahrheit, sagt: Das höchste Wesen, das eigentliche Wesen, das unendlich vollkommene Wesen; folglich das durch den Genuß seiner selbst unendlich selige Wesen.

Dieses Wesen ist ganz Verstand und ganz Liebe: seine von ihm unzertrennliche Seligkeit besteht darin, daß es sich kennt und liebt. Eine nothwendige Folge ist, daß die Kenntniß und die Liebe dieses höchsten Wesens die Glückseligkeit eines jeden Wesens bildet, das mit dem Vermögen, zu verstehen und zu lieben, begabt ist.

Ein solches ist nun aber unsere Seele. Die verstandene Wahrheit ist der Gegenstand ihres Verstandes; die genossene Wahrheit ist der Gegenstand ihrer Liebe. Sie sucht nur die Wahrheit; sie strebt nur nach dem Besitze der Wahrheit; das Falsche hat und kann an sich keinen Reiz für sie haben. Wie sollte sie wünschen, das zu kennen und zu lieben, was Nichts ist? Sie verwirft es daher auch; sie verabscheut es. Wenn sie irgend eine Neigung dazu hat, so hält sie es eben aus Täuschung für etwas Wahres. Der Irrthum kann als solcher weder im Gebiete der Kenntnisse, noch im Gebiete der Güter keinem verständigen Wesen gefallen, sei es auch noch so bösartig, verkehrt und

verderbt. Sobald es seinen Irrthum bemerkt, entsagt es nothwendig dem, was es für wahr gehalten, was aber falsch ist; dem, was es für gut gehalten, was aber bös ist. Es gibt da keine Ausnahme.

Die Wahrheit ist also das Gut der Seele; und die höchste Wahrheit ist ihr höchstes Gut. Sie ist glückselig in dem Maße, als sie sie kennt und genießt. Und eben deßhalb, weil sie sie hienieden nicht vollkommen kennen und sich unauflöslich mit ihr vereinigen kann, ist ihre Glückseligkeit in diesem Leben an sich unvollkommen und hinsichtlich ihres Besitzes ungewiß, weil sie sie immer durch ihre Schuld verlieren kann.

Ist sie aber so glücklich, dieses Leben in der Kenntniß und der Liebe der Wahrheit zu schließen, so wird sie im andern Leben dafür damit belohnt, daß sie sie unverhüllt sehen und lieben darf, so weit sie sich dieser Gnade würdig gemacht hat, mit der Gewißheit, sie immer zu genießen. Ihre Freude wird alsdann der Verheißung Jesu Christi gemäß vollkommen sein, und nie wird sie ihr Jemand entreißen. (Joh. 16, 22.)

Wir wollen Alle glückselig sein. Alle unsere Gedanken, alle unsere Wünsche, alle unsere Handlungen streben nach diesem Ziele. Ist die Glückseligkeit nichts Anderes als die Freude, welche der Besitz der Wahrheit, d. h. Gottes erzeugt, nun so wollen wir uns schon jetzt bestreben, ihn zu kennen, zu lieben und zu besitzen. Verachten wir alle eiteln Kenntnisse, welche die Wißbegierde des Geistes unterhalten, ihn aber nicht befriedigen können. Verwerfen wir alle falschen Güter, welche uns keine wahre Freude verursachen können, in unserm Herzen immer eine Leere zurücklassen, wie der Schatten vergehen, und welche wir im Tode für immer verlassen werden. Gehen wir schon in diesem Leben in das unvergängliche Reich der Wahrheit ein; lassen wir sie über uns herrschen, damit wir einst mit ihr herrschen dürfen. Unsere Glückseligkeit wird in dem Augenblicke beginnen, wo wir sie kennen und lieben; sie wird täglich in der Zeit zunehmen, bis sie ihre Vollendung in der Ewigkeit erreicht.

LXXXI.

Warum man die Wahrheit liebt und haßt.

„Man liebt die Wahrheit, wenn sie sich selbst zeigt; man haßt sie, wenn sie uns uns zeigt.“ (Bch. 10. K. 23. N. 34.)

Gott hat uns eine innige Liebe zur Wahrheit eingepflanzt, so daß wir in gar keiner Hinsicht getäuscht werden wollen, selbst dann nicht, wenn wir Andere zu täuschen suchen. Es befindet sich aber zugleich noch eine andere Liebe in uns, welche eben so sehr der Wahrheit als der Ordnung und der Regel widerstrebt. Es ist dieß die verkehrte Selbstliebe, welche eine Folge der mit jeder erschaffenen Natur wesentlich verbundenen Unvollkommenheit ist, und deren Stärke und Unordnung die Erbsünde bedeutend vermehrt hat. Die Wahrheit ist uns lieb, so lange sie nicht unserer Selbstliebe widerspricht. Steht sie aber im Widerspruche mit ihr und ist sie anstößig für sie, so hassen, verwerfen, verleugnen wir sie. Die eine und die andere Liebe bekämpfen sich nun

in unserm Herzen, streiten sich um die Herrschaft über dasselbe und suchen einander beständig zu verbannen. Und dieß ist die Quelle der Widersprüche, die der Mensch in sich findet, und die ihn in Erstaunen setzen; so wie auch die deutliche Erklärung aller der Geheimnisse, die er dem Nachdenken darbietet.

Hat man sich nur mit einiger Aufmerksamkeit geprüft, so mußte man schon gar oft den Gegensatz und den heftigen Widerstreit dieser doppelten Liebe bemerken. Welche Reize hat nicht die Wahrheit für uns, wenn ihr Licht leuchtet und uns nicht verletzt! Aber wie sehr ist sie uns verhaßt, wenn sie die Eigenliebe beleidigt und sich ihren Anmaßungen widersetzt! Woher sie dann auch kommen mag, wenn auch von einem Freunde, so schonend und gelinde sie uns auch vorgetragen werden mag, wenn sie sich auch zur günstigsten Zeit und in der angenehmsten Gestalt zeigt, sie wird übel aufgenommen, und selbst dann, wenn man sich ihr in der Betrachtung unterwirft, ist die erste Regung fast immer diese, sich ihr zu widersetzen.

Die Wahrheit hat das Recht, überall und über Alles zu herrschen. Man anerkennt ihre Herrschaft ohne Schwierigkeit; man unterwirft sich ihr mit Freuden, wenn die Eigenliebe nicht dabei betheiligt ist. Es will aber auch diese Liebe herrschen: sie verlangt, es soll sich Alles unter sie beugen; und sie glaubt gewöhnlich hierin nicht gegen die Rechte der Wahrheit zu verstoßen, weil sie, da sie blind ist, Alles, was ihr schmeichelt, für wahr, für gerecht, für vernünftig hält. Sie verkennt daher in den meisten Fällen die Wahrheit und behandelt sie als Lüge. Wie oft erhebt sie sich nicht aber auch gegen die erkannte Wahrheit und will die Oberhand behalten! Alsdann bringt sie ihr Anblick auf; sie greift sie an, verfolgt sie, erstickt sie und vertilgt sie, so weit es ihr möglich ist. Die Wahrheit, deren Kraft unüberwindlich ist, widersetzt sich Anfangs ihrem Gegner; sie läßt ihre gebieterische Stimme vernehmen; und obwohl sie für den Augenblick weichen muß, weil der verkehrte Wille gegen sie spricht, so hört sie doch nicht auf, ihre Sache zu

vertheidigen, gegen die Ungerechtigkeit Einspruch zu thun und ihre Rechte geltend zu machen, bis sie, gezwungen durch die Hartnäckigkeit der Eigenliebe, endlich schweigt, aber mit dem Vorbehalt, zu einer Zeit zu sprechen, wo sie ihres Triumphes sicher ist.

Daher kommen die grimmigen und beständigen Kämpfe, deren Schauplatz das Herz des Menschen ist; daher die Gemüthsbewegungen, die Gewissensbisse, die Stimmen des Gewissens; daher der unerträgliche Zustand, wo der Schuldige sich selber flieht, alles Nachdenken verbannt, den Anblick des Lichtes fürchtet, das ihn verdammt, und den Spiegel zerbricht, der es ihm darstellt.

Wie aber! ist denn die Wahrheit an sich minder schön, wenn sie uns unsere Irrthümer, unsere Laster und unsere Unordnungen zeigt? Hat sie deßhalb weniger Macht, weniger Recht, uns zu unterjochen? Sind wir unfehlbar? Sind wir vollkommen? Sind wir untadelhaft? Wer soll uns denn zurechtweisen, wer uns tadeln, züchtigen, wenn nicht die Wahrheit? Warum mißbilligen wir

es, daß sie eben die Leidenschaften, eben die Ausschweifungen, die sie uns bei Andern als verwerflich darstellt, auch bei uns verwirft? Wollen wir, die Wahrheit solle zwei Sprachen haben, oder zu einem Jeden nur das sagen, was ihm gefällt, und alle Farben unserer Vorurtheile und unserer Neigungen annehmen? Wenn die Wahrheit nicht mehr unsere Regel ist, sondern wenn wir die ihrige sind, nun dann dürfen wir auch nicht mehr als Geschöpfe voll Irrthümer, voll Lügen, voll Laster und Fehler behandeln; wir müssen uns betragen, wie wenn wir Götter, wie wenn wir unendlich vollkommene Wesen wären. Denn nur in Gott kann die Wahrheit Nichts finden, das nicht alles Lobes würdig ist. Kann dagegen die Wahrheit an uns irgend Etwas billigen, so muß sie noch weit mehr tadeln und verdammen. Und sie soll uns nie theuerer und kostbarer sein als in den Fällen, wo sie uns die wichtigsten Dienste leistet.

Wir lieben sie, wenn sie uns ihren Beifall gibt: allein gerade dann ist sie

gefährlich für uns, nicht durch sich selber, sondern wegen unserer Schwachheit, welche uns der Ehrsucht, dem Stolz, der Versuchung aussetzt, Gott das Lob zu rauben, das ihm für das Gute gebührt, welches in uns ist. Wir sollen sie also alsdann nicht so fast lieben, als vielmehr fürchten. Wenn sie uns aber tadelt, so kann sie nur vortheilhaft und heilsam für uns sein; denn sie will uns nur besser machen, was wir aber nie werden können, wenn wir uns nicht genau so kennen, wie wir sind. Und von wem sonst können wir diese Dienstleistung erwarten als von der Wahrheit? Wir sind zu blind hinsichtlich unser selber, zu geneigt, uns zu schmeicheln und zu täuschen, als daß wir uns durch unsere eigenen Betrachtungen richtig kennen könnten. Wenn es nun unser Ernst ist, diese Kenntniß zu erlangen, die für uns so nothwendig ist, so müssen wir die Wahrheit um ihren Beistand bitten, nur auf sie hören und sie gut aufnehmen, auf welche Weise es ihr auch beliebt, sich uns mitzutheilen.

Die Wahrheit ist nun aber Gott

selber. Er kennt uns vollkommen; er liebt uns; er will uns erlösen und selig machen; und ihm allein stehen dazu alle Mittel zu Gebote. Bitten wir ihn also vor Allem, er möge uns mit seinem innern Lichte erleuchten, uns unsere Fehler zeigen, uns die Kraft geben, ihren Anblick ertragen zu können, so wie die Demuth, um sie anzuerkennen, und den Muth, um sie anzugreifen und zu überwinden. Das Gebet ist die Hauptquelle, woraus wir dieses Licht schöpfen müssen, da wir durch das Gebet unmittelbar mit Gott verkehren; und es ist unmöglich, daß eine Seele, welche dem Gebete eifrig obliegt, dadurch nicht zu einer größern Selbstkenntniß gelange. Schöpfen wir dieses Licht ferner aus der heiligen Schrift und den Erbauungsbüchern. Schöpfen wir es aus den Erinnerungen eines treuen Freundes und besonders eines vom Geiste Gottes beseelten Beichtvaters, dem wir unsere Seele ganz entdecken, damit er uns richtig zu leiten vermöge. Beschwören wir ihn, er möge uns nichts verhehlen, uns in nichts schonen; und schreiben wir

nur unserer Empfindlichkeit die schonende Rücksicht zu, welche ihm die Weisheit und die Vorsicht zum Gesetze gegen uns machen.

LXXXII.

Wo die Seele Gott findet.

„Wo fand ich dich, um dich kennen zu lernen, sonst als in dir oder über mir?“ (Bch. 10. K. 26.)

Was soll der Mensch Gottes suchen, um ihn finden zu können? Durch welche Fähigkeit seiner Seele entdeckt er ihn? Und durch welche andere Fähigkeit genießt er ihn? Dieß sind drei Fragen, die wir genau untersuchen müssen, und an deren richtigen Beantwortung uns äußerst viel gelegen sein soll.

Da wir nach dem heiligen Apostel Paulus in Gott das Leben, die Bewegung und das Sein haben, so sollte man meinen, wir dürften ihn sonst nirgends suchen, als in uns selber. Es ist allerdings wahr, daß wir alsdann in unser eigenes Inneres eingehen, uns selbst ken-

nen zu lernen suchen, über unsere eigene Natur nachdenken müssen. Ebenso wahr ist es, daß uns die Selbstkenntniß zur Kenntniß Gottes führt.

Dessen ungeachtet hat der heilige Augustin Recht, wenn er sagt, daß Gott nicht in uns, sondern in sich selber über uns zu finden ist. Er ist allerdings durch seine Unermeßlichkeit in uns; er ist durch seine unmittelbare Wirksamkeit in uns, ohne welche wir weder bestehen noch thätig sein könnten, er ist durch seine rechtfertigende und actuelle Gnade in uns; denn seine Gnade ist seine übernatürliche Wirksamkeit; und seine Wirksamkeit ist nicht verschieden von ihm selber. Durch seine Unermeßlichkeit ist er aber nur deßhalb in uns, weil wir durch sie in ihm sind. Wir sind weit mehr in der Luft, die wir einathmen, als die Luft in uns ist: mit desto mehr Grund sind wir mehr im unermeßlichen Wesen Gottes, als er in uns ist. Also nicht in uns ist er zu finden als Etwas, das in uns verschlossen ist; in ihm selbst vielmehr finden wir ihn, und finden wir uns selbst.

Ebenso ist seine Wirksamkeit, die uns erhält, die uns befähigt, thätig zu sein, die mit uns thätig ist, inniger in uns als unser eigenes Wesen, und Alles, was in uns vorgeht: sie ist der Grund unsers Bestehens, die Seele unserer Seele, die Grundursache und das Leben unserer Handlungen. Wir sind also auch in dieser Hinsicht weit mehr in Gott, als Gott in uns ist. Dasselbe ist von den übernatürlichen Wirkungen der Gnade sowohl auf den Verstand als auf den Willen zu sagen. In welcher Beziehung wir also Gott auch suchen mögen, wir finden ihn in sich selber und über uns, und zugleich auch uns in ihm und ihn in uns auf eine unaussprechliche Weise.

Durch welches Vermögen aber entdecken wir ihn? Etwa durch das Gedächtniß? Oder durch die Beurtheilungskraft? Oder durch den bloßen Verstand? Ich stehe nicht an, zu sagen, durch den bloßen Verstand, durch diesen reinen Strahl der Vernunft, durch dieses Auge der Seele, das die geistigen Gegenstände erfaßt. Denn der Verstand leitet ja die Beur-

theilungskraft; er stellt die Grundsätze und die allgemeinen und bekannteren Wahrheiten auf, woraus die Beurtheilungskraft die Schlüsse zieht und die besondern und minder bekannten Wahrheiten ableitet.

Der erste Grundsatz, die erste, allgemeinste, bekannteste Wahrheit ist nun aber Gott. Sobald die Vernunft sich ihrer bewußt zu werden beginnt, ist Gott der erste Begriff, den sie wahrnimmt, und zwar nimmt sie ihn unmittelbar und ohne noch darüber nachzudenken, wahr. Und es muß dieser Begriff auch der erste sein, den sie wahrnimmt, da sie ja, wenn ihr der Begriff Gottes fehlte, gar keines moralischen Begriffes fähig wäre. Daher kann sich auch Niemand an den Zeitpunkt erinnern, wo sich ihm der Begriff Gott darbot; so alt und natürlich ist er; so weit geht er allen übrigen geistigen Begriffen voraus, welche an ihm als dem Hauptring der Kette hangen.

Was das Verstandesgedächtniß betrifft, von dem allein hier die Rede sein kann, so ist es klar, daß es, da es nichts

Anderes ist als der Verwahrungsort unserer Begriffe, sie vom Verstande und vom Vermögen, zu urtheilen, bekommen muß.

Daraus schließe ich, daß jedes Kind, in dem der Verstand auch nur einiger Maßen entwickelt ist, den Begriff „Gott" hat, da es auf diesen Begriff seinen ersten Blick richtet und mit ihm das moralisch Gute und Böse zu unterscheiden beginnt. So lange es den Begriff „Gott" nicht hat, ich meine immer den unmittelbaren Begriff, hat es noch keinen Funken von Vernunft: und wenn es ihn auch in einem vorgerückteren Alter nicht hätte, so müßte es zu den Dummköpfen gezählt werden.

Es kann also keine Atheisten geben, welche das Dasein Gottes ernstlich leugnen, oder wirklich daran zweifeln. Denn man bestreitet nie ernstlich die Wahrheit der ersten Begriffe, welche die Grundlage der Vernunft sind; man zieht sie nie ernstlich in Zweifel. Es liegt dieß so wenig im Vermögen des Menschen, als es ihm möglich ist, sich zu enthalten, ver-

nünftig zu sein. Diese Begriffe sind die ersten Grundsätze, auf welche die Urtheile und Schlüsse ruhen; und es steht Niemand, der Vernunft hat, frei, sich zu enthalten, über die Moralität der menschlichen Handlungen zu urtheilen und zu entscheiden.

Ist dem so, was soll man dann von den Anhängern des Atheismus denken? Was sonst, als daß sie ganz verderbte und ganz unredliche Menschen sind? Für die Denkenden unter ihnen ist das Dasein Gottes, gegen welches sie sich erklären, mindestens eben so erwiesen als für diejenigen, welche sich in Gründen erschöpfen, um diese so einleuchtende Wahrheit zu beweisen.

Gott auf eine speculative Weise zu kennen, reicht nicht hin; die Hauptsache ist, ihn zu genießen, d. h. ihn zu lieben, sich zu scheuen, ihn zu beleidigen, seine Freude in der Beobachtung seines Gesetzes zu finden, ein Verlangen nach seinem Besitze zu haben. Dieser Genuß Gottes kommt dem Herzen oder dem Willen zu, welcher die Hauptfähigkeit der

Seele ist. Da aber Gott unendlich rein ist, so muß das Herz, um ihn genießen zu können, rein, d. h. gerade sein, nach dem Guten streben und Abscheu vor dem Bösen haben, das ihm das Gewissen und die Religion als solches zu erkennen geben. Der Genuß Gottes ist zugleich der Grund und der Lohn der Frömmigkeit und der Tugend. Denn Gott selber gibt sich uns zum Genießen, indem er sich innig mit dem Willen vereinigt, ihn durchdringt, ihm eine Liebe über Alles zu ihm einflößt. Immer beginnt e r diese Vereinigung, indem er durch natürliche Beweggründe den Willen ermuntert, ihn zu lieben, oder die eingegossene und übernatürliche Gewohnheit der christlichen Liebe in ihn legt. Wenn der Wille durch seine Treue dem Zuvorkommen Gottes entspricht, so wird sein Genuß und seine Liebe unaufhörlich und zwar bis zum Ende des Lebens vermehrt. Die Vermehrung dieser Liebe ist also schon hienieden ihr Lohn; und sie wird im andern Leben das Maß unserer ewigen Seligkeit sein. Bestreben wir uns also,

unser Herz zu reinigen, es von Allem loszumachen, was dem Genusse Gottes hinderlich sein kann; diesem Genusse, der alle Annehmlichkeit übertrifft, und der uns, wie dem heiligen Augustin, sobald wir einen Begriff von ihm haben, gegen die Dinge der Erde gleichgiltig macht.

LXXXIII.

Wie man die Wahrheit um Rath fragen soll.

„O Wahrheit, derjenige fragt dich um Rath, wie er soll, der weniger beabsichtigt, von dir zu hören, was er will, als zu wollen, was er von dir hört.“ (Bch. 10. K. 26.)

Welch ein schöner Grundsatz! Wer fühlt es nicht, wie richtig und vernünftig er ist? Allein wer führt ihn getreulich aus? Wie selten findet man Jemand!

Wir fragen Gott um Rath und wir bitten ihn, er möge uns die Wahrheit zu erkennen geben, sowohl hinsichtlich dessen, was uns persönlich betrifft, als hinsichtlich der Gegenstände, welche für uns von Wichtigkeit sind. Stellen wir diese Bitte

aber auch auf die rechte Weise? Erforschen wir unser Herz.

Wir bitten Gott, er möge uns zu erkennen geben, was ihm an uns mißfällt, damit wir uns bessern können. Wollen wir es aber wirklich kennen lernen? Werden wir beistimmen, wenn er es uns offenbart? Werden wir es in Ordnung bringen? Macht uns nicht die Eigenliebe gegen uns selber blind? Wir geben wohl im Allgemeinen vor Gott zu, daß wir voll Fehler und Unvollkommenheiten sind: dieses Geständniß kostet uns nicht viel Ueberwindung. Wenn aber eine nähere Beleuchtung stattfinden soll; wenn uns das göttliche Licht diesen und jenen Fehler zeigt, welchen uns unser Stolz bisher verborgen hat, und in welchen wir närrisch verliebt sind; wenn er uns über unsere falschen Tugenden aufklärt und uns zeigt, daß sie wirkliche Laster sind, wenden wir dann die Augen nicht ab? Verwunden uns diese Lichtstrahlen nicht? Fangen wir nicht an, gegen Gott mißtrauisch zu werden und zu glauben, es spreche nicht seine Wahrheit zu uns?

Wir fragen ihn mit einem großen Vorurtheil für uns um Rath, und werden gewiß Alles verwerfen, was dieses Vorurtheil nicht begünstigt. Wir scheinen zu sagen: Ach! Herr, zeige mich mir nicht, wie ich bin, und wie du mich siehst, sondern so, wie ich mich sehe; zeige mir an mir nichts, was mir mißfällt, was mich demüthigt, mich beschämt. Unter dieser Bedingung will ich dir glauben: widrigen Falls sprichst du vergeblich zu mir: ich werde nicht auf dich hören.

Ich nehme sehr wenige wahrhaft aufrichtige Seelen aus, die vom Bewußtsein ihrer Nichtswürdigkeit, ihres Nichts, ihrer Verderbtheit durchdrungen sind; die lieber das Böse als das Gute von sich glauben, behaupte aber von allen übrigen kühn, daß sie mehr oder minder von der Art sind, wie ich gesagt habe; daß es nicht ihr Ernst ist, sich kennen zu lernen, und daß sie von Gott nur das hören wollen, was ihnen schmeichelt.

Oder ist es etwa nicht wahr, daß sie, nachdem sie Gott über sich um Rath gefragt haben, ihre eigenen Einbildungen

für seine Antworten halten, indem sie ihn nach ihrem Willen sprechen lassen und dann fest glauben, er habe zu ihnen gesprochen? Daher kommen so viele Täuschungen, die im geistlichen Leben so häufig sind, und von denen man so schwer zurückkommt. Daher der Eigensinn, die Hartnäckigkeit, das unerschütterliche Festhalten an seiner eigenen Meinung, der Stolz und alle Verkehrtheiten einer falschen Geistlichkeit. Eben für solche Seelen verwandelt sich der Teufel in einen Engel des Lichtes, indem er sie durch ihre eigene Eitelkeit verführt.

Wir wollen Gott gehören; und wir fragen ihn um Rath, welches Leben wir führen, welche Mißbräuche wir abschaffen, welche Tugenden wir ausüben sollen, welche Opfer er von uns verlangt. Wir sind zu Allem bereit; wir communiciren, halten neuntägige Andachten, um seinen Willen zu erfahren; wir wenden uns an die Diener des Herrn. Wer sollte nicht glauben, daß wir aufrichtig handeln und wirklich die Wahrheit suchen?

Während wir aber Gott gehören

wollen, wünschen wir doch zugleich auch uns zu gehören, alle Rechte auf unsere Freiheit zu bewahren, uns auf unsere Weise zu betragen, es in gewissen Dingen mit der Welt zu halten. Darnach nun richten wir unsere Lebensweise ein und sind entschlossen, nicht davon abzuweichen. Verlangt Gott innerlich oder durch seine Diener Etwas von uns, das nicht mit unsern Zwecken übereinstimmt; stört er unsere Lebensweise; fordert er gewisse Opfer, die unserer Weichlichkeit zu schwer fallen, Uebungen, durch die wir gegen unsere Gemüthsart, gegen unsern Eigensinn, unsern eigenen Willen kämpfen sollen, dann verschließen wir das Ohr, wollen es nicht glauben, daß Gott so Etwas von uns verlange; wir verlassen den Beichtvater, der nicht willfährig genug ist; wir verwerfen das Buch, welches uns zu einer Art von Vollkommenheit ermuntert, die mit unserm Stande nicht verträglich ist; und wir wollen die Wahrheit nicht anerkennen, weil sie mit der Frömmigkeit nicht übereinstimmt, wie wir sie uns denken und ausüben wollen.

Wir fragen Gott über unsere Angelegenheiten um Rath; statt aber auf seine Entscheidung darüber zu warten, wozu wir uns entschließen sollen, entschließen wir uns schon vorher und wenden uns erst dann an ihn. Also nicht deßhalb fragen wir ihn um Rath, um zu erfahren, was wir thun sollen, sondern vielmehr, um ihn zu bewegen, daß er uns dem gemäß rathe, was wir zu thun entschlossen sind. Antwortet er nicht nach unsern Absichten, so glaubt man ihm nicht, oder hört gar nicht auf ihn; oder wir lassen ihn in unserer Befangenheit Antworten geben, die nicht von ihm sind.

So verhalten sich, ich wiederhole es, die meisten von denjenigen gegen die Wahrheit, welche sich einbilden, sie seien gute Christen, fromm und selbst geistlich. Ist's da noch zum Verwundern, daß sie sich so vielfach täuschen? Ist es unser Ernst, daß uns die Wahrheit belehre und leite? Nun so beginnen wir damit, daß wir ihr unsern eigenen Geist zu Füßen legen; treten wir zu ihr als Blinde, denen es nicht zukommt, zu unterscheiden und zu

beurtheilen, zumal in unsern eigenen Angelegenheiten. Glauben wir fest, daß wir uns in dem, was unser Heil betrifft, da der Eigenliebe und der Natur so viel daran liegt, uns in dieser Hinsicht zu verführen, unfehlbar täuschen werden, wenn wir ihrem Rathe folgen. Glauben wir ferner, daß sie sich immer in den schönsten Anschein hüllen und oft den Namen und das Ansehen von der Vernunft und der Religion borgen.

Wollen wir daher die Wahrheit über irgend einen Gegenstand sicher kennen lernen, so fassen wir keinen Entschluß, neigen wir uns auf keine Seite hin, sondern bleiben wir in der vollkommensten Gleichgiltigkeit. Es ist das allerdings sehr schwer für eine Seele, die voll Begierden, Abneigungen, Befürchtungen, Hoffnungen, Entwürfen, Einbildungen ist.

Die Regel, welche die Heiligen befolgen, ist im Allgemeinen diese: sie halten hierin das für wahr, was ihren Vorstellungen am Meisten entgegengesetzt ist, und entschließen sich zu dem, was ihren Neigungen am Meisten widerspricht. Sie stützen

sich unter Anderm auf die Worte der Schrift, daß die Gedanken und die Wege Gottes ganz andere sind als die der Menschen. Ihre ganze Aufmerksamkeit beschäftigt sich daher damit, sich selbst zu mißtrauen. Sie sind überzeugt, daß das, was sie tadelt, demüthigt, ihnen widerspricht, die Wahrheit ist, und nicht das, was ihnen schmeichelt, sie aufbläht, mit ihren Neigungen übereinstimmt. Diese Regel ist allerdings streng; allein unsere tiefe Verderbtheit macht sie uns nothwendig.

Bitten wir Gott, er möge uns ihre Befolgung lehren; denn wir selber sind dazu ganz unfähig. Dieß ist die größte Gnade, die er uns verleihen kann; dieß ist das einzige Mittel, um vom Geiste der Wahrheit geleitet zu werden und auf den Wegen Gottes fortzuschreiten.

LXXXIV.

Der Richterstuhl der Wahrheit.

„O Wahrheit, du sitzest überall auf deinem Richterstuhle, um denjenigen zu antworten, welche dich um Rath fragen.“

(Bch. 10. K. 26.)

Wie herrlich und erhaben ist dieß Bild der Wahrheit! Sie sitzt auf einem unermeßlichen Throne und ertheilt allen Geschöpfen Audienz, welche fähig sind, sie um Rath zu fragen; sie antwortet denen, welche sich aus allen Theilen der Welt an sie wenden, zu gleicher Zeit; sie gibt einem Jeden geeignete, deutliche, gewisse, unfehlbare Antworten; und sie verwaltet dieß erhabene Amt ohne Unterbrechung seit dem Ursprung der Zeiten.

Heilige Wahrheit, deine Ohren sind immer geneigt, uns anzuhören, dein Mund ist immer geöffnet, um zu uns zu sprechen: jede Sprache ist dir bekannt; kein Gedanke, selbst nicht der geheimste, entgeht dir: deine Augen lesen selbst in den innersten Gesinnungen des Herzens. Wenn

der Mensch, wo er sich auch befinden mag, seine Pflichten nicht kennt; wenn er im Irrthum ist; wenn er sich verirrt und verloren geht, so kann er dir die Schuld nicht beimessen. Kaum gibt seine Vernunft den ersten Schein von sich; kaum ist er der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens fähig, so ladest du ihn durch einen geheimen Trieb ein, dich um Rath zu fragen, so flößest du ihm Liebe zu dir ein, so machst du ihm begreiflich, daß er nur insofern glücklich sein kann, als er deinen Belehrungen folgt.

Will dich der Ungläubige hören, so lehrst du ihn das Naturgesetz; und beobachtet er dasselbe, so machst du ihn zu höhern Kenntnissen fähig, deren Nothwendigkeit du ihn von ferne einsehen lässest. Will dich der Muhamedaner hören, so deckest du ihm den Betrug seiner Secte auf und bringst ihn auf den Weg der wahren und einzigen Offenbarung. Will dich der Jude hören, so zeigst du ihm Jesum Christum auf jeder Seite des alten Testaments, das er mit Ehrfurcht annimmt. Will dich der Häretiker hören, so zeigst

du ihm die Kirche und ihre unfehlbare Autorität im hellen Lichte; du überzeugst ihn, daß es ohne diese Kirche um den göttlichen Glauben und das Kleinod der geoffenbarten Wahrheiten geschehen ist. Will dich der Schismatiker hören, so erinnerst du ihn an den Ursprung seiner Trennung, und beweisest ihm, daß es durchaus unvernünftig ist, die Einheit der Kirche zu trennen.

Was du für den Glauben thust, das thust du auch für die Frömmigkeit und für die Sitten. Ueberall verdammst du streng den Ungläubigen, welcher die Gottheit angreift oder ihr alle Verehrung versagt; den Widerspenstigen, der sich gegen die rechtmäßige Autorität erhebt; den Ungerechten, der die Gesetze der Gesellschaft verletzt und die Rechte seines Gleichen antastet; den Ausschweifenden, der die Schamhaftigkeit weder in Andern noch in sich selber achtet. Es gibt Niemand, dem du, wessen Standes er auch sei, nicht die heilsamsten persönlichen Lehren für sein Verhalten ertheilest.

Warum gibt es nun unter dem Men-

schengeschlechte so viele Irrthümer, so viele Unordnungen, so viel Gottlosigkeit? Weil man dich nicht um Rath fragt; weil man dir nicht gehorcht; weil man deine Stimme erstickt; weil man dich verachtet; weil man dich haßt; weil man von dir so weit hinweg flieht, als man kann. Gleichwohl sind alle Menschen deine Schüler; alle geben sich dazu an; alle rühmen sich, es zu sein; alle würden es für eine Beleidigung halten, wenn man sie deine Feinde nennete, und doch sind es fast alle.

Licht der verständigen Wesen, wie ist es denn möglich, daß man die Augen gegen deinen Glanz verschließt; daß man nicht in deiner Klarheit wandeln will; daß man dich haßt, dich flieht, und daß man dir die Finsterniß und die Lüge vorzieht? Ach, weil sich der Mensch nicht kennt und sich scheut, sich zu kennen; weil seine Liebe zu sich selber verkehrt, falsch, blind, seinen eigenen Vortheilen zuwider ist; weil er auf seine Leidenschaften hört, die ihn lehren, seine Glückseligkeit in das gegenwärtige Leben zu setzen; die ihn zur Erde hin neigen und seine Blicke vom

Himmel abwenden, wo du wohnst; die ihn an die erschaffenen Gegenstände, an den eiteln Schein, an wesenlose Schatten fesseln; weil er, trunken von einem thörichten Stolze, nur von sich selber abhängen und von Niemand einen Rath, eine Ermahnung annehmen will. Das macht die meisten Menschen verbrecherisch und unglücklich; das stürzt sie in's Verderben, was du auch thun magst, um sie zu retten und ihre Unschuld und ihre Glückseligkeit zu sichern.

Wo aber muß man dich suchen, liebenswürdige Wahrheit? Wo ist dein Richterstuhl? Er ist in allen Herzen; er ist mitten in deinem Herzen: du darfst nur hinein gehen: du darfst nur beim Schweigen deiner Leidenschaften auf mich hören: du wirst mich vernehmen. Was sage ich? Du hast mich schon tausendmal vernommen; du hast mich wider deinen Willen vernommen. Ja gerade jetzt spreche ich zu dir; ich offenbare mich dir; und indem ich mich offenbare, zeige ich dich dir selbst. Allein mein Licht thut dir wehe, weil du dich nicht so sehen willst, wie du bist, und

nicht kennen lernen willst, was du sein solltest.

Weltling, Freigeist, Ungläubiger, wende die Augen zu mir. Ich habe dich noch nicht verlassen. Wenn dir deine Vortheile lieb sind, so leihe meinen heilsamen Rathschlägen das Ohr. Nicht zu meinem Wohle spreche ich zu dir, sondern zu dem deinigen. Ich bedarf deiner nicht: du warst nicht; ich aber war von aller Ewigkeit in mir selber; ich war unendlich selig. Ich bin nicht deinetwegen da; du aber bist durch mich und für mich da. Ich bin dein Licht, deine Regel, dein Weg, dein Anfang, und dein Ende. Ohne mich bist du nur Finsterniß, nur Unordnung; du kannst dich nur verirren und dich für immer um deine Glückseligkeit bringen.

Du willst selbst in den gleichgiltigsten Dingen nicht getäuscht werden. Warum täuschest du dich nun selber hinsichtlich der wichtigsten Gegenstände? Welcher Wissenschaft, welchem Studium du auch obliegest, du suchst die Wahrheit; und wenn du glaubtest, sie nicht finden zu können, so würdest du deine Anstrengung und dein

Nachdenken aufgeben. Warum suchst du nun gerade in der Wissenschaft der Religion und der Sitten, die allein für dich wahrhaft wichtig ist, von der allein dein ewiges Loos abhängt, für die du allein erschaffen bist: warum suchst du in dieser Wissenschaft, mit der sich keine, was Schönheit und Zuverläßigkeit betrifft, vergleichen kann, nicht die Wahrheit? Warum vernachläßigest du es, sie kennen zu lernen, oder sie auszuüben, wenn du sie kennst? O Mensch, du kannst gegen mich nicht gleichgiltig sein, ohne es gegen deine größten Vortheile zu sein; du kannst mein Feind nicht sein, ohne dein eigener zu sein. Was du auch thun magst, du wirst mir nicht schaden; ich werde immer Alles sein, was ich bin; dir selbst aber wirst du schaden; und die Wahrheit, welche deine Glückseligkeit bilden sollte, wird ewig deine Marter sein.

LXXXV.

Diejenigen, welche noch nicht angefangen haben, Gott zu lieben.

„Ich habe dich zu spät geliebt, so alte und so neue Schönheit; ich habe dich zu spät geliebt.“ (Bch. 10. K. 27.)

Man muß es kennen, man muß es erfahren haben, wie liebenswürdig Gott ist, um diesen Ausruf des heiligen Augustin recht verstehen und beurtheilen zu können, wie groß sein Reueschmerz bei dem Gedanken war, daß er so viele Jahre zugebracht, ohne Gott zu lieben. Ach! sprach er zu ihm, du hast mich nur erschaffen, damit ich dich lieben soll, und ich habe mein Herz den Geschöpfen preisgegeben. Ich habe deine höchste, ewige, unwandelbare Schönheit verachtet, um Schönheiten der letzten Ordnung nachzulaufen, Schönheiten, welche der Zeit und der Veränderung unterworfen sind. Wenn sich meine Seele doch nur zu Wesen gehalten hätte, die geistig sind wie sie, so wäre ich weniger strafbar, obwohl immer

schuldig, da ich den Schöpfer um des Geschöpfes, die unermeßliche Quelle um eines kleinen Ausflusses und das Wesen um des Nichts willen verlassen hätte. Aber ich habe Körper geliebt: ich war für eine eitle Oberfläche, für eitle Farben, für verächtliche Verhältnisse eingenommen. Meine Sinne haben mich verführt: ich hielt mich bei groben Wollüsten auf; ich setzte meine Glückseligkeit in sie. Ach! mein Gott, welche Beschämung, welche Demüthigung für mich! ich habe dir ein Stück Koth vorgezogen, ich habe eine thierische Lust der reinen, innigen, unaussprechlichen, göttlichen Freude vorgezogen, welche du in die Seelen gießest. O Himmel! staunet über eine so ungeheuere Verblendung.

Wer von uns hat sich nicht verirrt wie Augustin? Wann sprechen auch wir wie er aus dem Grunde des Herzens: Ach! Herr, ich habe zu spät angefangen, dich zu lieben. Ich hätte dich und nur dich lieben sollen, sobald ich fähig war, dich zu kennen; ich hätte an Liebe zu dir

in jedem Augenblick zunehmen und mich in dieser heiligen Uebung verzehren sollen. Ich fühle und beweine meine Thorheit: sie war äußerst groß, und nie hätte ich Thränen genug, um dir meinen Schmerz darüber zu bezeigen.

Allein unsere Härte ist unserer Blindheit gleich. Wir haben die schönsten Jahre unsers Lebens verloren: sie sind dazu angewendet worden, um Gott zu beleidigen, um unsere Leidenschaften zu befriedigen: und wir fahren fort in dieser Unordnung; wir seufzen nicht darüber; wir fühlen den unermeßlichen Verlust nicht, den wir erlitten; wir thun nichts, um Gott und um uns selbst zu entschädigen. Demüthigen wir uns; werden wir schamroth; weinen wir wenigstens über unsere Unempfindlichkeit. Beschwören wir Gott, er möge uns einen Strahl seiner Schönheit offenbaren und unsern Geist und unser Herz damit durchdringen. Wir haben es nöthig, erleuchtet und erwärmt zu werden. Treten wir also hin zu dieser Sonne der Geister, zu dieser unendlichen Quelle des Lichtes und der Wärme: bitten wir

sie, sie möge unsere Finsterniß zerstreuen, und uns entflammen.

Diese göttliche Sonne erfüllt Alles, sie ist Allem gegenwärtig, sie ist fähig, Alles zu lieben. Allein wir lassen sie nicht auf uns wirken: wir fliehen sie: unsere Leidenschaften setzen Wolken zwischen sie und uns, welche uns ihren Anblick und ihre Wirksamkeit entziehen.

O! welch ein Unglück für ein nach dem Bilde Gottes erschaffenes Wesen, ihn nicht zu lieben! Aber welch noch unvergleichlich größeres Unglück, gegen diesen Mangel an Liebe unempfindlich zu sein! Welch ein über alle Maßen großes Unglück, sich selbst darin zu gefallen, darin leben und sterben zu wollen! In diesem schrecklichen Zustande befinden sich die meisten Menschen. Gott allein ausgenommen, macht Alles auf sie Eindruck, ist Alles für sie wichtig, beschäftigt sie Alles. Sie denken nur an das Gegenwärtige, als wenn ihnen Etwas gegenwärtiger wäre als Gott; sie denken nur an die sinnlichen Güter, als wenn diese Güter nicht Gaben Gottes und Beweggründe

wären, ihn zu lieben; sie denken nur an sich selber, als wenn Gott nicht Alles für sie wäre. Obwohl sie Alles an Gott erinnert, so trennen sie ihn doch von Allem; sie machen ihn davon los und entfernen ihn davon; sie streben nur darnach, ihn zu vergessen, ihn gänzlich aus dem Gesichte zu verlieren, um ungestört alles Uebrige genießen zu können.

Verweilen wir hier einen Augenblick, und gehen wir in uns. Befinden wir uns in dieser verderblichen Täuschung? Fühlen wir die Nothwendigkeit, daraus zu kommen, und unser Aeußerstes deßhalb zu thun? Bedenken wir, daß sie nicht immer dauern, daß sie im Tode verschwinden wird; und daß alsdann die Reue und die ewige Verzweiflung, Gott nicht geliebt zu haben, beginnen werden; alle übrigen Güter werden uns entzogen werden; Gott allein wird uns bleiben; aber zu unserm Unglück. Wir werden die Fähigkeit behalten, ihn zu lieben, und wir werden weder ihn, noch etwas Anderes, noch uns selbst mehr lieben können. Wir werden immer im Innersten nach ihm

streben, und wir werden immer von ihm zurückgestossen werden. Unsere Seele wird von zwei entgegengesetzten Empfindungen zerrissen werden; von dem Verlangen nach dem höchsten Gute: ein natürliches Verlangen, das den Grund unsers Wesens bildet; von dem Hasse gegen eben dieses Gut: ein unnatürlicher Haß, den die Wuth und die Verzweiflung erzeugt: und diese zwei Empfindungen werden, indem sie sich unaufhörlich durch einander verstärken, die unbeschreibliche Qual der ewigen Verdammniß verursachen.

Ja, die Liebe zu Gott, welche erfüllt und befriedigt, wird die Seligkeit der Auserwählten bilden; eben diese Liebe, wird sie getäuscht, verworfen, verabscheut, wird die Marter der Verworfenen bilden. Die weltliche und sinnliche Liebe kann uns eine schwache Vorstellung von dieser Marter geben. So sehr sie uns entzückt, wenn sie genießt, so sehr setzt sie uns in Verzweiflung, wenn sie zurückgewiesen wird, und wenn sie diese gerechte Zurückweisung nur sich selber zuschreiben kann.

Kommen wir diesem so furchtbaren

Unglück zuvor. Fangen wir, obwohl spät, an, zu lieben: Gott ladet uns dazu ein. Es ist noch immer Zeit, das Vergangene wieder gut zu machen; aber die Gegenwart müssen wir benützen. Rührt uns in diesem Augenblick die Gnade, so öffnen wir ihr unser Herz. Lassen wir die Liebe in dasselbe eingehen, und verlangen wir, zu erfahren, wie süß sie ist, nachdem wir sehr viele Jahre in der Sünde zugebracht, um mit Augustin sprechen zu können: Ich habe dich spät geliebt, o mein Gott; doch ich liebe dich und will dich ewig lieben.

LXXXVI.

Diejenigen, welche angefangen haben, Gott zu lieben.

Ich habe eben zu denjenigen gesprochen, welche noch nicht angefangen haben, Gott zu lieben. Sprechen wir nun zu denjenigen, welche, nachdem sie lange in der Sünde, oder in der Zerstreuung, der Lauheit und Gleichgiltigkeit gegen Gott gelebt, sich ihm endlich ergeben haben und mit einem gewissen Grade von Zuversicht

behaupten können, daß sie ihn lieben. Sie Alle sprechen mit dem heiligen Augustin: Ich habe dich spät geliebt, o mein Gott. Sprechen sie aber auch so mit derselben Fülle von Zuneigung, mit derselben Innigkeit des Reueschmerzes, mit derselben Entschlossenheit, alle Augenblicke ihres Lebens der Liebe zu weihen? Es frage sich nun Jeder und lasse sich Gerechtigkeit widerfahren.

Augustin weihte sich nach seiner Bekehrung Gott mit seinem ganzen Herzen; er bestrebte sich, das große Gebot der Liebe, so weit es von ihm abhing, zu erfüllen: er liebte Gott um Gotteswillen, sich nur in Gott und seinem Nächsten mit Rücksicht auf Gott. Um nur Gott allein zu lieben und ihm zu dienen, entsagte er der Welt, seinen Gütern, seinen Freuden, seinen Ehren und den schmeichelhaftesten Hoffnungen. Er weihte Gott seine Talente, seine Studien, seine Nachtwachen, seine unermeßlichen und fortwährenden Arbeiten. Seine einzige Besorgniß war, er sei für eine Wohlthat nicht dankbar genug, deren ganzen Umfang er

erkannte, er könnte seine Seele, wenn auch nur im Mindesten, beflecken, welche die Taufe gereinigt hatte; er entspreche den Gnaden Gottes nicht getreulich genug, und erweise ihm nicht Liebe für Liebe. Nach seiner Taufe lebte er fünfundvierzig Jahre, nicht bloß ohne zurückzuweichen, sondern ohne auch nur einen Augenblick auf dem Wege der Heiligkeit stehen zu bleiben. Wie viele Fortschritte hatte er schon gemacht, als er zehn Jahre nach seiner Bekehrung seine Bekenntnisse schrieb!

Gott hat auch uns unsere Sünden vergeben wie ihm. Unser Herz ist, wie das seinige, gerührt, erweicht, umgewandelt worden. Wir erinnern uns an diesen glücklichen Augenblick mit einer innigen Dankbarkeit. Sind wir von ihm an wie er, ohne uns umzusehen, auf dem Wege der Vollkommenheit fortgeschritten? Sind alle unsere Gedanken, alle unsere Neigungen auf Gott gerichtet gewesen? Haben wir alle Pflichten unsers Standes mit derselben Treue erfüllt? Wenn dem so ist, dann rühmen wir uns demüthig

im Herrn, und danken wir ihm für diese Treue als für eine neue Wohlthat.

Haben wir aber Grund, uns ein so tröstendes Zeugniß zu geben? Gestehen wir es zu unserer Schande: nein. Als wir uns Gott weihten, behielten wir noch einige Verbindungen mit der Welt bei. Ich spreche nicht von gewissen äußern unumgänglich nothwendigen Verhältnissen, die mit der höchsten Heiligkeit verträglich sind. Ich meine gewisse geheime, zwar nicht verdammliche, aber zu natürliche Anhänglichkeiten: Anhänglichkeiten an die Personen; Anhänglichkeiten an die Güter, die Freuden, die Ehren der Welt; gewisse schonende Rücksichten für das, was man Gebräuche, Schicklichkeiten, Denkungsarten der Welt nennt; eine gewisse menschliche Rücksicht, eine kleinmüthige Furcht, die Welt zu beleidigen, uns ihre Ungnade und ihren Tadel zuzuziehen, wenn wir uns zu offen für Gott erklären. Wir sind zurückhaltend und fürchten, zu viel zu thun. Wir vergleichen uns gewisser Maßen mit der Natur und gewähren ihr gar Manches, was ihr zu versagen die Gnade uns

aufmuntert. Unser Herz ist zwischen der Liebe zu Gott und der Eigenliebe getheilt: und diese hat Einfluß bei unserer Andacht und verderbt unsere besten Handlungen.

Wir sind, um Alles mit einem Worte zu sagen, wenigern Lastern unterworfen, aber wir haben mehr Fehler: ja wir sind vielleicht stolzer, weichlicher und empfindlicher, kritischer, launenhafter, eigensinniger, mehr von unserer Stimmung beherrscht, als zu der Zeit, wo wir mit dem Aussatz der Sünde bedeckt waren. Vielleicht ist der Hochmuth des Geistes an die Stelle der Verderbtheit des Herzens getreten; vielleicht sind feinere und gefährlichere Laster auf grobe Laster gefolgt. Es ist wirklich nichts Seltenes, daß man in der aus Schwachheit begangenen Sünde demüthiger ist als in der mit einem gewissen Wohlgefallen ausgeübten Tugend, wo man geneigt ist, das Gute, das man gethan, sich selbst zuzuschreiben. Die falsche Gerechtigkeit, die pharisäische Gerechtigkeit ist gewöhnlicher, als man glaubt. Wie viele Fromme

rühmen sich ihrer guten Werke, sorgen dafür, daß sie nicht unbekannt bleiben, ziehen sich insgeheim und manchmal offen genug Andern vor und danken Gott, wie der Pharisäer im Evangelium, daß sie nicht sind, wie andere Leute! Und bei Alle dem bildet man sich ein, man liebe Gott, während man doch nur sich selber liebt.

Beurtheilen wir unsere Liebe zu Gott nicht nach einer gewissen zur Gewohnheit gewordenen Andacht und nach den äußern Uebungen: dieser Maßstab ist verdächtig und führt Viele irre. Beurtheilen wir nach der festen Entschlossenheit unsers Willens, nach der Unwandelbarkeit unserer Gesinnungen, nach der Verachtung und dem Hasse gegen uns selber, nach dem Muthe, womit wir in Allem gegen die Eigenliebe kämpfen, unsere Leidenschaften abtödten, der Natur Alles versagen.

Wenn wir die Zurückgezogenheit, das Stillschweigen, die Sammlung, das Gebet lieben; wenn wir in der Gegenwart Gottes wandeln; wenn wir unsere Beweggründe immer mehr läutern; wenn

wir die Fehler des Nächsten mit Geduld ertragen, und dabei bestrebt sind, daß er durch die unsrigen nicht zu leiden habe; wenn uns der Anblick unserer Armseligkeit demüthigt, ohne uns muthlos zu machen, ja ohne uns zu befremden; was soll ich noch sagen? wenn wir nicht für uns selber, sondern für Gott heilig zu sein verlangen; wenn wir uns vergessen, um nur an ihn zu denken; wenn wir unserm eigenen Urtheile, unserm eigenen Willen abzusterben suchen, dann können wir glauben, daß wir Gott lieben und von ihm geliebt werden. Diese Zeichen sind nicht zweideutig. Bei wie vielen Christen, bei wie vielen Priestern, bei wie vielen Ordensleuten sind sie aber zu finden? Sind ihrer recht Viele, die eben so wahr sprechen können, wie der heilige Augustin: Ich habe dich spät geliebt, o mein Gott; aber ich liebe dich, und ich bestrebe mich, dich immer mehr zu lieben!

LXXXVII.

Mit welchen Gesinnungen man zu Gott zurückkehren soll.

„Siehe, ich zeige dir meine Wunden: du bist der Arzt, ich bin der Kranke; du bist voll Erbarmung, ich bin voll Elend." (Bch. 10. K. 28.)

An wen sonst wird sich eine ganz mit Wunden bedeckte Seele wenden als an den, der die Macht und den Willen hat, sie zu heilen? Wer ist der Arzt der Seelen, wenn es Gott nicht ist? Gibt es, kann es einen Andern geben? Unsere Seele verwundet das, was ihn beleidigt; und nur dem Beleidigten kommt es zu, die Beleidigung zu vergeben. Warum nehmen wir also in unsern Uebeln nicht zu ihm mit Vertrauen Zuflucht? Wir sind elend; aber er ist die Barmherzigkeit selber. Woran soll die Barmherzigkeit sonst ausgeübt werden als an dem Elende, das eben ihr Gegenstand ist? Was uns von Gott zurückhält, ja uns von ihm entfernt, das ist der Stolz; unsere andern Uebel wären unbedeutend ohne

dieses. Der Stolz ist's, der sie hauptsächlich bösartig macht; der Stolz ist's, der ihre Heilung verhindert, weil er es nicht zuläßt, daß wir sie erkennen und zu erkennen geben.

Der Sünder, den seine Wunden in Schrecken setzen, der ihre ganze Tiefe und ihre ganze Gefahr sieht, der sie demüthig vor Gott zu erkennen gibt und ihn mit einem festen Glauben um ihre Heilung bittet, ist schon geheilt, oder wird es bald werden. Denn da er sein Uebel fühlt, so hört er auf, es zu lieben; ja er beginnt, es zu verabscheuen, sich davor zu entsetzen. Da er die ganze Gefahr desselben kennt, so fürchtet er die göttliche Gerechtigkeit und ihre Rache; das ewige Unheil, das, sollte er in diesem Zustande sterben, seiner wartet, erfüllt ihn mit Angst. Daß er seine Wunden Gott demüthig aufdeckt, so ist er bereit, sie dem von Gott aufgestellten Diener zu bekennen, damit er das Heilmittel anwende. Da er mit Vertrauen um ihre Heilung bittet, so will er diese Heilung, er hofft sie, er erwartet sie von der Güte Got-

tes; er liebt Gott wegen dieser Güte und unendlichen Erbarmung, er fühlt einen wirklichen Reueschmerz, ihm mißfallen zu haben, und ist entschlossen, ihn von nun an nicht mehr zu beleidigen. Wenn diese Gesinnungen an sich nicht hinreichend sind, um die Sünde zu sühnen, so ist es doch gewiß, das sie ihn fähig machen, die Guade der Rechtfertigung im Sacrament der Buße empfangen zu können.

O ihr, die ihr dieses leset, und euch vielleicht versucht fühlet, beim Anblicke der Menge und Größe euerer Sünden zu verzweifeln; die ihr zu euch selbst sprechet: Nein, nie wird mir Gott vergeben, ich habe mich zu sehr an ihm versündigt: ihr füget seiner Güte eine Beleidigung zu; ihr erlieget der gefährlichsten Versuchung des Teufels; ihr entziehet euch jede Hilfsquelle, und ihr vollendet euere Verwerfung. Macht nicht der Stolz euer Uebel unheilbar, so ist es nicht unheilbar.

Thuet also das, wozu euch der heilige Augustin ermuntert. Leget euere Seele vor Gott dar; der Anblick euerer Wunden kann ihm nur Mitleid einflößen.

Sprechet zu ihm: Siehe, Herr, den Zustand, in den ich gekommen bin, weil ich mich von dir entfernt und meine Leidenschaften zu Führern genommen habe. Meines Theils bin ich rettungslos verloren; du aber bist gütig, bist mächtig genug, um mich zu retten. Siehe, ich bin im Schlamme versunken; und je mehr ich mich bemühe, mir selber wieder heraus zu helfen, um so tiefer sinke ich hinein. Reiche mir die Hand, Herr, und befreie mich: nur dir allein will ich meine Rettung zuschreiben. Ja, ich hoffe auf deine Erbarmung; je größer meine Uebel sind, desto fester glaube ich, daß sie dich rühren. Du kannst mich verdammen und bestrafen; ich habe es verdient: und hättest du es gewollt, so wäre ich schon längst in der Hölle. Doch nimmermehr wird eine Seele verloren gehen, die ihre Zuflucht zu dir nimmt, die ihr ganzes Vertrauen auf dich setzt: du wirst es nicht zulassen.

Sünder, flößt dir Gott solche Gedanken ein, so danke seiner Güte. Hörst du auf sie, folgst du ihnen, ohne zu schwan-

ken, so ist deine Rettung nahe, sie ist gesichert. Siehst du nicht, daß diese heilsamen Gedanken nicht aus dir gekommen sind? Sie entstehen zwar in deinem Herzen; aber dein Herz erzeugt sie nicht; es hängt nicht von ihm ab, sie sich zu geben. Sie kommen eben so wenig vom Teufel, der dein Verderben will und dich nur in einer falschen Sicherheit einschläfern oder zur schrecklichen Verzweiflung bringen kann. Gott also ist ihr Urheber: sie sind eine Wirkung seiner Gnade: seine Stimme spricht in deinem Herzen; sein Licht zeigt dir die Gefahr deiner Seele; er rührt, er bewegt dich, er ladet dich ein, zu ihm zurückzukehren: zieht er dich aber, treibt er dich an, so beweist er damit, daß er dich aufnehmen will; thut er die ersten Schritte, so hat er den ernsten Willen, dir zu vergeben. So sehr du dich auch an ihm versündigt hast, er liebt dich dennoch, da er dir seine Gnade anbietet und sonst nichts von dir verlangt, als daß du ihn mit dem Bekenntnisse um sie bittest, daß du sie nicht verdienst. Ist dieß Bekenntniß nicht billig? Kann es

dir schwer fallen? Kann Gott weniger von dir verlangen? Willst du, daß er dir vergebe, ohne daß du deine Fehler erkannt und verabscheut hast? Das darf nicht geschehen; das wird nicht geschehen.

Nahe dich also mit Demuth dem Richterstuhle der Erbarmung. Die Scham bedecke dein Angesicht, und gestatte dir nicht, die Augen zu erheben. Schlag an deine Brust, wie der Publican; schlag an dieß Herz, die Quelle aller deiner Sünden. Da bin ich, der Schuldbeladene, Herr; aber ich bekenne, ich demüthige mich; ich bereue. Sprich dann mit demselben Publican: Gott sei mir Sünder gnädig! (Luk. 18, 13.) Ich kann dir nur Missethaten zeigen: Jesus aber, dein Sohn und mein Erlöser, zeigt dir sein Blut zu ihrer Tilgung. Er hat dieß Blut für mich am Kreuze vergossen; er hat es dir für mich dargebracht: gieße nur einen Tropfen davon auf meine Seele, so ist sie gereinigt. Siehest du nur mich an, mein Gott, so siehst du nichts in mir, das nicht deine Gerechtigkeit herausfordert und deinen Zorn reizt.

Siehest du aber Jesum Christum an, der dich um Vergebung für mich bittet, der dich im Namen des großen Opfers darum bittet, das er zu deiner Verherrlichung vollbracht hat: mußt du dich nicht erbitten lassen? Ach! wie leicht ist es, Gnade zu erlangen, wenn man mit einem aufrichtigen Schmerz wegen seiner Sünden vor Gott erscheint und Jesum Christum mit unbedingtem Vertrauen beschwört, er möge seine allmächtige Vermittelung für uns anwenden! Wenn dieß Versöhnungsmittel unserer Religion fehlte, dann, darf ich sagen, wäre sie unvollkommen: und dann würde sie in Verzweiflung setzen. Muß man aber nicht ihrer Göttlichkeit huldigen, muß man sie nicht lieben, wenn man in der Vergebung der Sünden die wunderbare Uebereinstimmung der unendlichen Güte Gottes mit den strengen Rechten seiner Gerechtigkeit betrachtet?

LXXXVIII.

Die Demuth und die Nothwendigkeit der Gnade.

„Gib mir, was du gebietest; und gebiete mir, was du willst.“ (Bch. 10. K. 29.)

Dieß kurze und schöne Gebet, das die ganze Lehre des Evangeliums über die Demuth und die Gnade enthält, wäre dem heiligen Augustin nicht in den Sinn gekommen, wenn er nicht innig überzeugt gewesen wäre, daß der Mensch in der Ordnung des Heils schlechterdings Nichts vermag, ja nicht einmal ein rechtes Verlangen haben kann, daß er aber mit dem Beistande Gottes zu Allem fähig ist. Eben diese große Wahrheit von dem gänzlichen Unvermögen des Geschöpfes hinsichtlich des übernatürlich Guten und von der Nothwendigkeit der Gnade vertheidigte er gegen die Pelagianer so kräftig und so siegreich. In einer von seinen Schriften bemerkt er, er habe sie zum Voraus durch die Worte widerlegt: Herr, gib mir, was du gebietest, und gebiete, was du willst.

Wir kennen das Wesen der Demuth so wenig, daß wir nicht einmal begreifen können, wie es dem Menschen möglich ist, sich selbst zu verachten und zu hassen. Es fällt uns schwer, dieß Gebot des Evangeliums mit dem in Einklang zu bringen, was uns die Schrift sonst von der innern Güte des Menschen, von seiner Würde, seinem Gleichnisse mit Gott lehrt. Wie kann man verachten, was Gott selbst für gut gehalten hat? Wie kann man hassen, was nach seinem Bilde gemacht ist? Nun, es wird uns ja nicht geboten, das Werk Gottes in uns zu verachten und zu hassen, sondern unser Werk, sondern die Sünde und die Folgen der Sünde, überhaupt Alles, was von uns selber kommt, sowie die dem Geschöpfe anklebende Unvollkommenheit. Betrachten wir also den Menschen in zwei Hinsichten. Was von Gott in ihm ist, verdient unsere ganze Achtung, unsere ganze Liebe, und soll uns edle und erhabene Empfindungen einflößen. Was aber vom Menschen im Menschen ist, das ist nur der Verachtung und des Hasses würdig,

und kann uns nur zur Demuth auf- fordern.

Ist der nicht wirklich in den Augen Gottes, und, wenn er sich Gerechtigkeit widerfahren läßt, folglich auch in seinen eigenen Augen verächtlich und hassens- werth, der wegen der Verderbtheit seiner Natur zum Bösen geneigt ist, dem Guten widerstrebt und keines Gedankens, keiner Empfindung, keiner Handlung fähig ist, die ihn seinem Endziele zuführt? Je er- habener dieses Ziel, desto beklagenswerther ist auch das Unvermögen, ich sage nicht, es zu erreichen, sondern nur nach ihm zu streben und nach ihm streben zu wollen.

Von dieser Art ist nun aber der Mensch seit der Sünde Adams. Diese Sünde hat seiner Seele tiefe Wunden geschlagen, welche Gott allein heilen kann. Sie hat die Finsterniß der Unwissenheit und die böse Neigung der Fleischeslust in den Menschen gebracht. Sie hat fer- ner seinen freien Willen so sehr geschwächt, daß ihm keine Kraft mehr übrig bleibt, um das übernatürliche Gute zu thun, und sehr wenig, um das Böse zu ver-

meiden: vergebens erleuchtet ihn das Gesetz über das, was ihm geboten oder verboten ist; das Gebot an sich dient nur dazu, ihn schuldiger zu machen, weil es ihn zum Uebertreter macht. Und eben in diesem Sinne tödtet ihn der Buchstabe, weil er, indem er sich auf den bloßen Befehl und auf das bloße Verbot beschränkt, ihm durch sich selber kein Mittel darbietet, um das thun zu können, was er ihm einschärft. Dazu kommt, daß das Verbot die Begierde nur noch mehr erregt, welche um so begieriger nach dem verbotenen Gegenstande strebt. Dieß ist eine so ausgemachte Wahrheit, daß sie selbst von den Heiden zugegeben wurde. Wir streben, sagt einer von ihnen (Ovid), immer nach dem Verbotenen, und die Verweigerung erzeugt in uns das Verlangen.

Daher die unerläßliche Nothwendigkeit der Gnade, um nicht bloß das übernatürlich Gute thun zu können, sondern auch um es thun zu wollen, ja um nur daran zu denken. Wenn uns Gott nicht durch seine Gnade gibt, was er uns ge-

bietet, so werden wir es nie thun. Er will, daß ich an ihn glaube, daß ich auf ihn hoffe, daß ich ihn liebe: ich werde weder den Glauben noch die Hoffnung noch die Liebe haben, wenn er diese Tugenden nicht in mich legt. Aber kann ich mich denn nicht durch meine eigenen Bemühungen zu ihrem Empfange befähigen. Nein: die Gnade muß mich vorbereiten; und jede Befähigung, die nahe wie die entfernte, kann nur von ihr kommen. Kann ich nicht wenigstens um sie bitten? Durchaus nicht: ich vermag ohne die Gnade des Gebets nicht zu beten. Noch mehr: ich kann ohne ein übernatürliches Licht, ohne eine Gnade, die meinen Verstand erleuchtet, diese Tugenden und daß ich sie nöthig habe, nicht einmal kennen. Mit einem Worte, die Gnade geht jedem Verdienste voraus: sie beginnt das Werk des Heiles in uus, sie setzt es fort und vollendet es.

Auf die innige Ueberzeugung von diesen zwei Wahrheiten ist nun die christliche Demuth gegründet. Wenn man bedenkt, daß man durch die Erbsünde als

ein der ewigen Verdammniß würdiges Kind des Zornes geboren wird, daß man sich von dieser Sünde nicht wieder erheben, diesen Flecken nicht tilgen, noch weniger die persönlichen Sünden, welche man hinzufügt, sühnen kann; daß man eine heftige Neigung zum Bösen hat, die sich schon in der zartesten Jugend offenbart; daß man aus eigener Kraft keiner Versuchung widerstehen kann, sondern beim ersten Angriffe schon überwunden wird; daß das Gute, welches etwa manchmal dem Geiste gefällt, dem Willen zuwider ist, und daß er an sich selber zu schwach ist, um es zu wählen: wie sollte man nicht demüthig von sich denken? wie sollte man sich nicht genöthigt fühlen, sich zu hassen und sich selbst zu verleugnen?

Wenn dann der Christ bedenkt, daß ihn Gott durch eine ganz unverdiente Gnade von der Erbsünde frei gemacht, durch die Taufe geheiligt und in seine ersten Rechte wieder eingesetzt hat; daß er ihm seine wirklichen Sünden im Sacrament der Buße vergibt, so oft er seine

Zuflucht zu ihm nimmt; daß er ihm in jedem Augenblicke die Gnaden gibt oder anbietet, welche er nöthig hat, um das Gute thun und das Böse meiden zu können, besonders aber die Gnade des Gebetes, an welche alle übrigen geknüpft sind; wenn er in seinem Geiste diese lange Reihe von innern sowohl als äußern Gnaden durchgeht, die ihm schon in der Kindheit zuvorgekommen sind; und wenn er bedenkt, daß Gott sie ihm aus reiner Güte gegeben hat, während er sie aus Gerechtigkeit so vielen Andern, welche einen bessern Gebrauch davon machen würden, versagt: wie sollte er nicht von Dankbarkeit durchdrungen sein?

Wenn er aber dann in sich selbst hinein sieht und an den geringen Gewinn denkt, welchen er aus so vielen Gnaden geschöpft, an den förmlichen Mißbrauch, den er damit gemacht, an den Widerstand, womit er sich so oft der Stimme Gottes widersetzt, an die Sacramente, die er vernachläßigt oder entweiht, an so viele Sünden aller Art, deren er sich schuldig gemacht hat, an den Stolz, die Auflehn=

ung, die Verstocktheit, die Verachtung gegen Gott, an den unverschämten Eigendünkel, womit diese Sünden verbunden waren: welche Ursache hat er dann nicht, sich zu demüthigen, und wie sehr muß er sich nicht zugleich gedrungen fühlen, Gott zu preisen und ihm zu danken, der ihm noch die Mittel läßt, alle diese Schulden durch die Buße zu tilgen!

LXXXIX.

Man soll Alles mit Rücksicht auf Gott lieben.

„Man liebt dich nicht, wie man soll, wenn man noch Etwas außer dir liebt, das man nicht um deinetwillen liebt.“ (Bch. 10. K. 29.)

Gott ist der Mittelpunkt, nach dem Alles streben soll, wie er der Anfang ist, von dem Alles ausgeht. In diesem allgemeinen Streben aller erschaffenen Dinge nach Gott besteht die Ordnung: und was sich nicht auf Gott bezieht, das weicht von der Ordnung ab. Gibt es aber irgend Etwas, das insbesondere auf Gott bezogen werden muß, so sind dieß

unsere Zuneigungen, so ist dieß unser Herz. Gott verbietet uns nicht, nein, er gebietet uns sogar, viele Dinge außer ihm zu lieben. Denn er will, daß wir ihn selbst lieben sollen; er will, daß wir den Nächsten lieben sollen, womit das ganze Menschengeschlecht gemeint ist. Wir sollen Alles, was er liebt, so lieben, wie er es liebt: und nach der Schrift haßt Gott nichts von dem, was er gemacht hat. Er haßt nur die Sünde; und die Sünde ist nicht sein Werk.

Gleichwie aber Gott Alles nur in Bezug auf sich liebt, oder vielmehr da er nur sich allein in Allem liebt, was er liebt, weil das Geschöpf, das durch sich selber Nichts ist, sonst nichts Liebenswürdiges hat, als das, was ihm Gott mitgetheilt, so will er auch, daß der Mensch, der nach seinem Bilde erschaffen ist, in seine Zuneigungen dieselbe Ordnung bringe, die in dem seinigen herrscht. Und eben dadurch sollen wir hauptsächlich Gott gleichen; hierin besteht unsere moralische Güte. Denn unsere wohl oder übel geordnete Liebe, sagt der heilige Augustin,

macht unsere Sitten gut oder bös; und unsere Liebe darf sich nur nach Gott selber richten.

Unsere erste Regel muß also sein, Gott über Alles zu lieben und der unendlichen Liebe, die er zu sich selber hat, so nahe als möglich zu kommen. Aus dieser Regel fließt die zweite, welche uns verpflichtet, unsere ganze übrige Liebe auf Gott zu beziehen, d. h. außer Gott Alles nur seinetwegen und mit Rücksicht auf ihn zu lieben, so daß, wenn Gott bei irgend einer unserer Zuneigungen unberücksichtigt bleibt, diese Zuneigung höchstens nur moralisch gut und, wenn er davon ausgeschlossen wird, geradezu bös ist.

Diese zwei Regeln begreifen Alles in sich; und unsere Vollkommenheit ist an ihre strenge Beobachtung gebunden. Wenn ich sage, unsere Vollkommenheit, so meine ich auch unsere Seligkeit, selbst die gegenwärtige und wirkliche, so weit wir ihrer in diesem Leben fähig sind; denn es ist ein sicherer Grundsatz, daß das, was zu unserer Vollkommenheit beiträgt, eben dadurch auch zu unserer Seligkeit beiträgt.

Es ist also offenbar, daß man Gott nicht so sehr liebt, als man ihn lieben soll, wenn man außer ihm irgend Etwas liebt, das man nicht um seinetwillen liebt. Der Grund ist, weil man dann Gott nicht so liebt, wie er sich selber liebt; denn Gott liebt sich auf diese Weise, daß er Alles, was er außer sich liebt, nur um seinetwillen liebt; und er würde sich nicht unendlich lieben, er wäre nicht Gott, wenn er sich anders lieben könnte. Unsere Liebe muß nun aber eben so beschaffen sein wie die seinige: nur nicht unendlich soll sie sein; denn das ist unmöglich, aber nur auf Gott gerichtet soll sie sein, so daß sie zugleich auch der Grund und das Ziel aller unserer übrigen Zuneigungen ist.

Da sich also Gott erstens seiner selbst und seiner unendlichen Vollkommenheiten wegen liebt, so sollen wir ihn einzig seinetwegen lieben und aus ihm die Beweggründe unserer Liebe schöpfen. Diese Liebe, welche viele Stufen hat, ist die christliche Liebe, ohne welche es kein Heil gibt. Zweitens, da Gott in Allem,

was er außer sich liebt, eigentlich nur sich selber liebt, so muß sich die Liebe, welche wir zu Gott haben, auch auf Alles das erstrecken, was wir außer Gott lieben; diese Liebe muß der Beweggrund, die Richtschnur, der Zweck unserer ganzen übrigen Liebe sein.

Und um mit uns selbst zu beginnen, so muß sich die Liebe zu unserem Leibe und zu Allem, was sich auf diesen Leib bezieht, auf die Liebe zu unserer Seele, und die Liebe zu unserer Seele auf unsere Liebe zu Gott beziehen, so daß wir unsere Seele lieben, weil wir Gott lieben, eben so, wie Gott sie liebt, in denselben Absichten und zu denselben Zwecken, wie Gott sie liebt.

Haben wir dieß bisher recht begriffen? Und sehen wir es jetzt ein, welch ein Ungeheuer die Eigenliebe ist, diese Liebe zu uns selbst, die Alles auf uns, auf unsere Vortheile bezieht, und in wie vielen Fällen diese Liebe nicht bloß der Vollkommenheit, sondern auch dem Wesen der Liebe zu Gott entgegengesetzt ist? Sehen wir es ein, daß die Eigenliebe

die Quelle aller unserer Leidenschaften, aller unserer Unordnungen, aller unserer Sünden, die einzige Ursache unsers ewigen Verderbens ist?

Wenn die Liebe zu uns selbst wohl geordnet ist, so wird die Liebe zum Nächsten es nothwendig auch sein: d. h. wenn wir unsere Liebe zu uns selbst auf Gott beziehen, so folgt daraus, daß wir auch unsere Liebe zum Nächsten auf ihn beziehen. Denn jede Unordnung unserer Liebe zum Nächsten entspringt nur aus einer von diesen zwei Ursachen: entweder daraus, daß wir ihn mit Rücksicht auf uns selbst, ohne Beziehung auf Gott, oder gar mit Ausschließung der Beziehung auf Gott lieben: und dann lieben wir ihn auf die unrechte Weise; oder wir lieben ihn wenigstens mit einer bloß natürlichen Liebe, welche mit dem Gebote, das uns Gott gibt, den Nächsten zu lieben, nichts gemein hat; oder daraus, daß die Liebe zu uns selbst ein Hinderniß gegen die Liebe bildet, welche wir zum Nächsten haben sollen: und dann wollen wir ihm übel und suchen ihm zu schaden. Die

Eigenliebe ist also nicht minder ein Feind der Liebe zum Nächsten als der Liebe zu Gott: und sobald wir Gott lieben, wie wir sollen, wird die Eigenliebe weder der erlaubten Liebe zu uns selber, noch der Liebe zum Nächsten im Wege stehen.

Diese Wahrheit ist, wenn man sie recht beherzigt, gewiß eben so geeignet, uns zu belehren als uns zu beschämen: ich liebe Gott nicht genug, wenn ich außer ihm Etwas liebe, das ich nicht um seinetwillen liebe. Ist das unzweifelhaft, was soll ich dann von meiner Liebe zu Gott denken? Sind alle meine Zuneigungen, sowohl die zu mir als die zu meines Gleichen, auf Gott gerichtet? beziehen sie sich auf Gott? billigt sie Gott? ertheilt er ihnen seinen Beifall? hat Alles, was in meinem Herzen vorgeht, meine gewöhnliche Stimmung, meine Vorsätze, meine freien Handlungen, kurz mein ganzes Verhalten Gott und die Liebe zu ihm zum Beweggrund, zur Richtschnur zum Ziele? Wenn dieß der Fall ist, dann bestrebe ich mich, alle meine Liebe in der Liebe zu Gott zu vereinigen, dann bin ich auf dem

Wege des Heils und der Heiligkeit. Sehe ich dagegen viele Neigungen in mir, die nicht auf Gott gerichtet, oder gar der Liebe zu ihm entgegengesetzt sind, dann bin ich auf dem Wege der Unvollkommenheit, und vielleicht der Verdammniß.

Ich bemerke zum Schlusse, daß der heilige Augustin nicht sagt: Man liebt dich nicht, sondern: Man liebt dich nicht genug. Nicht jede Liebe, die sich nicht auf Gott bezieht, ist sträflich, sofern sie diese Beziehung nicht ausschließt. Sie ist dann eben nur eine moralisch gute Liebe, in der nichts Uebernatürliches ist, die Gott zwar nicht belohnen, aber auch nicht bestrafen wird. Es ist keine Pflicht bei Strafe der Sünde, alle seine Handlungen aus dem Beweggrund der christlichen Liebe auf Gott zu beziehen; es ist nur ein Punct der Vollkommenheit, zu dem man die Gläubigen ermahnt. Die entgegengesetzte Behauptung ist ein von der Kirche verworfener Irrthum. Es ist nicht einmal Pflicht, in der Gewohnheit der christlichen Liebe zu handeln: es wären ja dann alle Handlungen der Ungläu-

digen und der Christen, welche nicht im Stand der Gnade sind, lauter Sünden, was die Kirche gleichfalls verworfen hat.

XC.

Man soll die Nahrungsmittel als Arzneimittel zu sich nehmen.

„Du hast mich gelehrt, daß ich die Nahrungsmittel als Arzneimittel zu mir nehmen soll.“ (Bch. 10. K. 41. N. 44.)

Wenn es für ein verständiges und unsterbliches Wesen demüthigend ist, mit einem vergänglichen Leibe vereinigt zu sein, so ist es noch demüthigender dafür, den Bedürfnissen dieses Leibes unterworfen zu sein, und in seinen geistigsten Wirkungen von ihm abzuhängen. In diesem Zustande befindet sich die menschliche Seele. Sie muß für ihren Leib sorgen, ihn nähren, ihm Alles liefern, was er nöthig hat: und wenn sie nicht für ihn sorgt, so empfindet sie ein Ungemach, eine Qual, einen Schmerz, wodurch sie außer Stand gesetzt wird, den ihr eigenthümlichen Verrichtungen nachzukommen.

Doch diese Abhängigkeit hat ihre Schranken und ihre Regeln. Die Seele muß immer die Herrin bleiben, den Leib in der Unterwürfigkeit erhalten, und darf ihm nur das Nothwendige gewähren: d. h. sie soll die Begierden, welche sie wegen des Leibes fühlt, mäßigen und manchmal unterdrücken, und sie darf sie nur in den von der Vernunft und dem Gesetze Gottes vorgeschriebenen Grenzen befriedigen. Widrigen Falls macht sie sich schuldig, wird die Sclavin ihres Leibes und entwürdigt sich zum Zustand der Thiere herab.

Um hier nur von der Nahrung zu reden, so erinnert der Hunger die Seele an das Bedürfniß. Der Hunger ist ein Schmerz, die Nahrungsmittel sind die Arznei, die ihn stillt. Beim gewöhnlichen Zustand des Leibes soll man also nur essen, wenn man durch den Hunger an sein Bedürfniß erinnert wird, und nur so viel, als zur Stillung dieses Hungers nothwendig ist. Dasselbe ist vom Durst zu sagen. Das ist die Regel; das sind die von der Vernunft für das Essen und Trinken bezeichneten Grenzen. Weise Beob-

achtungen haben die Verschiedenheit der Mahlzeiten und der Menge der Nahrung nach dem Clima, dem Alter, der Arbeit, den Kräften und dem Gesundheitszustand des Leibes bestimmt, so daß man ihm gibt, was nothwendig ist, um ihn zu erhalten und zu befähigen, die Seele in der Ausübung ihrer Pflichten zu unterstützen, mehr aber nicht.

Mit welcher Strenge erforscht sich der heilige Augustin in diesem Puncte! Er fürchtet, in der Menge zu weit zu gehen, und es beunruhigt ihn, daß er kein festgesetztes Maß und kein Mittel, es festzusetzen, sieht. Er fürchtet, die Lust, zu essen, möge ihn über das Bedürfniß hinausführen, weil die Begierde nicht weiß, wo die Nothwendigkeit aufhört. Er fürchtet, sich an die natürliche Neigung, welche man fühlt, die Eßlust zu befriedigen, zu kehren. Er kann sich über das Alles nicht beruhigen.

Wie war gleichwohl sein Tisch beschaffen? Possidius, sein Freund und Tischgenosse, lehrt uns, daß er nur von Kräutern und Gemüse lebte, daß Fleischspeisen nur für die Gäste aufgetragen wurden,

daß er wegen seines schwachen Magens etwas Wein trank. Das war die Nahrung dieses großen Bischofs, dieses Mannes, dessen Leben für die Kirche so kostbar, der, theils im Amte, theils im Studium, unausgesetzt thätig war. Er bändigte ferner sein Fleisch durch häufiges Fasten, und derselbe Possidius erzählt, daß er oft ganze Tage nüchtern zubrachte, indem er seinem Volke Audienz ertheilte.

Wir würden es für eine strenge Buße halten, wenn wir eine solche Lebensordnung befolgten, bei welcher dieser heilige Lehrer noch für sich zitterte. Und doch sind wir nicht so beschäftigt, und werden durch die Anstrengungen des Geistes und des Leibes nicht so erschöpft, wie er. Was würde er von der Ueppigkeit und Verschwendung unserer Tische, von unsern ausgesuchten Gerichten und ihrer Zubereitung denken und sagen? Was würde er von unserer Gierigkeit, von unserer Sinnlichkeit, von unsern verdammlichen Erfindungen, um die Eßlust zu reizen und um essen zu können, nicht der Nothwendigkeit, sondern einzig der Wollust wegen? Was würde

er von so vielen Mitteln sagen, die man ersonnen hat, um die Verdauung zu beschleunigen und den Magen zu befähigen, ein neues Uebermaß ertragen zu können? Würde er nicht mit Recht die Christen unserer Zeit für raffinirtere Epicuräer halten, als die griechischen und römischen waren? Würde er Bedenken tragen, sie mit dem bösen Reichen zu vergleichen, welcher täglich kostspielige Mahlzeiten hielt, und ihnen dasselbe Loos zu verkündigen?

Wie würde er aber erst staunen, wenn er sähe, wie die Tische der Geistlichen mit den Tischen der Großen der Welt um die Köstlichkeit und die Kostspieligkeit streiten und es ihnen zuvorzuthun suchen; wie die Einkünfte der Kirche, das Vermögen der Armen, das Erbgut der Wittwen und der Waisen, der guten Tafel und dem Uebermaß des Mundes geweiht werden!

Die Welt, wird man sagen, hat dieß nun einmal so eingeführt; man kann nicht davon abweichen, ohne als seltsam zu erscheinen, ohne sich mindestens dem Gespötte auszusetzen, ohne die gute Gesellschaft von seinem Hause auszuschließen, und allein

leben zu müssen. Das kann wohl sein. Ist denn aber diese Welt nicht eben die, welche im Evangelium verworfen wird, eben die, für welche Jesus Christus nicht gebetet hat, eben die, welche auch nicht zu Jesus Christus betet, welche nur an das gegenwärtige Leben denkt, und sich um die Verheißungen des künftigen Lebens wenig kümmert? Was darf denn ein Diener der Kirche, was darf ein Christ, der sein Heil wirken will, mit dieser Welt gemein haben? Und welche Entschuldigung wird er im Gerichte Gottes in den Gebräuchen dieser Welt finden, die von der Religion, welche wir bekennen, ausdrücklich verworfen werden, und gegen welche die Grundsätze und die Beispiele aller Heiligen Einspruch thun?

Die Ausartungen des Tisches machen den Geist dumm, zerstören die Gesundheit, das Vermögen, unterhalten, vermehren, verbreiten das Elend der Armen, verursachen unzählige Verbrechen, abgesehen von denen, die unmittelbar ihre Folgen sind. Man weiß das Alles: man kann sich hierüber nicht täuschen: ja man

seufzt manchmal über die Größe der Unordnung, des Mißbrauchs, dessen Opfer man zu werden fürchtet, von dem man die traurigsten Folgen für sich und für seine Familie voraussieht. Und doch bessert man sich nicht: ja statt sich zu bessern, überbietet man noch täglich die Ueppigkeit seiner Väter, seine eigene Ueppigkeit. Man sieht, daß man die Mittel nicht dazu hat, und man steckt sich in Schulden. Man weiß es, daß der Arme wegen des übermäßigen Preises, den die Reichen auf die Nahrungsmittel setzen, nicht mehr leben kann: und man macht ihm täglich das Leben schwerer.

Wie die Dinge nun einmal stehen, gibt es kein Rettungsmittel mehr, weder in der Religion, auf die man nicht hört, noch in der Vernunft, die ohnmächtig, noch im Beispiel, das zu selten und zu schwach ist. Man kann es nur von dem Uebermaß des Uebels selten erwarten, oder von einer glücklichen Umwandlung unserer Sitten, welche die Vorsehung herbeiführt.

XCI.

Beklagenswerthe, und doch heilsame Unkenntniß unserer Kräfte.

„Auch die Unkenntniß, in der ich mich hinsichtlich meiner Kräfte befinde, ist eine beklagenswerthe Finsterniß.“
(Bch. 10. K. 32.)

Indem sich der heilige Augustin selbst gründlich kennen zu lernen sucht, und vor Gott sein Inneres in Bezug auf gewisse Gegenstände erforscht, sagt er, daß er hinsichtlich dieser Gegenstände nicht für sich bürgen, und daß er sich in seinem Urtheile darüber, was er in diesen Fällen thun, oder nicht thun würde, täuschen kann. Das, fügt er hinzu, ist eine beklagenswerthe Finsterniß.

Er hat ganz Recht. Wenn es Etwas gibt, das nicht bloß die guten Christen, sondern selbst die größten Heiligen zittern machen soll, so ist es die Unwissenheit, in der sie sich hinsichtlich ihrer Fortschritte in der Tugend befinden, und der Umstand, daß sie sich so wenig auf ihre Kräfte ver-

lassen können. Ach! für wie stark wir uns auch durch eine lange und beständige Ausübung des Guten halten mögen, sehen wir nur auf uns selber, worauf können wir dann rechnen? Zu welchem Guten sind wir denn fähig? Vor welchem Bösen können wir uns denn sichern? Was ist denn erforderlich, um uns zu erschüttern und zu stürzen? Fast nichts. Eine gefährliche Gelegenheit, ein Mangel an Wachsamkeit, eine Empfindung des Eigendünkels oder des Mißtrauens gegen Gott können bewirken, daß wir der Versuchung unterliegen. Wir sind unserm Fall eben dann, wenn wir es am Wenigsten ahnen, am Nächsten. Dachte David, als er einen Blick auf Bethsabee warf, daran, daß er im Begriffe sei, ein Ehebrecher und Mörder zu werden? Hätte es sich Salomon, den Gott so zärtlich liebte, der mit einer so hohen Weisheit begabt war, je gedacht, er werde einmal sein Herz fremden Weibern und seine Huldigung ihren falschen Gottheiten preisgeben?

Diese Beispiele und so viele andere, nicht minder berühmte in der Kirchen-

geschichte setzen uns in Staunen, und wir können sie kaum begreifen. Wer von uns aber hat sich nicht irgend eine Schwachheit vorzuwerfen, deren er sich nicht für fähig hielt? Wer von uns hat nicht in vielen Fällen die Flucht ergriffen, wo ihm der Sieg gewiß zu sein schien? Kennen wir uns nur ein wenig, so haben wir allen Grund, immer für uns selber zu fürchten; und wir wissen nicht, wie weit uns eine Leidenschaft, gegen die wir gleich im Anfange nicht ernstlich genug kämpften, eine Nachläßigkeit, eine Untreue gegen die Gnade führen können. Das Böse hat wie das Gute fast immer kleine Anfänge und unwahrnehmbare Ursachen.

Stützen wir uns also nie auf uns; haben wir keine zu hohe Meinung von unsern Kräften; verlassen wir uns nicht auf unsere Tugend und auf unser bisheriges Leben. Wir wissen heute nicht, was wir morgen sein werden: jetzt, am Morgen sind wir im Stand der Gnade, am Abend vielleicht in der Todsünde.

Diese Unwissenheit ist ohne Zweifel beklagenswerth; aber sie ist auch heilsam;

sie ist nothwendig, damit wir demüthig bleiben, wodurch allein eine Sicherheit für uns möglich ist. Um nichts zu fürchten zu haben, müssen wir Alles fürchten; um stark in Gott zu sein, müssen wir vom Gefühl unserer Schwachheit durchdrungen sein. Gott wird es nie gestatten, daß sich der Mensch in sich selbst rühme: um ihn für diese thörichte Einbildung zu strafen und zugleich davon zu heilen, wird er zulassen, daß er den demüthigendsten Fall thue. Es ist etwas Unerhörtes, daß ein demüthiger Christ, der nur auf Gott rechnet, sich je bedeutende Fehler zu Schulden kommen ließ: während ein Jeder, der sein Vertrauen auf sich selbst gesetzt, früher oder später seinen Irrthum auf seine Kosten kennen gelernt hat.

Aber wie! kann ich mich denn von gar keiner Gewißheit in den Dingen, welche sich auf mein Heil beziehen, versichern? Nein, wenn du nur dich selber im Auge behältst, weil du auf jeder Stufe der Heiligkeit, zu der du gelangt bist, noch immer sündigen kannst, noch immer schwach, immer verderbt in deinem Willen, immer zum

Bösen geneigt, immer der Gefahr, deine Freiheit zu mißbrauchen, ausgesetzt, immer der Eigenliebe unterworfen, immer bereit, einen Blick des Wohlgefallens auf dich zu werfen, und folglich immer in Gefahr bist, zu fallen.

O! wie demüthig wäre man, wie umsichtig wäre man, und wie sehr würde man immer für sich selber zittern, wenn man bedächte, von wie Wenigem die Heiligkeit des Geschöpfes abhängt! Ich kann nicht bloß nicht für meine endliche Beharrlichkeit bürgen, sondern ich kann auch nicht für eine Viertelstunde, ja nicht einmal für einen Augenblick der Beständigkeit im Guten Gewähr leisten. In jedem Augenblicke kann mir ein Fehler, ein Gedanke, ein Wort, ein Blick entschlüpfen, der mich stufenweise in den Abgrund stürzen wird. Denn meine Armseligkeit ist so groß, daß ich zwar fallen, mich aber schlechterdings nicht mehr aufrichten kann; daß mich ein leichter Fall zu einem schwerern Falle geneigt macht; und daß der Mißbrauch einer Gnade znr gerechten Strafe mein ewiges Verderben herbeiführen kann.

Wenn ich aber gar keine Sicherheit in mir selbst finde, so finde ich sie ganz und vollkommen bei Gott. Ich weiß, daß ich unerschütterlich bin, wenn ich auf ihn vertraue: daß er mir keinen Beistand, keinen Schutz von irgend einer Art versagen wird: daß er, wenn ich ihm die Angelegenheiten meiner Seele überlasse, dafür wie für sein eigenes Gut sorgen wird; mit einem Worte, daß, wenn ich mich nicht selbst seinen Händen entziehe, Niemand mächtig genug ist, um mich ihnen zu entreißen: und daß ich also unmöglich umkommen kann, wenn ich nur in dem Willen beharre, mich Gott zu überlassen und mich in Allem von seinem Geiste führen zu lassen. Der Herr regieret mich, sagte David, und nichts wird mir mangeln (Ps. 22, 1.). Das lehrt mich der Glaube, und das soll mich beruhigen: die einzige Unruhe, in der ich mich noch befinden kann, ist die, daß ich nicht biegsam, folgsam, der Leitung Gottes unterworfen genug bin.

Je mehr ich nun aber davon überzeugt bin, daß ich mich so wenig auf mich

verlassen kann, desto aufrichtiger soll ich geneigt sein, nur auf Gott zu rechnen und fest mit ihm verbunden zu bleiben. Denn in einer so wesentlichen Angelegenheit, wie die des Heils ist; in einer so vielen Gefahren ausgesetzten Angelegenheit; in einer Angelegenheit, deren glücklicher Erfolg von allen Augenblicken meines Lebens abhängt; in einer Angelegenheit, wo Alles für mich verloren ist, wenn ich einen Fehler begehe, muß ich nothwendig einen Stützpunct und zwar einen beständigen, festen, unerschütterlichen haben: und je weniger ich ihn in mir finde, desto mehr muß ich ihn außer mir suchen. Wo sonst aber werde ich einen solchen Stützpunct finden als in Gott? Wer sonst als er kann das Gelingen eines Geschäftes bewirken, an dem mir so viel liegt, und bei dem ich nichts vermag? Befinden sich nicht alle übrigen Menschen in demselben Falle wie ich? Vermögen sie Etwas durch sich selber, und bedürfen sie nicht derselben Stütze?

Ich ziehe also einen sehr großen Vortheil aus dem Mißtrauen gegen mich selber, da es mich nöthigt, mein ganzes

Vertrauen auf Gott zu setzen. Die Ungewißheit hinsichtlich meiner Beharrlichkeit im Guten, der mich das Gefühl meiner Armseligkeit preisgibt, ist also in einem gewissen Sinne nichts weniger als beklagenswerth, wenn sie mir zur größten und vollkommensten Gewißheit Seitens Gottes behilflich ist. Preisen wir ihn, danken wir ihm dafür, daß es sein Wille ist, daß wir nicht auf uns selbst rechnen sollen, damit wir genöthigt sind, auf ihn allein zu hoffen.

XCII.

Die Verachtung des Lobes.

„Wer, wenn du ihn tadelst, von den Menschen gelobt zu werden sucht, der wird, wenn du ihn richtest, von ihnen weder vertheidigt, noch, wenn du ihn verdammest, deinen Händen entrissen werden."

(Bch. 10. K. 26. N. 59.)

Das Lob, man mag es ertheilen, oder bekommen, ist einer der wichtigsten Gegenstände der christlichen Moral; und wer die Beweggründe, aus denen er ein Lob ertheilt oder versagt, die Art und

Weise, wie er es ertheilt, die Uebertreibungen oder Zurückhaltungen, womit er verfährt, die Personen und die Dinge, die er zu loben oder zu tadeln geneigt ist, und, was das Lob, welches er bekommt, betrifft, die Begierde oder die Gleichgiltigkeit, womit er es sucht, den Eindruck, welchen es auf ihn in dem Augenblicke macht, wo er es bekommt, die Wirkungen, welche es hinsichtlich seines Verhaltens hervorbringt, genau kennen zu lernen sucht, wer sich hinsichtlich dieser zwei Artikel aufmerksam erforscht, der wird eine sehr tiefe Kenntniß der Verfassung seines Geistes und seines Herzens erwerben. Denn auf diesen Gegenstand kommt Alles an; er hat auf Alles Einfluß, und die Art und Weise, wie man sich hinsichtlich seiner benimmt, ist eine der sichersten Regeln zur Selbsterkenntniß und zur Erkenntniß Anderer.

Der heilige Augustin erforscht sich hinsichtlich dieses Gegenstandes sehr streng; nicht hinsichtlich des Lobes, das er ertheilte, sondern hinsichtlich desjenigen, das ihm sein Verdienst, sein Eifer, seine Tu-

gendhaftigkeit erworben. Er litt, wenn man an ihm Dinge lobte, in denen er sich selbst mißfiel; oder wenn man andere weit über ihren Werth hinaus schätzte. Er sah ein, daß er nicht um seiner selbst, sondern um des Vortheils des Nächsten willen ein Wohlgefallen an dem Lobe haben solle, das er bekam. Und es schmerzte ihn, daß er sich der Gesinnungen seiner Seele in dieser Hinsicht nicht versichern konnte.

In Betracht der Grenzen, die ich mir vorgeschrieben, darf man keine weitläufige Behandlung dieses so umfangreichen Gegenstandes erwarten, über den man ein sehr anziehendes Werk schreiben könnte. Ich beschränke mich auf die Bemerkungen, welche mir die ausgewählte Stelle darbietet, in der von dem Lobe, das man bekommt, gesprochen wird.

Nur das ist ein wahres und wirkliches Lob, welches Gott ertheilt, weil es auf die Wahrheit und auf die innige Kenntniß derer, die er lobt, gegründet ist. Er kann sich weder in der Schätzung des wahren Verdienstes, noch in der

Ertheilung seines Lobes täuschen. Sein Lob geht weder zu weit, noch ist es zu gering: eine unfehlbare Billigkeit gibt es ein, regelt und bemißt es. Es hat nicht die schlimme Wirkung, daß es diejenigen aufbläht, welche es bekommen: im Gegentheil, Gott richtet es so ein, daß es sie demüthigt und sie lehrt, ihm alle Ehre für das Gute, das er in ihnen findet, zu erweisen.

Nicht so verhält es sich weder mit dem Lobe, das man sich selbst ertheilt, noch mit dem, das man von andern Menschen bekommt. Da wir nicht genau wissen, worin das wahre Verdienst besteht, so loben wir oft an uns und an Andern, was nicht verdient, gelobt zu werden; wir loben entweder zu viel oder zu wenig; ebenso tadeln wir auch ungebührlich, weil unsere entweder falschen oder unvollkommenen Vorstellungen die Regel unserer Urtheile sind. Da wir uns nicht oder nicht recht kennen, so rühmen wir uns gar häufig der guten Eigenschaften und der Tugenden, die uns fehlen. Die Eigenliebe macht uns blind,

schmeichelt uns und besticht uns; und es geht das so weit, daß wir gar nicht daran denken, ihren Kunstgriffen nicht zu trauen.

Ihre offenbarste Betrügerei aber ist dieß, daß sie uns auch nicht gestattet, vor dem Lobe Anderer auf der Hut zu sein; daß sie uns antreibt, es eifrig zu begehren, es mit einer thörichten Eitelkeit zu suchen und herbeizuführen, es mit einer vollkommenen Zuversicht anzunehmen, wie wenn es aus dem Munde der Wahrheit selber käme. Abgesehen indeß davon, daß unser Gewissen oft dem Lobe widerspricht, welches man uns ertheilt, lehrt uns die Erfahrung genugsam, daß Andere, wenn sie uns auch vollkommen kennen und uns richtig schätzen, doch selten so sprechen, wie sie denken, weil sie Schmeichler, Betrüger, eigennützig sind. Zudem sagt uns unser Herz, daß, gleichwie wir nur uns selber lieben und schätzen, auch Andere eben dieß thun, und daß, gleichwie das Lob, welches wir ihnen ertheilen, gewöhnlich nicht aufrichtig ist, auch das es nicht ist, welches wir von ihnen bekommen.

Ungeachtet aller dieser Gründe, welche uns zum Mißtrauen bewegen sollten, lassen wir uns doch beständig selbst von den gröbsten, augenscheinlichsten, übelst beschaffenen Schmeicheleien zum Narren haben. Und dieß kommt daher, weil in uns selber ein Schmeichler ist, der listiger und gefährlicher ist als alle Schmeichler außer uns, der uns antreibt, das Gift des Lobes begierig zu verschlucken, und es sogar noch weiter treibt.

Wer könnte es sagen, wie verderblich dieß Gift ist! wie viele gute Seelen es verwöhnt, wie viele böse es beherzt gemacht hat! wie sehr es die Vernunft berauscht, die Leidenschaften erhitzt, die Gesinnungen verderbt, diejenigen eitel macht, bethört, entstellt, welche es ohne Vorsicht trinken! Man kann selbst von den meisten guten Menschen behaupten, daß kaum einer unter ihnen ist, der nicht besser geworden wäre, wenn er für das Lob sich weniger empfänglich gezeigt hätte. Und nun urtheile man, wie sehr es erst Andern schadet.

Wäre es auch nur für das gegen-

wärtige Leben nachtheilig, so wäre dieser Nachtheil schon groß genug: allein in Bezug auf das künftige Leben ist es noch weit schädlicher. Es treibt an, Böses zu thun. Es ermuthigt, es unterstützt, es bestärkt, es schläfert ein im Verbrechen: und dadurch stürzt es ebenso die Lobenden wie die Gelobten in's Verderben. Was die guten Handlungen betrifft, so wird durch das Lob ihr Verdienst vermindert oder geht ganz verloren. Wer in der Absicht, den Menschen zu gefallen, handelt, der hat seinen Lohn bekommen, und keinen mehr von Gott zu erwarten. Jesus Christus hat es im Evangelium erklärt. (Matth. 6, 2. 5. 16.) Wie viele gute Werke gehen also verloren! Wie viele Scheintugenden werden erzeugt! Wie manche Heiligkeit ist geschminkt! Wie Viele werden verworfen, die hienieden für Auserwählte und Freunde Gottes galten, weil sie nur die Achtung der Menschen gesucht haben!

Beherzigen wir den schönen Grundsatz des heiligen Augustin recht; lassen wir uns von seiner Wahrheit durchdringen,

so daß wir einen heiligen Abscheu vor jedem Lob bekommen, selbst vor dem, das wir für vollkommen gerecht und verdient halten müssen, da es uns, wenn wir so schwach sind, ein Wohlgefallen daran zu haben und dabei zu verweilen, das Verdienst unserer besten Werke entreißen kann. Bedenken wir, wie verächtlich das menschliche Lob, und welche Thorheit es ist, für eiteln Rauch einen ewigen Lohn aufzuopfern; wie niedrig gesinnt eine Seele ist, welche, da sie unter den Augen Gottes handelt und ihn also als Ziel im Auge haben kann und soll, sich von ihm ab- und zu den Geschöpfen hinwendet und nach ihrem Beifall strebt; wie beleidigend es ist, ihr Lob dem Lobe Gottes vorzuziehen.

Sagen wir oft zu uns: Was wird mir die Achtung der Menschen nützen, wenn ich die Achtung Gottes verliere? und bin ich so glücklich, von Gott geschätzt zu werden, wozu brauche ich dann das Lob der Menschen? was kann es zu meinem Verdienste hinzufügen? welchen Vortheil verschafft es mir? Ich würde

an mir selbst ein Wohlgefallen haben, und das Wohlgefallen Gottes verlieren. Werden die Urtheile der Menschen einst nicht gerichtet werden? Wenn Gott mich tadelt, werden die Menschen mich rechtfertigen? Wenn er mich anklagt, werden sie mich vertheidigen? Wenn er mich verdammt, werden sie mich retten? Wenn ich dagegen Gott für mich habe, was kann mir dann der Tadel der Menschen schaden? Wenn er mich vertheidigt, was liegt mir dann an ihrer Anklage? Wenn er mich rechtfertigt, was habe ich dann von ihrem ungerechten Ausspruch zu fürchten?

Setzen wir uns also ebenso über das Lob wie über die Verachtung weg; fürchten wir diese nicht; suchen wir jenes nicht; und haben wir zu wählen, so ziehen wir unbedenklich die Verachtung der Welt ihrer Achtung vor. Jesus Christus hat uns in seiner Person das Beispiel davon gegeben, und erneuert es täglich in der Person der Heiligen. Liebe es, unbekannt zu sein, sagt der Verfasser der Nachfolge, und für nichts gehal-

ten zu werden. Vergessen uns die Menschen, so sind unsere Tugenden in Sicherheit; ihre Verachtung veredelt und reinigt sie; ihre Verleumdungen bringen sie auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit.

XCIII.

Die himmlischen Gunstbezeigungen.

„Manchmal versetzest du mich in einen ganz außerordentlichen innern Zustand und lässest mich eine unbeschreibliche Süssigkeit genießen, die, wenn sie in mir zur Vollendung kommt, etwas Anderes als dieses gegenwärtige Leben sein wird.“

(Bch. 10. K. 11.)

Ein Heiliger spricht so, einer der größten Geister, ein tiefer Philosoph: der Mann, welcher den Zustand seiner Seele und Alles, was von seiner Kindheit an darin vorgegangen, auf's Gründlichste erforscht hat. Er gibt öffentlich die genaueste und umständlichste Rechenschaft von seiner innern Verfassung in einem Werke, worin Alles die Frömmigkeit und die Heiligkeit athmet. Wer dürfte

ihn wegen eines Irrthums oder wegen einer Lüge im Verdachte haben?

Er bezeugt nun aber, daß ihn Gott manchmal in einen innern Zustand versetzte, der kein gewöhnlicher für ihn war, und daß er ihn eine Süssigkeit genießen ließ, die mehr an das Leben des Himmels als an das Leben der Erde erinnerte. Das ist gewiß ein Zeugniß vom größten Gewichte.

Nicht bloß die Ungläubigen und Freigeister, sondern auch die Weltlichgesinnten und Unandächtigen halten Alles für fromme Träumereien, was man im Leben der Heiligen hinsichtlich ihres innigen Verkehrs mit Gott und der Gunstbezeigungen liest, die ihnen in ihren Gebeten zu Theil werden. Es sind dieß, sagen sie, die Wirkungen einer erhitzten Einbildungskraft, eines durch das Fasten, die Nachtwachen, die Einsamkeit geschwächten Gehirns, eines heißen Temperaments, eines empfindsamen Herzens. Und weil den Frauen solche Gnaden häufiger zu Theil werden als den Männern, so halten sie sich für berechtigt, sie ohne Untersuchung als Täusch-

ungen und als eine Art Krankheit zu verwerfen, welche mehr die Behandlung eines Arztes als eines Leiters erfordert.

Ohne aber vom heiligen Antonius zu reden, dessen vom heiligen Athanasius beschriebenes Leben bezeugt, daß Gott die grausamen Bedrückungen, welche er von den Teufeln erfuhr, oft mit seinen Tröstungen belohnte, ohne vom heiligen Bernhard zu reden, der in seinen Predigten über das Hohelied von diesen himmlischen Gunstbezeigungen als von Etwas spricht, das er aus seiner eigenen Erfahrung kannte; ohne vom heiligen Franz von Assisi zu reden, welchem Jesus Christus durch einen Seraph die Zeichen seiner heiligen Wunden einprägte; ohne von unzähligen andern ebenso glaubwürdigen Zeugnissen zu reden — was werden sie denn dem Ansehen des heiligen Augustin entgegensetzen? Werden sie sagen, er sei ein Träumer, ein überspannter Kopf gewesen? Werden sie behaupten, er habe sich hinsichtlich dessen getäuscht, was in ihm selber vorging, oder er habe sich, um die Welt zu betrügen, gestellt, als habe er erfahren, was er nicht

erfuhr? Nichts von dem Allen ist weder wahr, noch wahrscheinlich.

Man muß also die Wirklichkeit dieser wunderbaren Wirkungen der Gnade, dieses Vorgeschmacks der ewigen Seligkeit anerkennen, welchen Gott manchmal hienieden seinen Freunden und treuen Dienern zu Theil werden läßt. Denn der Zustand, von welchem der heilige Augustin in dieser Stelle spricht, ist weder der Frieden des Gewissens, welchen Alle diejenigen genießen, die im Stande der Gnade sind, noch die fühlbare Andacht, die er im Anfang seiner Bekehrung erfahren hatte, noch auch das gewöhnliche Gefühl der Gegenwart Gottes, sondern er ist etwas minder Gewöhnliches, etwas Höheres, Entzückenderes. Er ist, sagt er, eine sehr ungewöhnliche Einwirkung, wobei sich die Seele unthätig verhält, folglich auch eine seltene und vorübergehende: er ist kein Zustand, in den die Seele, unterstützt von der gewöhnlichen Gnade, sich selber versetzt, sondern ein Zustand, in den Gott, der allein thätig ist, sie auf eine außerordentliche Weise einführt; er ist eine

unbeschreiblich angenehme Empfindung, die, wenn sie ihre Vollendung erreicht, Etwas sein wird, das mit diesem Leben keine Aehnlichkeit hat. Was es auch für eine Art von Gnade sein mag, wovon der heilige Augustin hier spricht, so ist offenbar von einer seltenen, wunderbaren, unaussprechlichen Gunstbezeigung die Rede, von einer köstlichen Empfindung, die keine menschliche Bemühung hervorbringen, keine Täuschung erfinden, keine Vorstellung darstellen, keine Sprache ausdrücken kann.

Und warum sollte man an diesen so sehr beglaubigten Wundern der Gnade zweifeln? Etwa deßhalb, weil sie übernatürlich sind? Ist denn aber in der Religion nicht Alles übernatürlich? Oder weil der Teufel sie manchmal nachzuäffen sucht? Sie sind also wirklich: und übrigens gibt es sichere Mittel, die göttlichen Wirkungen von denen des Teufels zu unterscheiden. Oder weil auch hier wie überall der Betrug möglich ist? Allein der Betrug hat seine Merkmale, an denen er sich zu erkennen gibt: man darf also nur

sehen, ob diese Merkmale auf den heiligen Augustin und auf so viele andere anerkannt heilige Personen anwendbar sind. Oder endlich, weil man selber keinen Begriff, keine Erfahrung von solchen Dingen hat? Welch ein Grund! ich würde mich schämen, ein Wort darauf zu entgegnen.

Setzen wir einen Augenblick jedes Vorurtheil bei Seite, und sprechen wir vernünftig. Ist es nicht ein einleuchtender Grundsatz, daß es außer dem Dienste Gottes hienieden keine Glückseligkeit geben kann? und daß die Glückseligkeit um so größer, je vollkommener dieser Dienst ist? Ist es nicht ferner ein dem Evangelium gemäß sicherer Grundsatz, daß die Mühseligkeiten, die Kreuze, die Versuchungen, die Demüthigungen aller Art das Loos der treuen Nachfolger Jesu Christi sind? Ist es endlich nicht ausgemacht, daß die Heiligen jede menschliche Ergötzung, Freude, Tröstung zu verwerfen pflegen? Gott aber hat sich verpflichtet, sie glücklich zu machen: sie sagen, daß sie es sind, und sie sind es wirklich. Sie haben also ihre Freuden, und zwar übernatürliche Freuden, welche

das Fleisch und das Blut nicht begreifen; Freuden, welche selbst den gewöhnlichen Christen unbekannt, und denjenigen vorbehalten sind, welche, um Gott anzuhangen, allem Uebrigen und besonders sich selber gänzlich entsagen.

Ja Gott nimmt es selbst über sich, sie glückselig zu machen: er unterstützt sie; er tröstet sie; er trocknet von Zeit zu Zeit ihre Thränen ab; er gibt sich ihnen zu kosten; er entschädigt sie für das, was sie ihm geopfert haben: ein Augenblick solcher unaussprechlichen Wonnen, womit er sie berauscht, läßt sie Alles vergessen, was sie für ihn gelitten, und sie verlangen, noch tausendmal mehr zu leiden. Gleichwie sie sich bestreben, ihm in Allem Beweise von ihrer Liebe zu geben, so läßt auch er es sich angelegen sein, ihnen seine Zuneigung zu bezeugen; und die Vertraulichkeit, um mich mit dem Verfasser der Nachfolge auszudrücken, womit er mit ihnen verkehrt, ist ganz erstaunlich.

Wie! um uns die Last dieses elenden Lebens tragen zu helfen, hat der Urheber der Natur angenehme Empfindungen in die

Guten wie in die Bösen gelegt, die er selbst denjenigen nicht versagt, welche sie mißbrauchen, um ihn zu beleidigen: und der Urheber der Gnade sollte mit dem übernatürlichen Leben, das die Seele aus ihm schöpft, nicht unvergleichlich reinere und köstlichere Vergnügen verbunden haben! Die Religion hat ihre Trübsale und ihre Leiden: und sie sollte keine himmlische Salbung haben, die sie versüßt! Es gibt Zeiten und Zustände im innern Leben, wo der Himmel ehern, wo man den Leiden, den Versuchungen, den Prüfungen, den scheinbaren Verstoßungen von Seiten Gottes preisgegeben ist: und es sollte nicht auch andere Zeiten und Zustände geben, wo der Himmel einen milden Thau über die Seele gießt, der sie erquickt, wo Gott sie heimsucht, sie liebkost, sie mit seinen Tröstungen überströmt!

Ich getraue mir zu sagen: so groß auch die vorübergehenden Gunstbezeigungen sein mögen, deren der heilige Augustin erwähnt, der vollkommene Dienst Gottes enthält doch noch ausgezeichnetere. Die Seelen, welche er hienieden zu einer vollkom-

menen Vereinigung mit sich bestimmt, lassen sich aus Antrieb des heiligen Geistes gern aller Heimsuchungen des Himmels berauben, und stehen nicht an, ihnen das ganz reine Leiden so lange, als es Gott gefällt, vorzuziehen. Sie haben ein unvergleichlich größeres Verlangen, Jesum Christum auf den Oelberg und den Calvarienberg zu begleiten, als die Wonnen des Thabor mit ihm zu theilen. Sie streben nur darnach, gleich ihm mitten unter den Qualen und der Schmach und gewissermaßen von Gott verlassen, der seine Gerechtigkeit an ihnen ausübt, am Kreuze zu sterben.

Nach diesem mystischen Tode aber kommt der Augenblick ihrer glorreichen Auferstehung. Die Vereinigung mit Jesus Christus, ihrem Bräutigam, wird vollendet. Es finden nun keine Gunstbezeigungen von kurzer Dauer mehr statt, nach denen man, wie der heilige Augustin klagt, die schmerzvolle Last der Natur fühlt, seufzt und weint. Dieser Zustand ist ein bleibender; man genießt einen beständigen Frieden, der über allen Begriff geht; ein süßes und ruhiges Vergnügen nährt und sättigt

die Seele; sie ist fortwährend in Gott entzückt, doch so, daß ihr ihr ganzes Denken und ihr voller Selbstbesitz bleibt; sie befindet sich schon jetzt im Paradiese; und leidet sie noch, so leidet sie mit einer Freude, welche sogar alle übrigen übernatürlichen Freuden übertrifft.

Ich darf wohl mit dem Psalmisten hier ausrufen: Wer ist weise und behält dieß, und versteht die Gnaden des Herrn (Ps. 106, 43.)? Welche Seele ist so hoch gesinnt und besitzt einen solchen Heldenmuth, daß sie sich gern dem Willen Gottes in jeder Hinsicht überläßt, durch alle Stände des sterblichen Lebens Jesu Christi geht, um aufzuerstehen, wie er, und selbst schon hienieden gewissermaßen einzugehen in seine Herrlichkeit?

Glauben wir, was die Dinge Gottes betrifft, nur den Heiligen. Kein Zeugniß ist so ehrwürdig, so glaubwürdig, wie das ihrige. Und seien wir von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Gott, wenn er seine Lieblinge auf eine furchtbare Weise prüft, mächtig, reich, gütig genug ist, um sie seiner Verheißung gemäß schon in

diesem Leben hundertfach für das zu entschädigen, was sie um seinetwillen gelitten. —

Die Bekenntnisse des heiligen Augustin schließen bekanntlich mit dem zehnten Buche; und die drei folgenden haben einen andern Inhalt, der zu moralischen Betrachtungen wenig Stoff darbietet.

Inhalt